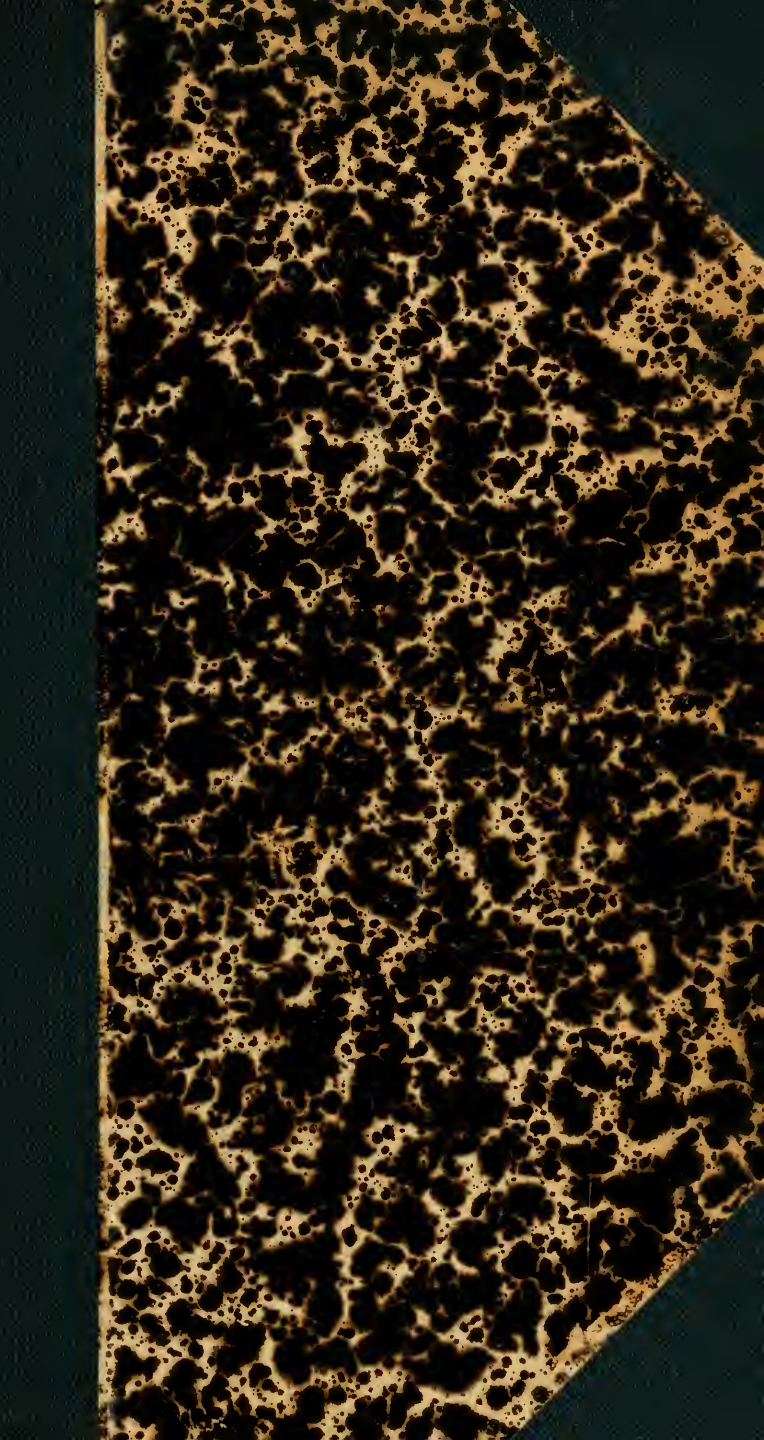






Ecce ego — Erst komme ich!

Von **Ernst von Wolzogen** erschien im gleichen Verlage:

Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes. Novellen.

Die rote Franz. Roman. Neue Ausgabe.

Das gute Krokodil und andere Geschichten aus Italien.

Das Lumpengesindel. Eine Tragikomödie.

Die Entgleisten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend.

Fahnenflucht. Novelle.

Linksum kehrt schwenkt — Trab! Ein ernstes Mahnwort an die herrschenden Klassen und den deutschen Adel insbesondere.

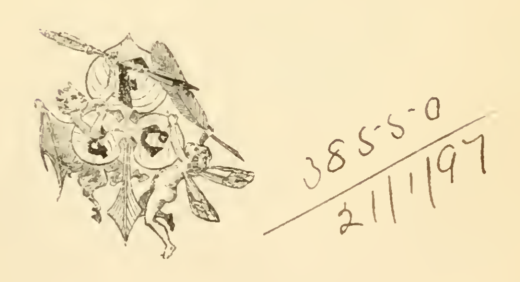
Ecce ego
Erst komme ich!

Roman

von

Ernst von Wolzogen

Zweite Auflage



Berlin W
F. Fontane & Co.
1896

Theodor Fontane,

dem rüstigen Vorkämpfer und Vorbildner unserer jungen Kunst, dem Meister des märkischen Romans

in dankbarer Verehrung gewidmet

vom

Verfasser.

München, im Oktober 1895



Erstes Kapitel.

In welchem Herr von Klinkenberg eine jeniale Idee und der freundliche Leser den größeren Teil der lieben Familie kennen zu lernen das Vergnügen hat.

„Aber bitte, lieber Herr Schmöks, wollen Sie sich nich 'ne Cijorie anstecken? Sie sehen ja nich besonders aus, aber jut sind se — Ehrenwort!“ sagte Herr von Klinkenberg, indem er mit leutseligem Lächeln von der stolzen Höhe seiner hundertsiebenundachtzig Centimeter auf das kleine Männchen mit der schiefen Schulter und dem vergilbten Pergamentgesicht heruntersah und ihm ein Cigarrenkistchen dicht unter die Habichtnase hielt.

Herr Schmöks wehrte unhöflich ab und fuhr mit einer dünnen, scharfen Stimme ungeduldig heraus: „Ach, was thu ich mit Ihre Cijarren, ich will mein Jeld haben! Soll ich mein Jeld nu kriegen oder nich?“

Mit scheinbarer Gemütsruhe stellte der schlanke junge Mann das Kästchen beiseite, nachdem er sich eine der merkwürdig gekrümmten, grüngefleckten Plantodoros herausgenommen hatte. Über seine hohe Stirn flog dunkle Röte, die Zornader trat hervor. Aber dennoch brachte

er es fertig, mit demselben verbindlichen Lächeln wie vorher seinem Peiniger zu erwidern: „Selbstredend sollen Sie Ihr Feld kriegen — Ehrenwort. Aber Sie müssen mir schon erlauben, daß ich mir eine anstecke. Wenn ich schwierige Geschäfte abzuwickeln habe, muß ich rauchen. Nehmen Sie doch Platz, Herr Schmöks."

Der kleine Herr kam der Aufforderung nach, indem er sich mit einem mürrischen „Danke" auf das alte Ledersofa setzte, das ihm zunächst mitten an der Wand des mit altfränkischer Einfachheit eingerichteten Arbeitszimmers stand.

Der junge Gutsbesitzer schob sich mit einem Fußtritt, durch welchen er seinem verhaltenen Grimm ein wenig Luft machen wollte, einen Korbsessel in die Nähe der Sofaecke, auf dessen Sitz ein Kissen mit einem verblichenen gestickten Wappen wohl hauptsächlich dazu diente, ein großes Loch zu verdecken, von dem die zerrissenen Weidenspäne nach allen Seiten herunterhingen. Herr von Klinkenberg setzte sich, schlug seine langen Beine übereinander, knipste vermittelst einer an seiner Uhrkette befestigten Miniaturguillotine seine Cigarre ab, holte aus einem Schächtelchen, das er in der Westentasche trug, ein Streichholz hervor, hob den linken Schenkel ein wenig auf und strich an der straffgespannten Hose herunter. Das Zündholz flammte auf mit einem kleinen Knall, welcher Herrn Schmöks ordentlich zusammenfahren machte.

„Hähä!" lachte der junge Herr. Es war ein häßlich knarrendes, schadenfrohes Lachen. Dann setzte er seine Pflanzer in Brand und scherzte, zwischendurch

passend: „Nicht mehr recht modern im Zeitalter der Jönköpings utan svafvel och fosfor — was? Schad' nischt, mach ich immer so. Das ist nämlich eine Gewohnheit, die ich von meinem seligen Herrn Vater geerbt habe."

„Mir wär's lieber, Se hätten was anders jeerbt von dem seligen Herrn Baron," knurrte Schmöks giftig.

Sein Schuldner streifte ihn mit einem bösen Blick, räusperte sich scharf und sagte ungeduldig: „Also kommen wir zur Sache. Was wollen Sie von mir? Hab' ich Ihnen nicht die Zinsen pünktlich bezahlt?"

„Was thu ich mit de Zinsen!" fuhr Herr Schmöks auf und schlug mit seiner knochigen Hand auf den alten, wackligen Spieltisch mit dem geplatzten Fournier, der zwischen ihm und dem jungen Baron stand. „Ich will mein Kapital. Zweimal hab' ich Ihre Wechsel schon prolongiert — jetzt reißt mir die Geduld. Auf die Bahn hab' ich mich jesetzt, fünf Stunden bin ich jefahren von Berlin und zwei Stunden mit 'n Omnibus, damit ich will sehen, wie ich zu meinem Jeld komme."

„Ich bedaure sehr, daß Sie sich die unnütze Mühe gemacht haben," versetzte Herr von Klinkenberg kalt, indem er sein dunkles Schnurrbärtchen zwischen den Fingern drehte. „Sie können sich doch denken, daß ein Landmann vor der Ernte kein bar Geld zu liegen hat. Warten Sie doch, bis ich verkauft habe."

„Jawoll, ich werde Ihnen den Jefallen thun und so'n Esel sein. Denken Sie vielleicht, ich weiß nich, wie Sie drinstecken? Hätt' ich bloß vorher jewußt, was Ihr Herr Vater für Einer jewesen is, denn hätt' ich mich

überhaupt mit Ihnen nich einjelassen. Da können Se Jift druff nehmen, Herr Baron."

„Lassen Sie gefälligst meinen Vater aus dem Spiel."

Aber Herr Schmöks ließ sich nicht einschüchtern, sondern fuhr aufgeregt fort: „Ach was, ich brauch' mir nich 'n Mund verbieten zu lassen! Ich habe mir nach de Verhältnisse erkundigt; ich weiß allens! Und eh' ich hier an Ihre Hausthüre jeklingelt habe, hab' ich mir erst mal die janze Klitsche besehen und mir von de Leite Bescheid sagen lassen. Sie wollen mir auf Ihre jroßartige Ernte vertrösten? Nee bitte, det zieht nich! Was dabei rauskommen kann, hab' ich mir schon so unjefähr überschlagen. Und daß ich Ihr einziger Jläubiger bin, des werden Se mir doch selber nich vorreden wollen! Und Hypothekenzinsen haben Sie ooch noch massenhaft zu zahlen. Nee, wissen Se, mit Ihr berühmtes Rittergut locken Se mir nich wieder uff'n Leim — es war man jut, daß ich mir die Sandkuhle mal persönlich im Auge jefaßt habe. Auf den Erntesegen laß ich mir nich vertrösten. Mein Jeld will ich haben und wenn ich des nich kriege, denn klage ich und denn wird subhastiert — das heißt, vorher laß ich Sie noch auspfänden bis auf's vorletzte Paar Stiebel!"

Herr von Klinkenberg lachte nervös auf. „Bißchen viel auf einmal, Herr Schmöks. Übrigens, wenn Sie mir so das Messer an die Kehle setzen, dann lassen Sie sich gesagt sein, daß Sie von einer Subhastation gar nichts zu erwarten haben. Meine Tante, Fräulein Luise von Klinkenberg, die bei mir im Hause wohnt, hat die erste Hypothek auf Strehsen mit fünfundsiebzigtausend Mark. Dann kommen noch einige andere Hypotheken und

dann kommen immer noch erst die Schulden meines Vaters. Ich würde es also an Ihrer Stelle zunächst mal mit der Pfändung versuchen."

Schmöks zog die Mundwinkel herunter, strich sich über sein dünnes, graues Haar und sah sich um in dem großen, niedrigen Parterrezimmer, mit den altfränkischen Mahagonimöbeln, den paar Ahnenbildern und Jagdtrophäen an den Wänden und dem verblichenen, alten Teppich auf dem ausgetretenen Fußboden. „Da wird auch recht was bei rauskommen," brummte er mürrisch. „Mechten Sie nich vielleicht so freundlich sein und lassen mich erst mal den Salon und die ibrigen Reimlichkeiten besichtigen?"

„Fällt mir gar nicht im Traume ein," versetzte Herr von Klinkenberg, indem er die Asche, die eben auf seine Weste gefallen war, abklopfte.

Herr Schmöks biß die schmalen Lippen aufeinander, erhob sich und knöpfte seinen grauen Paletot mit zitternden Fingern zu. „Also schön; wie Sie wollen: ich klage."

Der Baron erhob sich gleichfalls und sagte scharf: „Gut, dann denunziere ich Sie wegen Wuchers. Sie sind schon lange verdächtig, das werden Sie wohl selbst am besten wissen."

Herr Schmöks verzog seinen Mund zu einem breiten Grinsen und dämpfte seine Stimme zu einem heiseren Fauchen herab: „I sehen Se mal an, Herr Baron! Reinlegen wollen Se mich? Wenn Se sich man nich schneiden. Denken Se, unsereiner kennt die Jesetze nich? — 'n rechter schöner Herr sind Sie, des muß wahr sein! Erst beschwindeln Sie mich um mein sauer verdientes Jeld und denn drohen Sie mir ooch noch mit'n

Staatsanwalt? Na, is jut — Sie sollen mir kennen lernen!"

„Ich muß Sie bitten, sich anständiger Ausdrücke zu bedienen," rief Herr von Klinkenberg in militärisch scharfem Ton. „Von Schwindeln kann meinerseits nicht die Rede sein. Sie haben Ihre Wucherzinsen erhalten und wenn Sie noch 'n paar Monate Geduld haben, sollen Sie auch Ihr Kapital kriegen. Das heißt: das wirklich gezahlte, nicht das, was auf dem Wechsel steht. Sonst, wie gesagt, häng' ich Ihnen einen Kriminalprozeß an. Wenn Sie aber vernünftig sind, so haben Sie binnen heute und — sagen wir mal — sechs Monaten Ihr Geld — Ehrenwort."

„Ach was, Ehrenwort! Was kennen Se mir für 'ne Sicherheit geben?"

„Ich denke, es dürfte Ihnen Sicherheit genug sein, wenn ich Ihnen anvertraue, daß ich im Begriffe stehe, mich mit der Tochter eines der angesehensten Berliner Industriellen zu verloben."

„Kann jeder sagen. Wie heißt der Mann?" versetzte Schmöks aufhorchend, indem er den jungen Herrn mißtrauisch fixierte.

„Das werd' ich Ihnen gerade sagen, damit Sie es womöglich überall herumbringen und mein zukünftiger Schwiegervater Wind davon bekommt."

Herr Schmöks versuchte zu lachen: „Püh, das nennen Sie 'ne Sicherheit! Is ja zum Schreien! Wenn Sie den Namen nicht sagen, denn lasse ich pfänden, Herr Baron, und dabei bleibt's. Sagen Se aber den Namen und die Sache is richtig und die Firma is fein — na jut, denn

warte ich noch 'n paar Monate, damit Sie doch sehen, daß Sie's mit 'n anständigen Mann zu thun haben. Und daß nichts rumkommt, darauf jebe ich Ihnen mein Wort — und mein Wort is ebenso jut wie Ihrs, Herr Baron."

Herr von Klinkenberg trat ans Fenster und dachte ein Weilchen nach. Plötzlich riß er einen Flügel auf und schrie hinaus, daß es gellend von den Hofgebäuden wiederschallte: „Plüskow, verfluchter Lümmel, wenn Du mir den Gaul noch mal so herumreißt, schlag ich Dich hinter die Löffel, daß Dir Hören und Sehen vergeht!" Er drohte mit der Faust hinaus; dann schloß er mit einem Krach das Fenster und wandte sich lächelnd seinem Gläubiger zu. „Also, mein lieber Herr Schmöks, die Dame, die ich meine, ist die Tochter des alten Herrn Schönbeck in Tegel, früherer Besitzer der Hirschapotheke, jetzt chemische Fabrik von Doktor Heinrich Schönbeck. Aber — Diskretion Ehrensache, ich verlasse mich auf Sie."

„Gewiß, Herr Baron, Sie können janz ruhig sein," schmunzelte Herr Schmöks. Sein faltenreiches Ledergesicht verklärte sich sichtbar. Er trat einige Schritte auf den jungen Herrn zu, erhob die Hand, als ob er ihn streicheln wollte, und sagte: „Wo werd' ich Heinrich Schönbeck nicht kennen. Heinrich Schönbeck is fein. Wenn Se mir die Verlobungsanzeige schicken werden, Herr Baron, werd' ich zufrieden sein und auf sechs Monat prolongieren."

„Na, dann wären wir also damit im reinen," lächelte der Baron und geleitete seinen Gläubiger mit deutlicher Aufforderung zur Thür. „Warten Sie, ich lasse an=

spannen und Sie zur Station fahren. Sie werden doch nicht sechs Stunden hier warten wollen, bis der Omnibus wieder durchkommt."

„Herr Baron sind zu freundlich — ich acceptiere mit Dank." Herr Schmöks verbeugte sich tief und schob sich eilig zur Thür hinaus. — — — —

Herr von Klinkenberg hatte seinen unangenehmen Gast fortexpediert und schritt in nichts weniger als angenehme Gedanken versunken, langsam dem Herrenhause zu. Es war das ein langgestrecktes, gänzlich schmuckloses Gebäude, nur ein Erdgeschoß und ein hochgiebeliges Ziegeldach darüber. Es hatte acht Fenster Front, schlecht eingefaßte, niedrige Fenster mit kleinen Scheiben. Zu der Hausthür in der Mitte führten fünf gemauerte Stufen hinauf, deren Steinplattenbelag sich in einem sehr verbesserungsbedürftigen Zustande befand. Das eiserne Geländer der kleinen Treppe war arg verrostet. Auf dem gemauerten Sockel, unten an der linken Treppenflanke, stand noch eine zerbrochene Vase aus Cementmasse, während von ihrem einstigen Zwilling auf der rechten Seite nur noch der verbogene Eisendorn aus dem Sockel herausragte.

Eine junge Dogge von schon recht ansehnlicher Größe sprang tolpatschig den Gutsherrn an, als er so nachdenklich dem Hause zuschritt.

„Pack dich, du Schlot!" schrie er das Tier an und stieß es mit der Faust zurück, so daß es laut aufheulte und mit eingeklemmtem Schwanze davonschlich.

„Immer mußt du einem zwischen die Beine kommen, dämliche Bestie! Hals und Bein kann man noch mal brechen über dich!" Also dem sich scheu umblickenden

Köter nachscheltend, ging der junge Baron um das Haus herum nach dem Garten. Der war schlecht gepflegt und bestand der Hauptsache nach nur aus undurchdringlich dichtem Buschwerk, durch welches sich einige kiesbestreute Wege hindurchschlängelten. Er erstreckte sich in einer Tiefe von etwa dreißig Metern hinter dem Hause fort und ging nach Osten zu in den Obst- und Küchengarten über, während nach Süden eine Dornhecke mit einer wackligen Holzthür darin ihn vom Felde trennte. Aber wenigstens präsentierte sich das Haus von der Gartenseite etwas hübscher wie von der Hofseite. Wilder Wein rankte sich zwischen den Fenstern hinauf und in der Mitte war eine geräumige Veranda vorgebaut, ebenfalls von wildem Wein dicht umwachsen. Gemauerte Stufen führten auch hier in den Garten hinunter und davor befand sich ein mit Buchsbaum eingefaßtes Rondell, das einst wohl ein Blumenbeet geschmückt haben mochte, jetzt aber nur einen schlechten, von Unkraut durchsetzten Rasen aufzuweisen hatte.

Herr von Klinkenberg vergrub die Hände in die Hosentaschen und schritt rasch die engen Wege zwischen dem dichten Buschwerk entlang.

„Verflucht und zugenäht!" brummte er vor sich hin, indem er an der morschen Gartenthür stehen blieb und mit finster zusammengezogenen Brauen in die reizlose, flache Landschaft hinausschaute. In ihm kochte die Wut, er mußte sich irgendwie Luft machen und so stieß er mit dem Fuße mit aller Kraft gegen das Heckenthürchen, daß es unten aus der Angel flog und die morschen Bretter zusammenkrachten.

Ein alter Mann, der bei seinem Vater Kutscher

gewesen war und jetzt nur noch zu leichter Arbeit in Haus und Garten zu gebrauchen war, kam, durch das Gepolter erschreckt, vom Küchengarten hergezottelt und starrte verwundert auf das Zerstörungswerk, das sein junger Herr angerichtet.

„Zum Donnerwetter, Jochen," herrschte ihn der an, „hab' ich das nicht schon hundertmal gesagt, daß die Zaun=thür in Ordnung gebracht werden soll? Da liegt der Plunder, siehst Du? Aber jetzt hab' ich die Lodderei bald satt. Ich möchte bloß wissen, wozu Du noch da bist, wenn Du nich mal das bißchen Garten in Ordnung halten kannst."

„Jo, dor weet ick nix vun. Vun die Dör hebben Herr Baron gor noch nix seggt," verteidigte sich der alte Mann, indem er seine weißumbuschten Augen bekümmert aufriß.

„Ach was, Unsinn! Kiek mich nich so döſig an, Jochen. Du weißt natürlich nie von was. Jetzt sage ich Dir's also zum hundertundersten Male: bis heute Abend ist die Thür gemacht, und wenn Du das nicht allein fertig bringst, denn rufst Du Dir den Schapskopp, den Korl dazu, verstanden!"

In diesem Augenblicke erschallte vom Hause her eine kräftige Frauenstimme: „Aaa—ri! — Aaa—ri!"

Ohne die Antwort des alten Jochen abzuwarten, schritt der junge Herr dem Hause zu. Oben auf der Veranda=treppe stand eine junge Dame, fast ebenso hoch gewachsen wie er selbst, und sah mit den scharfkantigen Zügen des Gesichts, mit dem energischen Mund, dem etwas breiten, knochigen Kinn und den hübsch geschwungenen starken

Brauen über scharf blickenden, grauen Augen dem jungen Gutsherrn so ähnlich, daß sie ohne weiteres als seine Schwester zu erkennen war.

„Herrgott, Ari, wo steckst Du denn bloß?“ rief ihm das Fräulein ungeduldig entgegen. „Wir suchen Dich seit einer halben Stunde überall. Warum kommst Du denn nicht zum Kaffee?“

„Ich werde wohl wichtigeres zu thun gehabt haben,“ versetzte der Bruder mürrisch, indem er die Stufen emporstieg.

Er wollte, ohne sich weiter auszusprechen, an ihr vorbei, aber sie hielt ihn am Ärmel fest und fragte: „Du, was war denn das für ein gräßlicher Kerl, den Du da so höflich in die Droschke hineinkomplimentiert hast? Hast Du denn eigentlich die alte Karrete wieder in stand setzen lassen?“

„I Gott bewahre, wo werd' ich denn,“ lachte er. „Ich habe das olle Möbel nur gewählt in der Hoffnung, daß es doch endlich mal aus dem Leime geht und Herr Schmöks sich vielleicht den Hals bricht.“

„Und da ist der arme Mann ohne Widerspruch hineingestiegen? Ich dächte, es müßte doch jeden ein ahnungsvoller Schauder überlaufen, der das Ding nur ansieht.“

„Gott bewahre, der fühlt sich noch hochgeehrt! Ich habe ihm nämlich lang und breit die berühmte Geschichte erzählt, wie der Zar Nikolaus unserm hochseligen Herrn Großpapa aus Dankbarkeit diese Droschke verehrt habe, und daß ich nur besonders werte Gäste der hohen Ehre würdigte, sich auf diesem ehrwürdigen Fahrzeug das Gedärme durcheinander rütteln zu lassen.“

„Also ein Manichäer?“

„Stimmt. Der Schuft hat gedroht, mich pfänden zu lassen bis aufs vorletzte Paar Stiebel.“

„Nö!“

„Doch — jerade. Ja, ja, macht Euch nur auf etwas gefaßt. Mit der Herrlichkeit der Klinkenberge ist's aus. Nächstens werd' ich wohl die Klitsche hier ooch verkloppen müssen. Übrigbleiben kann nischt. Denn ziehn wir nach Berlin. Mutter vermietet möblierte Zimmer, Du, Karlichen, gehst als Stütze und ich kann sehen, daß ich als Bereiter oder Versicherungsagent unterkomme.“

„Ach, mach' doch keine faulen Witze,“ rief Fräulein Karola erschrocken und eine jähe Röte schoß ihr ins Gesicht.

„Diesmal ist es kein Spaß,“ sagte der Bruder und damit drückte er auf die Klinke und betrat das Eßzimmer, wo seine Mutter und Tante Luise seiner schon so lange am Kaffeetische harrten.

„Na endlich!“ rief Frau von Klinkenberg, eine hagere, mittelgroße Dame von einigen fünfzig Jahren, an welcher außer den Brillengläsern durchaus nichts Rundes zu entdecken war. Sie erhob sich, zog die gestrickte Wärmhaube von der Kaffeekanne und wollte sich in einer längeren Klage über die Unpünktlichkeit ihres Sohnes ergehen.

Doch Fräulein Karola schnitt ihr bald genug das Wort ab, indem sie die schlimme Neuigkeit, die ihr der Bruder eben anvertraut hatte, ohne jegliche schonende Vorbereitung den beiden alten Damen mitteilte, wobei

sie sich übrigens einige Ungenauigkeiten zu Schulden kommen ließ, indem sie den Verkauf bereits als vollzogene Thatsache hinstellte und von der Zukunft derer von Klinkenberg als Zimmervermieterin, Stütze und Versicherungsagent wie von einem unabwendbaren Schicksal sprach.

Frau von Klinkenberg ließ mit einem gefährlichen Krach die Kaffeekanne auf das Tablett aufknallen und mußte sich rasch niedersetzen, so fuhr ihr der Schreck in die Kniee. Es zuckte um ihren breiten Mund, aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen.

Das dicke, kleine Tantchen faßte sich am ersten. Sie zog ihr feistes Gesichtchen in kummervolle Falten und schlug die runden Vogelaugen fromm zum Himmel auf. „Das kann der Himmel doch unmöglich wollen," rief sie kläglich, indem sie die gefalteten Hände an den gewaltigen Busen drückte. „Nein, nein, das glaube ich Euch noch nicht. Der liebe Gott meint's gut mit den Klinkenbergs, wenn sie auch nicht immer auf seinen Wegen gewandelt sind. Aber von Haus und Hof wird er sie nicht verjagen lassen. Verlaßt Euch nur darauf, liebe Kinder: der alte Gott lebt noch!"

Der junge Herr hatte sich inzwischen selbst eine Tasse Kaffee eingeschenkt und durstig hinuntergegossen. Jetzt machte er ein saueres Gesicht, das ebensowohl dem Gottvertrauen der guten Tante Luise, als der Beschaffenheit des Kaffees gelten mochte.

Seiner Mutter war sein Nasenrümpfen nicht entgangen; sie legte die zitternden Finger an die Kaffeekanne und jammerte entschuldigend: „Nu ja, nu ja, er is man

bloß noch lau, ich kann doch nichts dafür. — Also Du hast richtig müssen verkaufen? Sag' doch, Albert, rede doch. — Soll ich 'n nochmal wärmen lassen?"

„Nee, Mutter, laß mich mit der Lurke zufrieden. Geh lieber in 'n Keller, Karola, und hole 'ne Pulle Sekt rauf. Hier sind die Schlüssel." Er zog einen Schlüsselbund aus seiner Tasche und warf ihn nachlässig auf den Tisch.

Das große Fräulein zuckte die Achseln und sagte nicht besonders überrascht: „Du willst wohl Deinen Bankrott feiern? Das sieht Dir ähnlich, mein Junge. Übrigens, die Idee ist gar nicht mal so schlecht. Wenn doch schon mal nichts mehr zu retten ist, dann wollen wir uns wenigstens doch mal 'n guten Tag machen, ehe der Gerichtsvollzieher den Keller versiegelt."

„Aber Karola — fi donc!" rief Tante Luise in milder Entrüstung. „Wie kann man nur so reden, das ist ja heidnisch! Ach Du lieber himmlischer Vater, ich bin nur froh, daß Eure liebe, selige Großmama das nicht hat erleben brauchen!"

„Was will er denn geben?" fuhr die Mutter unvermittelt dazwischen, die ihrem eigenen Gedankengang gefolgt war, ohne auf die Sektepisode zu achten.

„Was denn? Wer denn?" wandte sich der junge Herr zu ihr. „Ach so, den Schweinehund, den Schmöks meinst Du. Na, beruhigt Euch nur, meine Damen, ganz so weit, wie Karola meint, sind wir doch noch nicht. Für diesmal bin ich den Kerl noch auf gute Art losgeworden. Ich hatte, wie gewöhnlich im kritischen Moment, eine jeniale Idee."

Karola setzte sich rasch auf den nächsten Stuhl neben den Bruder und forschte begierig: „Na — und?"

„Ich habe ihm gesagt, daß ich mich demnächst zu vermählen gedächte." Er artikulierte scharf und betonte langsam jede Silbe des bedeutungsschweren Wortes.

„Albert!" rief die Mutter, die Hände verwundert zusammenschlagend.

Und er schnickte ärgerlich mit den Fingern und näselte scharf: „Thu mir die einzige Liebe, Mama, und schimpf mich nicht immer Albert. Du weißt doch, ich kann den gräßlichen Namen nicht ausstehen. Mit Deinem ewigen Albert wirst Du mir noch mal die beste Partie verderben."

Die Schwester wurde ungeduldig und fuhr auf: „Herrjeh, thu ihm doch den Gefallen! Ja also, süßer Aribert, halt uns nicht mit Deinen Dummheiten auf. Wen willst Du denn beglücken mit Deiner wohlgepflegten Hand?"

„Weeß ich doch nich," versetzte er aufstehend und die Hände in die Hosentasche steckend. „Jedenfalls muß ich jetzt heiraten mit einer Geschwindigkeit von Nullkommadrei, sonst geht's uns allen an den Kragen. — Es müßte denn das süße Tantchen beim lieben Gott 'n kleenes Wunder durchsetzen, oder aber sich entschließen, mir zehntausend Daler zu pumpen."

Die kleine Dame rückte unruhig ihren Lehnsessel zurück und strich sich etwas nervös das schwarze Wollkleid über den Knieen glatt. „Mein lieber Ari, ich weiß nicht, ihr jungen Leute sprecht von der heiligen Ehe so leichtfertig und gottlos . . ."

„Pardon, Tante Lollchen," unterbrach sie Aribert.

„Ich sprach eben nicht von der heiligen Ehe, sondern von einem eventuellen Pump von zehntausend Dalern. Wenn ich jetzt heirate, so bringe ich meinem guten alten Namen und meiner Familie ein Opfer. Zu meinem persönlichen Pläsir zu heiraten, das erlauben mir meine Mittel nicht."

„Du wirst uns doch nicht weißmachen wollen," rief Fräulein Karola, „daß Dein Manichäer sich mit der vagen Aussicht zufrieden gegeben hätte, Du könntest vielleicht einmal eine gute Partie machen. Du mußt ihm doch einen Namen genannt haben."

„Jawohl, hab' ich auch," lachte Aribert gezwungen. „Den ersten besten, der mir einfiel; Schönbeck — erinnert Ihr Euch?"

„Nein," antworteten die drei Damen wie aus einem Munde. Und Tante Lolla fügte etwas ängstlich hinzu: „Von Schönbeck doch wohl? Wo sitzt die Familie? Ich kenne sie nicht."

„In der Wolle sitzt sie, liebes Tantchen," erwiderte Aribert mit einer gezierten Verbeugung ironisch freundlich. „Der Vater war Pillendreher und hat sich als reicher Mann zur Ruhe gesetzt. Der einzige Sohn hat eine chemische Fabrik aufgethan und soll ein Heidengeld verdienen. Er ist ein alter Hagestolz, der, wie man behauptet, das Heiraten abgeschworen hat. Die beiden Schwestern, die eine 'ne flotte, junge Witwe, die andere ein nettes Mädel um die Zwanzig 'rum, kriegen also aller Wahrscheinlichkeit nach auch mal alles vom Bruder."

Frau von Klinkenberg strahlte. „I, das wäre ja famos! Woher weißt Du denn das alles?"

„Ich habe den Doktor Schönbeck — der Bruder ist nämlich sogar Doktor — mit den beiden Schwestern in der Gesellschaft bei Meyer-Kohnstein getroffen. — Du weißt doch, wie ich im März im Reichshauptstädtchen war und für meine jroßartige Idee Kapitalisten suchte. Frau Kohnstein hat mir gleich die janze Jeschichte untern Fuß jejeben."

„Also natürlich auch Juden!" rief Karola verächtlich.

Und Aribert darauf: „Nein, denke Dir, Karli, ausnahmsweise nicht! Echt germanische Joldfische — fabelhaft, was? Und obendrein noch gebildet, liebenswürdig und hübsch — sehr hübsch sogar."

Frau von Klinkenberg sprang wie elektrisiert von ihrem Stuhle auf, tänzelte fast kokett auf ihren Sohn zu, ergriff ihn bei beiden Armen und schüttelte ihn zärtlich. „Aber Jungchen, das wär' ja ein Glück, das wär' ja alles, was man verlangen könnte! Hast Du Dich denn auch gleich ordentlich um die Damen bemüht? Welche willst Du denn nehmen?"

„Die Witwe wäre janz mein Jeschmack, Mamachen," versetzte Aribert, sich ihren Liebkosungen entziehend. „Aber so einfach, wie Du Dir das denkst, ist die Sache denn doch nicht gemacht. Ich bitte Dich: das ist ja schwieriger, wie'n Pferd kaufen. Ich habe ja kaum drei Worte mit den Damen gewechselt. Außerdem, der Herr Bruder sieht mir nich so aus, als ob er sich ohne weiteres 'rumkriegen ließe."

„Ach Gott ja, ach Gott ja!" seufzte Tantchen in ihrem Sorgenstuhl auf und wiegte kummervoll das Köpfchen.

„Wie meinst Du, Tante Lollchen?“ fragte Aribert. „Hast Du 'ne Idee?“

„Ach nein,“ erwiderte das dicke Dämchen naiv. „Ich meine nur, gleich und gleich gesellt sich gern und man soll nicht gegen die von Gott eingesetzte Ordnung sich auflehnen. Die Industriellen sind ja gewiß häufig ganz ehrenwerte Leute, aber in unsere Kreise . . .“ Sie fing einen strafenden Blick aus den stechenden, grauen Augen der Frau von Klinkenberg auf und brach verwirrt ihren Satz ab, um dann leise hinzuzusetzen: „Ach so, entschuldige, liebe Friederike.“

„Ich dächte auch,“ sagte die hagere Dame gekränkt und reckte sich empor, daß der lederne Gürtel, der ihre formlose Bluse zusammenhielt, knarrte. „Meine Mutter war ja keine Reichsgräfin, wie Deine. Das gnädige Fräulein wird mir's wohl nie verzeihen, daß ich die geborene Kraatzke aus Schievelbein bin und mein Vater Bierbrauer war. Sag's nur meinen Kindern alle Tage wieder, daß sie mir gar nicht dankbar dafür zu sein brauchen, daß ich mit meinem Gelde ihren Vater vor dem Bankrott gerettet habe. Wo wäret Ihr denn jetzt, wenn Euer Vater irgend so'n Fräulein von und zu Habenichts geheiratet hätte? Tante Lollchen, die sitzt auf ihrem Gelde und rückt nichts heraus. Die natürlich, die könnte ruhig zusehen, wie wir alle von Haus und Hof verjagt würden, da würde sie uns noch mit Bibelsprüchen trösten: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen. Jawoll doch — sie kann ja nicht umkommen.“

Aribert suchte seine aufgeregte Mutter zu beruhigen

und Karola trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte. Das alte Fräulein aber verkroch sich ganz verängstigt in seinem großen Stuhl und jammerte halblaut vor sich hin: „Ach Du lieber Gott, ich hab' es doch nicht böse gemeint. Ich sage ja wirklich schon bald gar nichts mehr; aber wenn man doch gefragt wird! Ich denke doch wirklich nur immer an die Familie und an das, was der gute, liebe, selige Onkel Viktor immer gesagt hat über die Pflichten des Adels in unserer Zeit."

„Ach, um Gotteswillen!" murmelte Fräulein Karola vor sich hin, indem sie sich nervös erhob und zu ihrem Bruder ging. Sie hatte nicht die geringste Begierde, die auf den vorliegenden Fall bezüglichen Ansichten des guten, lieben, seligen Onkels Viktor zu erfahren, dessen weise Orakelsprüche für Tante Lollchen gleich nach dem Worte Gottes kamen.

Tante Lollchen hatte Karolas Ausruf gehört. Sie wurde auf einmal sehr rot im Gesicht, wobei sich einige Pockennarben auf ihrem dicken Näschen weiß abhoben, raffte sich von ihrem Sitze auf und sagte bös wie ein kolleriges Hühnchen: „Ach, da bin ich hier wohl nicht mehr nötig? Erst werde ich um meine Ansicht gefragt, und wenn ich was sage, krieg' ich angeschrieen. Ich kann ja überhaupt gerne abreisen, wenn ich Euch hier zu viel bin. Meyerns haben mich so wie so schon lange eingeladen. Der Major ist doch noch ein Mann, der älteren Damen der Familie mit Anstand begegnet, und Deine Schwester Eva ist auch viel, viel liebenswürdiger und nicht so nervös wie Du, Fräulein Karola. Und daß Du's nur weißt, deshalb hat sie auch so einen netten

Mann bekommen — und Du wirst nie einen kriegen! — So, monsieur et mesdames, je m'envole; bon soir, adieu — tralala!" Sie faßte ihr Kleid geziert mit den Fingerspitzen, machte den verdutzten Anwesenden eine regelrechte Menuettverbeugung und dann tänzelte sie trällernd zur Thür hinaus.

Die Klinkenbergs sahen sich an und lachten leise hinter ihr her. Sie kannten dies wunderliche Gebaren an ihr bereits zur Genüge. Wenn sie sang und tanzte, war sie sehr böse und das kam durchschnittlich einmal im Monat vor. Ihre Drohung abzureisen nahm schon längst niemand mehr ernst. Sie hatte fast ihr ganzes Leben auf Strehsen verbracht und paßte mit ihren altmodischen Anschauungen, ihrer pastoralen Frömmigkeit und ihrer komischen Verehrung des lieben, guten, seligen Onkels Viktor, der im Jahre achtundvierzig Landrat des Kreises gewesen und wegen Unfähigkeit pensioniert worden war, einzig und allein in ländliche, junkerliche Verhältnisse und ganz besonders zu dem steifen, geschmacklos-gediegenen Hausrat im Stil der zwanziger Jahre, der sich in Strehsen noch fast ganz rein erhalten hatte. In einem mit moderner, reicher Behaglichkeit ausgestatteten Heim, oder gar in Berlin, vor dem sie übrigens als vor einem wahren Sündenbabel eine komische Angst hatte, war Tante Lollchen einfach undenkbar. Die Klinkenbergs wußten übrigens auch recht wohl, daß es ihrem Renommierschwager, dem reichen Major a. D. und Gutsbesitzer von Meyern, mit seiner Einladung sicherlich nicht Ernst war, ebenso wenig wie ihrer Schwester Eva, die schon um keinen Preis mit dem Tantchen über die Straße gegangen wäre, in einem so

kompromittierenden Aufzuge, wie es sich immer befand. Fräulein Luise pflegte nämlich bei ihren Ausgängen Winter und Sommer Strohhüte zu tragen von jener Form, wie sie heute noch bei den Berliner Marktweibern in Mode sind, und war noch nicht zu bewegen gewesen, der Krinoline gänzlich zu entsagen, wenngleich sie sie seit dem Jahre achtzig wenigstens auf einen bescheideneren Umfang reduziert hatte. Aber das türkische Umschlagetuch, welches ihr einst der Onkel Viktor zu ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstag verehrt hatte, war auch heute noch für hohe Feiertage gut genug, und wenn sie bei Regenwetter über die Straße ging und das Kleid aufraffte, so kamen ein paar schwarze Zeugschuhe mit niedrigen Absätzen, weiße Strümpfe und entsetzliche, fast bis auf die Knöchel fallende, barchentene Unterbeinkleider zum Vorschein. Nein, es lag wahrhaftig keine Gefahr vor, daß die Meyerns ihnen die vorsichtig gehegte Erbtante abspenstig machten!

„Laß' sie laufen,“ sagte Karola zu ihrem Bruder, als er Miene machte, dem erzürnten, alten Fräulein nachzueilen, um es zu begütigen. „Sie hat eben wieder mal ihren Raptus.“ Die Schlußbosheit Tante Lollchens hatte Karola doch sehr gekränkt. Sie näherte sich bereits bedenklich den Dreißig und alle ihre energischen Versuche, einen Mann zu bekommen, waren bisher gescheitert. Wer darauf anspielte, der hatte es auf lange Zeit hinaus mit ihr verdorben. „Na, nu mach' Dich auf, Brüderchen,“ fuhr sie mit etwas gezwungener Lustigkeit fort, „ich würde an Deiner Stelle gleich morgen mit dem ersten Zug fahren und ohne weiteres bei den Schönbecks Besuch machen. Warte, ich packe Dir gleich Dein Köfferchen.“

Aribert lächelte etwas bedenklich. „Nee Du, so einfach jeht det doch wohl nich. Ich kann doch nich so mit der Thür ins Haus fallen. Und außerdem ist es sehr wahrscheinlich, daß die Damen mich längst vergessen haben, da wir nur ein paar Worte miteinander gesprochen haben, wie gesagt; und denn ist es ja auch schon bald vier Monate her."

„Bist Du deutlich vorgestellt worden als Baron, oder bloß so?" forschte die Mutter eifrig.

„Baron natürlich," versetzte Aribert. „Kannst Du Dir doch denken — bei Kohnsteins — die werden einen Baron unterschlagen! Es war ja auch weiter keiner da."

„Dann kannst Du Dich drauf verlassen, dann erinnern sie sich noch. Ein Baron in solcher Gesellschaft, das macht immer Eindruck. Und außerdem bist Du doch auch ein hübsches Kerlchen!"

„So? Na Du mußt et ja wissen," erwiderte Aribert mit merkwürdigem Lächeln. „Na, das is ja nu janz ejal; jedenfalls muß doch mal zunächst eine anständige Form der Einführung gefunden werden."

„Ich sage Dir, Ari, fahr' morgen hin," beharrte Karola. „Im richtigen Augenblick hast Du ja immer die berühmte jeniale Idee."

„Danke, sehr freundlich," lachte Aribert. „Übrigens, wißt Ihr, ob Meyerns jetzt in Berlin sind? Ich glaube ich werde Meyerns nötig haben; die sind doch schließlich die einzigen von unserer ganzen Sippschaft, die auch auf den soliden Bourgeois einen einigermaßen vertrauenerweckenden Eindruck zu machen im stande sind."

Karola zuckte die Achseln und ergriff die Mutter beim

Arm. „Was haben wir doch für einen zartfühlenden und liebenswürdigen Sohn und Bruder, nicht wahr, Mudding?“ sagte sie spitz.

„Ja, das is mir angeboren,“ höhnte der junge Herr, bereits auf die Thür zugehend. Und als er schon die Klinke in der Hand hatte, wandte er sich noch einmal um und rief scherzend: „Man störe mich nicht: ich jedenke jetzt zu denken. Wenn ich die jeniale Idee habe, werde ich pfeifen.“ Damit war er hinaus.

Karola sah ihm nach und schüttelte den Kopf, und dann zur Mutter gewendet, fragte sie ironisch: „Du, glaubst Du wirklich, daß ein vernünftiges Mädchen den Ari nimmt?“

„Natürlich, jede!“ erwiderte Frau von Klinkenberg mit tiefer Überzeugung.

Zweites Kapitel.

In welchem der Junker Aribert abermals und auf absonderliche Weise zu einer jenialen Idee kommt.

Aribert dachte also nach. Zu diesem Zwecke hatte er sich in sein Zimmer begeben, sich der Stiefeln entledigt und sich auf dem alten lederbezogenen Divan lang ausgestreckt. Er verschränkte die Hände unter dem Hinterkopf und schloß die Augen. Da er seit seiner Großjährigkeit einen sehr erheblichen Teil seiner Zeit mit Nachdenken über seine mißlichen und verwickelten Geldverhältnisse zu=

zubringen gewohnt war, so konnte er sich mit gutem Recht einen geübten Denker heißen.

Aber der vorliegende Fall war neu und schwierig. Wie zum Teufel sollte er sich bei diesen Schönbecks vernünftig einführen? Auf die gewöhnliche Art, wie er mit der Geschäftswelt zu verkehren pflegte, ging es bei dieser Gelegenheit nicht: er konnte unmöglich die sogenannten Herzensbeziehungen durch Erhebung eines Pumpes einleiten. Bei irgend einer adeligen Offiziers-, Gutsbesitzers- oder Beamtenfamilie hätte er auch nicht viel Umstände gemacht, sondern sich einfach mit einigen unklar gebrummelten Redensarten erlaubt, seine Aufwartung zu machen. Wenn er sich aber den Herrn Doktor Heinrich Schönbeck, den Bruder der beiden liebens- und heiratswürdigen Damen, vorstellte, mit seiner steif aufgerichteten, langen, hageren Figur, den verteufelt ernsthaften, vorzeitigen Langfalten im Gesicht, den tiefliegenden, scharfblickenden Augen und den etwas dürftigen, aber doch den künftigen Kommerzienrat versprechenden Bartkoteletten, so konnte ihm angst und bange werden. Der war im stande, auf solche üblichen Eröffnungsphrasen steif den Kopf zu neigen und geschäftsmäßig kühl zu fragen: Also womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr? Worauf er, trotz seiner angeborenen Unverzagtheit, es denn doch nicht fertig gebracht hätte, zu erwidern: Mit einer Ihrer verehrungswürdigen Schwestern, und zwar derjenigen, wenn ich bitten darf, die am schwersten wiegt — amerikanisch gesprochen, bitte! Nein, so ging's auf keinen Fall. Ari seufzte also tief auf, legte sich bequemer zurecht — und war nach weiteren zehn Minuten fest eingeschlafen.

Die Dämmerung begann bereits hereinzubrechen, als er aus einem wirren Traum emporfuhr, welcher damit endete, daß in dem Augenblicke, als er endlich nach ewigen, ärgerlichen Hemmnissen dazu kam, der hübschen Witwe seinen Antrag zu machen — im zoologischen Garten war's vor dem Flußpferdhause — ein Gerichtsvollzieher rasch und unversehens hinter einem Baume hervortrat und ihn mit energischem Griff bei der Schulter packte. Die Sache war soweit ganz logisch, denn dieser selbe Gerichtsvollzieher hatte im Verlauf des Traumes eine hervorragende Rolle gespielt; auffallend war's nur, daß der Mann seine amtliche Handlung unter gleichzeitiger Ausstoßung langgezogener, hoher, winselnder Töne vollzog. Wie kam ein Berliner Gerichtsvollzieher zu diesem erstaunlich echten Indianergeheul!

Da, jetzt packte es ihn wieder an der Schulter. Teufel noch mal, das war doch kein Traum mehr! Und gleichzeitig gellte ihm wieder der unheimliche Schlachtruf in die Ohren, wie von einer sehr hohen Tenorstimme mit starker Anstrengung der Kehle hervorgestoßen — ein langgedehntes, stöhnendes „Aaahhh!" gefolgt von einem etwas gemütlicheren, seltsam gluckſenden Silbenkatarakt, der ungefähr wie „Hucklepucklehucklepuckle . . ." klang.

Ari hatte sich nun so weit ermuntert, daß er im stande war, seine Schultern durch einen Ruck dem Griff zu entziehen und ärgerlich vor sich hin zu knurren: „Halt's Maul, Lord! Kusch dich!" Er meinte, es sei die junge Dogge, die ihm die breiten Pranken auf die Schulter gestemmt hätte und dazu so kläglich winselte. Als er sich jedoch abermals und stärker gerüttelt fühlte, wurde er

vollends munter, riß mit Anstrengung die Augen auf und richtete sich halb auf.

Da sah er am Kopfende des Kanapees ein kleines, schmächtiges Männchen stehen, dessen linke Schulter beträchtlich höher war, als die rechte, und dessen Arme affenartig lang geraten waren. Zwischen den schiefen Schultern saß auf einem viel zu kurzen Halse ein Kopf, der mit seinem lang herabwallenden, seidenweichen Blondhaar, dem mädchenhaft zarten Oval des Gesichts mit den schwermütigen, dunkelbraunen Augen darin, der großen, schlanken Nase und dem feingeformten Mund schön zu nennen gewesen wäre, wenn nicht die krankhafte Blässe der Haut ihm solch ein wächsernes Ansehen gegeben und der lückenhafte, dünne Bartwuchs den Eindruck der Verwahrlosung hervorgerufen hätten. Das Männchen trat einen Schritt weiter vor, schlenkerte aufgeregt mit den langen Armen, riß die Augen drohend weit auf und stieß abermals sein unheimliches „Aaahhh! Hucklepucklepuckle!“ hervor.

Aribert hielt sich die Ohren zu. Das Geschrei drang ihm durch Mark und Bein. Dieses Halbtier war sein älterer Bruder, Friedrich Karl von Klinkenberg! Von Rechtswegen hätte der Herr auf Strehsen sein müssen, denn es war bisher bei den Klinkenbergs immer so gehalten worden, daß der älteste Sohn den Grundbesitz übernahm und die jüngeren in die Armee oder in den Staatsdienst traten. Aber bei Friedrich Karl war an dergleichen natürlich nicht zu denken gewesen. Er war taubstumm von Geburt an, die Schiefheit hatte sich erst später als Folge unvernünftiger Behandlung des rachitischen Kindes eingestellt. Daß aus dem armen Kerl doch nie etwas werden könne, und daß

seine geistigen Fähigkeiten wohl ebenso wenig entwickelungsfähig bleiben würden, wie sein Körper, das hatte seine Familie von vornherein als selbstverständlich angenommen und sich deshalb auch seine Erziehung weder viel Sorge, noch viel Geld kosten lassen. Sie hatten ihn in einem Taubstummen-Institut Lesen und Schreiben und einige Handfertigkeiten lernen, und ihn dann sich selbst überlassen. So hockte er nun schon an zwanzig Jahre auf Strehsen in der großen Dachstube im östlichen Giebel. Da hatte er seine Bücher, seine Hobelbank, seine Gläser und Retorten und seine größtenteils selbst zurechtgebastelten physikalischen Apparate. Um seine angeblichen wissenschaftlichen Arbeiten bekümmerte sich kein Mensch. Friedrich behauptete nämlich immer, einer großen Erfindung auf der Spur zu sein, aber die Seinigen lächelten nur dazu und hielten ihn für einen kindischen armen Narren. Sie ließen ihn in seinem zwecklosen Treiben gewähren und schalten ihn höchstens einmal aus, wenn er immer sein ganzes spärliches Taschengeld für Bücher, Handwerkszeug, Chemikalien u. dgl. ausgab, statt zu einem neuen Anzug zu sparen; denn er lief wirklich zum Skandal der Menschheit herum mit seinen fadenscheinigen Röcken und unten ausgefransten Hosen. Er bekam regelmäßig zu seinem Geburtstag ein Paar Stiefel und zu Weihnachten Kleidungsstücke oder Wäsche geschenkt. Und damit hielt er das ganze Jahr durch aus, und war zufrieden, wenn man ihn nur möglichst wenig störte. Er kam oft, besonders im Winter, wochenlang nicht aus seiner „Jiftbude,“ wie Aribert sein Zimmer nannte, heraus, und nur an schönen Sommertagen liebte er es, durch den nahen Kiefernwald zu streifen und sich auf der Heide stundenlang

zu sonnen. In der Familie erschien er nur zu den Mahlzeiten, und auch die ließ er sich noch oft genug auf sein Zimmer bringen. Wenn vollends Gäste im Hause waren, ließ er sich niemals blicken. Das alte Tantchen und seine Schwester Karola meinten es noch am besten mit ihm. Tante Lollo erquickte ihn mit geistlicher Speise, indem sie ihm Predigten und Traktätchen, pastorale Sonntagsblättchen und Missionsberichte zur Lektüre brachte. Er war nämlich durchaus nicht dazu zu bewegen, die Kirche zu besuchen; man konnte ihn doch nicht in seiner Weltvergessenheit wie so einen armen, blinden Heiden dahinleben lassen! Tante Lollo glaubte, daß Friedrich Karl ihre frommen Schriften gewissenhaft lese und eine angemessene Erbauung daraus beziehe. Damit gab sie sich zufrieden und schloß den Unglücklichen noch zum Überfluß allabendlich in ihr Nachtgebet ein, um ihn doch einigermaßen der Gnadenmittel teilhaftig werden zu lassen. Seine Mutter aber, Schwester Eva und Aribert hatten es nicht einmal der Mühe für wert gehalten, sich einige Übung in der Fingersprache anzueignen, so daß sie nur mittelst der Schreibtafel mit ihm verkehren konnten.

Aribert saß also auf dem Kanapee, hielt sich die Ohren zu und fixierte seinen Bruder mit finster gerunzelter Stirn. „Hör' doch mit dem ekelhaften Geschrei auf!“ herrschte er ihn an, indem er ungeduldig mit dem Stiefelabsatz auf das schon fast haarlose Fuchsfell zu seinen Füßen losstieß. „Was willst De denn? Was jagst De einem denn solchen Schreck ein? Siehst De denn nich, daß ich zu thun habe?“

Friedrich Karl begann eifrig mit den Fingern zu reden und stieß dabei unartikulierte Laute aus, wie um dadurch

einzelnen Worten einen besonderen Nachdruck zu verleihen.

Aribert guckte ihm verschlafen auf die Finger, aber so schnell vermochte er nicht zu folgen. Er machte daher die Geberde des Schreibens, worauf Friedrich Karl sofort eine kleine Schiefertafel aus seiner Brusttasche zog und sie hastig zu bekritzeln begann. Während er schrieb, steckte sich Aribert eine von seinen krummen und grünfleckigen Cigarren an und qualmte aus Leibeskräften zur Beruhigung seiner Nerven; übrigens hoffte er dadurch auch die Audienz abzukürzen, die er seinem Bruder schließlich doch gewähren mußte; denn der war etwas schwach auf der Brust und konnte den Tabaksqualm nicht ausstehen.

„Na, zeig' mal her, was hast De denn da für'n langen Salm zusammengeklaut?" brummte er, als ihm der Bruder das beiderseitig mit enger Schrift bedeckte Täfelchen hinreichte. Er trat damit ans Fenster und buchstabierte sich mühsam — denn Friedrich Karl schrieb sehr schlecht und bediente sich zudem vieler Abkürzungen und Auslassungen — folgendes zusammen: „Tante mir alles gesagt. Du heiraten oder alles bankerott. Strehsen verkaufen. Mir alles fortnehmen, kann verhungern. Du bist dumm. Ich Familie retten („Ich" war dreimal unterstrichen). Ich große Erfindung, viel, viel Geld; mußt mir zweihundert Thaler geben nur. Gleich Berlin reisen. Du brauchst nicht heiraten." Das war alles.

Aribert musterte seinen Bruder mit höhnischem Blick vom Kopf bis zu den Füßen und lachte gerade hinaus. Das kränkte Friedrich Karl. Er trat unruhig hin und her, von einem Bein aufs andere und wollte ihm die Tafel

entreißen. Aber Aribert gab sie nicht her, sondern spuckte darauf, wischte sie mit seinem Taschentuch ab und schrieb: „Was ist denn das wieder für eine großartige Erfindung?"

Der Bucklige las, setzte eine sehr wichtige Miene auf und schrieb mit großen, triumphierenden Buchstaben darunter: „Sand" (zweimal unterstrichen).

„Bist Du verrückt geworden?" höhnte Ari und schrieb auf die andere Seite der Tafel: „Brauchst Du nicht erst zu erfinden. Sand haben wir hier mehr wie wir brauchen können."

Friedrich Karl wischte eifrig mit dem Rockärmel die Tafel ab und schrieb: „Ich mache Dünger aus Sand. Ganz Strehsen Dünger — Goldgrube."

Und Aribert wieder, indem er hell auflachte: „Na, na, Deine Erfindung scheint mir allerdings Mist."

Jetzt wurde aber Friedrich Karl böse. Er drohte dem Bruder mit der Faust, klopfte mit den Knöcheln gegen seine Stirn und dann setzte er sich mit seinem Täfelchen auf einen Stuhl am Fenster und malte, einige Male nachdenkend innehaltend, eine ganze Reihe lateinischer Buchstaben mit kleinen Zahlen darunter; ganze Gruppen solcher Buchstaben in Klammern und mit Pluszeichen untereinander verbunden, eine ganz verwickelte chemische Formel.

Aribert schaute ihm dabei über die Schulter und las verwundert, was der da schrieb: $HNO_3 + KNO_3 + (SiH_3 + P_2O_5) + NH_3$ . . . Hier unterbrach er ihn, berührte den Bruder an der Schulter, so daß er aufblickte und formte langsam und ungeschickt, indem er dabei die arg kohlende Cigarre zwischen den Lippen hin und herschob, mit den Fingern die Buchstaben Q U A T S C H.

Friedrich Karl sprang wütend auf, gestikulierte mit seiner Tafel herum, klopfte darauf, hielt sie dem Bruder dicht vor die Nase, klatschte sich mit der flachen Hand auf die Stirn und wies dann wieder mit verächtlicher Miene nach Ariberts Kopf, als ob er sagen wollte: „Hier in meinem Schädel, da sitzt der Geist, Deiner ist hohl. Du verstehst nichts, aber ich werde es Dir schon beweisen." Und dazwischen stieß er immer wieder seine schauerlichen halbtierischen Laute aus, so daß sich Aribert entsetzt die Ohren zuhielt.

Endlich gelang es ihm, dem Aufgeregten das Täfelchen zu entreißen und er schrieb darauf, während jener keuchend, erwartungsvoll vor ihm stand: „Erfinde meinetwegen, was Du willst, Mist aus Gold, oder Gold aus Mist. Ist mir tout égal; aber Geld kann ich Dir dazu nicht geben, weil ich selber keins habe."

Friedrich Karl las und schrieb wütend, mit kreischendem Stift darunter: „Tante und ich abreisen. Tante mir alles vermachen."

Aribert zuckte die Achseln, löschte aus und schrieb: „Schön. Dann reisen wir alle Drei. Morgen fahre ich zur Brautschau."

Friedrich Karl verzog sein zorngerötetes Gesicht zu einem unheimlichen Lächeln und schrieb: „Gut, Sprengbombe. Hochzeitstag alles in die Luft. Hurrah!"

„Nu aber raus!" schrie Ari den kleinen Mann wütend an. „Wenn Du unangenehm werden willst, Männeken, denn wirst De einjespunnt. Verstanden?" Und da er immer noch nicht vom Platze weichen wollte, sondern die großen leuchtenden Augen fragend auf ihn

gerichtet hielt, so blies er ihm den Rauch seiner Cigarre ins Gesicht, so daß er ins Husten kam und sich zum Rückzug genötigt sah.

Drohend schwang er sein Täfelchen, kreischte lauter als je vorher: „Hallallal ... Aaahh! Hucklepucklepuckle ...“ Und da erstickte ihm der Husten die schauerlichen Laute in der Kehle — er stolperte über die Schwelle hinaus und zog die Thür mit einem Krach hinter sich zu. Er polterte die Treppe hinauf — und dann krachte wieder eine Thür — und noch eine, daß das ganze Haus erzitterte — dann wurde es endlich still.

Aribert schloß einen kleinen Wandschrank auf, in welchem er seine Schnäpse und Cigarren zu verwahren pflegte. Er schenkte sich ein Gläschen Cognac ein, goß es hinunter und schüttelte sich. Dann entnahm er dem Bücherbrett zwei Bände eines landwirtschaftlichen Lexikons, setzte sich damit ans Fenster und las aufmerksam den langen Artikel über „Dünger“ und dann den weit kürzeren über „Sand“ durch. Wenn man aus dem Sandboden irgend etwas herausziehen will, so muß man ihn fleißig düngen — das war eine allbekannte Thatsache, die keines weiteren Beweises bedurfte; aber einen anderen Zusammenhang zwischen diesen beiden Naturprodukten vermochte er nicht zu entdecken, und auf welche Weise Friedrich Karl Sand in Dünger verwandeln wollte, das blieb ihm vollends rätselhaft.

Wenn nun aber doch etwas daran war ...? Er hatte sich freilich nie um seines Bruders Beschäftigungen gekümmert, aber schließlich — er trieb doch nun schon fast zwanzig Jahre lang Chemie und solche Sachen, hatte eine Menge Bücher gelesen und mit seinem Giftzeug herum experi-

mentiert, daß manchmal das ganze Haus danach roch. Am Ende verstand er doch was davon. Die verzwickte chemische Formel, welche er ihm da so aus dem Handgelenk auf die Tafel gesetzt hatte, nahm sich doch höllisch gelehrt aus, während er selbst mit seiner Kadettenbildung von all diesen Dingen kaum eine blasse Ahnung hatte. Und wie Aribert also sann und sann, da kam ihm plötzlich die erleuchtende Idee, die er vorhin auf dem Kanapee vergeblich gesucht hatte.

Doktor Heinrich Schönbeck war ja Chemiker und außerdem Kapitalist: Wie, wenn er dem die geniale Idee seines Bruders unterbreitete, ihn aufforderte, sich mit seinem Wissen und besonders mit seinem Geld an der Fruktifizierung seines großartigen Sand-Überflusses zu beteiligen! Da hatte er ja die beste Anknüpfung von der Welt. Den Übergang vom Sand zur Witwe oder auch zu der anderen jungen Dame wollte er nachher schon finden. Das war für seine Gewandtheit nur eine Kleinigkeit. Er warf seinen Cigarrenrest fort und pfiff vergnügt die „kleine Fischerin“ vor sich hin.

Dann öffnete er die Thüre und schrie mit seiner durchdringenden Kommandostimme in den Korridor hinaus: „Lina, die Lampe!“

Schwester Karola kam just die Treppe hinunter. „Na, hast Du ausgedacht,“ rief sie dem Bruder spottend zu, „darf man Dich jetzt stören?“

„Jawoll, man darf,“ versetzte er munter und hielt ihr mit einer einladenden Handbewegung die Thür offen.

Das große Mädchen zupfte ihn im Vorbeigehen am

Ohre und fragte: „Was hast Du denn nur bloß mit Karlfritz angestellt? Der hat ja mit den Thüren geworfen, daß man meinte, es schlägt ein. So bös hab' ich ihn ja noch nie gesehen. Ich glaube, Du hast eine Dummheit gemacht, Arichen. Weißt Du, der hat sich jetzt mit Tantchen verschworen. Tantchen packt ein. Sie packt wahrhaftigen Gott ein! Ich habe sie was fragen wollen und bei ihr angeklopft; da hat sie mich gar nicht hereingelassen und hat gesagt, sie käme gar nicht mehr herunter. Sie wollte die Gottlosigkeit nicht mehr mit ansehen. Wir sollten heiraten, wen wir wollten und das edle Geschlecht auf den Hund bringen. Sie wollte nichts mehr mit uns zu thun haben. — Na, was sagst Du dazu? Morgen früh will sie abreisen, endgültig. Sie hat schon auf eigene Faust den Wagen bestellt. Lina hat sie immerzu singen und französisch reden gehört. Du weißt doch, dann hat sie den Koller. Was machen wir bloß?"

Aribert ging einige Male nachdenklich auf und ab. Dann kam ihm wieder eine seiner berühmten Ideen. Er suchte aus einem bestickten Fächerständer neben dem Schreibtisch eine Zeitung heraus und strich einen Artikel darin mit Rotstift an, worauf er stillschweigend der Schwester das Blatt reichte.

„Was soll ich denn damit?" fragte Karola. Es war bereits so dunkel, daß sie nicht mehr zu lesen vermochte.

Und Aribert versetzte: „Das ist der Bericht über das große Eisenbahn-Unglück in Steglitz; das hat sie gewiß schon wieder vergessen. Wenn Du ihr das richtig

aufgeschlagen unten durch die Thüre schiebst, dann liest sie's sicher. Und wenn sie's liest, dann packt sie wieder aus. Da kannst Du Gift drauf nehmen. Ich kenne doch Tante Lollchen."

Karola lachte. „Die Idee is wirklich gut. Das machen wir. Na, und die andere Sache? Hat Dir der Himmel dafür auch eine Idee beschert?"

„Natürlich, allemal," schmunzelte Aribert selbstzufrieden. „Die Sache ist so gut wie abgemacht. Morgen früh mit dem ersten Zug fahr' ich. Und abends habt Ihr womöglich schon eine Depesche, ob es die Witwe oder die Jungfrau geworden ist."

„Darf man wissen?"

„Nee, Amtsgeheimnis."

„Kleiner Schwerenöter!"

„Sind wir auch."

„Na, dann gratuliere ich im voraus."

„Danke. Soll ich Dir was mitbringen? Pralinees?"

„Meinetwegen auch Pralinees. Sagen wir Pralinees, wenn es die Jungfrau und überzuckerte Mandeln, wenn es die Witwe ist."

„Bon, machen wir."

Da kam Lina mit der Lampe und der Herr Baron befahlen, seinen Handkoffer vom Boden herunter zu schaffen.

Drittes Kapitel.

Erster Auszug des sinnreichen Junkers aus der Priegnitz und erster Angriff auf die wohlverschanzte Familie Schönbeck in Tegel, zusamt etlichen nützlichen Winken über die Bedeutung des Fischfangs.

Gegen ein Uhr mittags des folgenden Tages stieg Aribert von Klinkenberg am Lehrter Bahnhof aus dem Coupée. Bis hierher war alles programmäßig glatt verlaufen. Tante Lollchen hatte sich in der That durch die ihr so geschickt untergeschobene Katastrophe von Steglitz von dem leichtsinnigen Unternehmen einer Eisenbahnfahrt abschrecken lassen. Ja, sie war sogar schwach genug gewesen, zum Abendbrot wieder an der Familientafel zu erscheinen. Denn Karola hatte ihr mit demütigem Ton und doch so verführerisch durch die Thüre zugeflötet, daß eine junge Gans, außen schön braun und knusprig, innen weich wie Butter und mit gestovten Backpflaumen gefüllt, dampfend ihrer harre. Und da Tante Lollchen schließlich doch auch nicht nur von dem Worte lebte und trotz aller geistlichen Übungen zwei- bis dreimonatlichen Gänslein gegenüber schwach war, wie alles Fleisch hinieden, so kam über der Gans eine rührende Versöhnung zu stande. Dann schossen die weiblichen Mitglieder des Hauses selbstlos zusammen, was sie an barem Gelde irgend entbehren konnten, damit Aribert in den Stand gesetzt sei, den alten Namen in der Reichshauptstadt würdig zu vertreten. Und damit er doch auf seinem schweren Gange zum

mindesten äußerlich tadellos ausgerüstet sei, nahmen sich Mutter und Schwester mit heiligem Eifer seiner Sonntags-garderobe an. Die Schwester übernahm die klinische Behandlung des grauen Cylinders, der blau- und weißgetüpfelten Kravatte und der dunkelockergelben Handschuhe, während Frau von Klinkenberg Rock, Hose und Weste nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft bearbeitete. Das war nämlich ihre Spezialität; sie schrieb sich aus allen Familienjournalen, deren sie habhaft werden konnte, stets die neuesten Fleckenreinigungs-Rezepte heraus und hatte für jede mögliche Art der Verunreinigung stets einige Droguen in Bereitschaft. Zwar rochen die Beinkleider am andern Morgen noch etwas nach Apotheke, aber das würde sich unter der mehrstündigen Einwirkung der heißen Sommersonne schon geben, und der Gesamt-Eindruck der äußeren Erscheinung Junker Ariberts war jedenfalls, wie seine Mutter sich begeistert ausdrückte, „wie aus dem Ei gepellt." So war er denn, von den Segenswünschen seiner drei Damen begleitet, in aller Herrgottsfrühe abgefahren — natürlich nicht in der Droschke des Kaisers Nikolaus!

Nun stand er also auf dem Perron des Lehrter Bahnhofs und überlegte, ob er nicht erst einmal bei seinem Schwager, dem Major von Meyern, vorfahren oder gleich ins Hotel gehen sollte. Es war ja doch möglich, daß Meyerns zu irgend einem Rennen oder dergleichen nach der Stadt gekommen waren, und es wäre ihm sehr angenehm gewesen, die Ausgabe für Kost und Logis zu sparen. Er fuhr also zunächst einmal nach der Keithstraße. Schade, es war niemand da. So kehrte er denn

zurück nach der Dorotheenstraße und stieg in einem wohlfeilen Hotel ab, das viel von minder begüterten Landjunkern besucht wurde. Er speiste nur sehr mäßig, was ihm einigermaßen die Laune verdarb, schlug im Adreßbuch den Doktor Heinrich Schönbeck nach und fand glücklicher Weise die Villa in Tegel als Privatwohnung angegeben. Da es Sonntag war, so war er entschuldigt, wenn er gar nicht erst im Geschäft vorsprach, wo er ja doch die jungen Damen nicht gefunden hätte. Nach dem Essen zog er sich auf sein Zimmer zurück, schlief eine gute Stunde lang und machte dann sorgfältig Toilette. Sehr sorgfältig; denn in dieser Beziehung stellte er hohe Ansprüche an sich selbst, und wie er behauptete, den wahren Kavalier sogleich an dem Nagel am kleinen Finger zu erkennen, so sollte auch niemand über ihn im Zweifel sein dürfen. Und in der That, die fünf Nägel seiner schlanken Finger spitz zugeschnitten, die Ränder leicht umfeilt, glänzend poliert und rosig durchleuchtend, waren so gut wie die fünf Perlen einer Ritterkrone, ein Zeugnis seines echten Adels. In das rechte Seitentäschchen seiner weißen Pikee-Weste verbarg er ein Mon-, in das linke ein Binocle. Welches von beiden er praktisch zur Anwendung bringen wollte, das sollte sich erst entscheiden, nachdem ihm Gelegenheit geworden war, einen Einblick in das Seelenleben der Schönbeckschen Damen zu gewinnen. Da er während der ganzen Zeit, welche er auf seine Toilette verwendete, den wohlbefeuchteten Schnurrbart sorgfältig unter die Bartbinde geklebt hatte, so präsentierte sich auch dieser zum Schluß ganz tadellos in edlem Schwung der Linien. Das Hauptthaar lag glatt an,

duftete diskret und glänzte wie neue japanische Lackarbeit. Jetzt ganz vorsichtig den grauen Cylinderhut darüber gestülpt, ein ganz klein wenig dem linken Ohr zugeneigt — und noch ein letzter Blick in den Spiegel.

„Ah! Bravo, . . . ganz famos!“

Aribert konnte sich nicht enthalten, das halblaut vor sich hinzuflüstern. Dann versetzte er dem grauen Cylinder noch einen ganz leisen, neckisch liebkosenden Schlag und verließ elastischen Schrittes das Zimmer.

Eine Droschke bis nach Tegel hinaus zu nehmen, war freilich ein teurer Spaß, aber was half's? Er konnte unmöglich die blendende Weiße seiner Wäsche dem Qualm der Dampfbahn oder des Dampfschiffes aussetzen. Rasch laufen, drängen und stoßen verbot sich auch von selbst — und vor allen Dingen nicht schwitzen! Ein schwitzender Mann kann unmöglich verlangen, auf ästhetisch gebildete Damen Eindruck zu machen. Er schritt also langsam nach dem nächsten Droschkenstand und bestieg behutsam eine offene „erster Güte“.

In bester Verfassung fuhr er bei der Rückseite der Villa Schönbeck vor. Denn die Vorderseite lag nach dem See hinaus. Das Haus war ein schlichter, würfelförmiger Backsteinbau mit Schieferdach, proper und nüchtern; nur durch eine Loggia im ersten Stock an der Wasserseite und das an den Sonnenseiten sich hinaufziehende Spalierobst ein wenig belebt. Aber der Garten, in dem es lag, schien groß, schattig und wohlgepflegt. Aribert machte diese flüchtige Beobachtung, als er von dem sauberen, älteren Dienstmädchen, durch welches er seine Karte hineingeschickt hatte, auf etliches Warten in

den Garten geleitet wurde, wo die Herrschaften bereits beim Kaffee in der Laube versammelt saßen, alle Vier: der alte Herr, sein Sohn und Geschäftsnachfolger, Frau Hedwig Prümmer und Fräulein Charlotte.

Mit unbefangener Neugier wendeten die beiden Damen den Kopf nach dem Besucher um. Der Name, welchen der Bruder laut von der Karte gelesen hatte, war ihnen völlig fremd gewesen, und Doktor Heinrich Schönbeck erhob sich, sobald er den fremden Herrn um die Ecke des Hauses biegen sah und ging ihm etwa zwanzig Schritte entgegen. Er war barhaupt und Aribert zog den Hut, sobald er seiner ansichtig ward. Unter mehrfachen, ziemlich verlegenen Verbeugungen kamen sich die beiden Herren bis auf Armlänge entgegen. Dann machte Herr Schönbeck Halt und sagte trocken, ohne die Hand zum Gruße entgegenzustrecken: „Herr von Klinkenberg? O bitte, bleiben Sie doch bedeckt. Was verschafft mir das Vergnügen, wenn ich fragen darf?“

In seinem hageren, vertrockneten Gesicht war nicht eine Spur von Vergnügen zu lesen. Seine stahlblauen Augen blickten, kalt fragend, dem Junker gerade ins Gesicht.

„Verfluchter Kerl, hol' Dich der Deibel!“ dachte Aribert, aber laut sagte er mit verbindlichem Lächeln, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt: „Pardon, Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr? Wir begegneten uns allerdings nur sehr flüchtig — ich hatte im März auf einer Soiree bei Meier-Kohnsteins das Vergnügen, Ihnen und Ihren liebenswürdigen Damen vorgestellt zu werden.“

„Ach so, ja richtig, bei Meier-Kohnsteins, ich erinnere mich. Das heißt ... Sie entschuldigen ...“ er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, um anzudeuten, daß er sich eigentlich nicht im geringsten erinnere. Gleich darauf aber entschloß er sich, mit einer einladenden Handbewegung nach dem Kaffeetisch deutend, hinzuzufügen: „Bitte, wollen Sie nicht näher treten, Herr von Klinkenberg?“

Aribert wehrte artig ab. „Pardon, daß ich Sie hier draußen in Ihrem Tuskulum überfalle und Ihnen die Sonntagsruhe störe, aber ich konnte mich leider nur für diesen einen Sonntag frei machen. Sie werden begreifen, Herr Doktor, ein Landmann in der Erntezeit ... äh ... ich bin an der Mecklenburgschen Grenze in der Priegnitz begütert. Was mich zu Ihnen führt, ist eine Idee — ja, eigentlich nur eine ganz vage Idee, die aber vielleicht von ganz bedeutendem praktischen Wert werden könnte, wenn Sie, verehrter Herr Doktor, sich entschließen könnten, mir mit Ihrem wertvollen ... äh ... Rat und ...“

„Also geschäftlich?“ unterbrach ihn Herr Schönbeck kurz, immer noch, ohne eine Miene zu verziehen. „Darf ich Sie bitten, mir dahinein zu folgen?“ Und damit wies er nach dem Hause.

Aribert wehrte eifrig ab. „Nein, um keinen Preis, bitte sehr, nein, niemals. Sie waren beim Kaffee, lassen Sie sich nicht stören, ich kann ja warten.“

„Na, dann darf ich Sie vielleicht auffordern, eine Tasse mit uns zu trinken?“

„Sie sind außerordentlich liebenswürdig, ich würde

mich allerdings glücklich schätzen, die ebenso flüchtige als reizende Bekanntschaft vom März erneuern zu dürfen, aber ich möchte um alles in der Welt nicht lästig fallen."

„O, bitte, bitte." Und damit schritt Heinrich Schönbeck voran, den unerwarteten Gast nach der Laube zu geleiten.

Er stellte ihn zunächst seinem Vater vor, einem sehr langen steifen Greise in den Siebzigen, mit glatt rasiertem Gesicht, vormärzlichen Vatermördern und hoher, schwarzseidener Binde, in Kleidung und Wäsche peinlich sauber gehalten. Der alte Herr reckte seinen glatten, birnenförmigen Schädel aus der Binde heraus, wackelte in Erwiderung des Grußes des jungen Herrn ein weniges damit hin und her und bewegte, undeutlich murmelnd, die schon etwas schlaff herabhängende, fleischige Unterlippe.

„Sie sind sehr freundlich," sagte Aribert, obwohl er keine Silbe verstanden hatte, und quittierte mit einer tiefen Verbeugung dem Jubelgreise die vermeintliche wohlwollende Begrüßung.

Herr Schönbeck senior schaute sich den artigen jungen Menschen mit mattem Augenzwinkern von der Seite an. Dann schob er seine merkwürdige Unterlippe, welche übrigens sein einziger fleischiger Körperteil war, nach rechts unten über das knochige Kinn herüber, was seinem Gesichte einen zwar komischen, aber ganz verwünscht entschiedenen Ausdruck des Mißvergnügens verlieh, worauf er den Mund weit öffnete — wobei drei lange gelbe Schneidezähne im Unterkiefer zum Vorschein kamen — und mit einer bei seinem hohen Alter immerhin achtungswerten Geschicklichkeit von dem vorher im Kaffee erweichten

Kuchenstreifen ein großes Stück abschnappte, ohne sich im mindesten zu beklecken.

Nachdem Aribert solcher Gestalt dem Alter die schuldige Ehrfurcht erwiesen, wandte er sich lebhaft den jungen Damen zu, welche ihm Herr Schönbeck junior nunmehr vorstellte, indem er nicht unterließ mit fast unmerklichem ironischen Lächeln hinzuzufügen, daß sie sich des Herrn gewiß noch erinnern würden, von der Gesellschaft bei Meier-Kohnsteins her.

Die verwitwete Frau Prümmer behauptete mit großer Entschiedenheit, daß sie sich der flüchtigen Begegnung sehr wohl entsinne und fand es reizend von Herrn von Klinkenberg, sich nach so langer Zeit noch ihrer zu erinnern. Fräulein Charlotte sagte gar nichts, sondern neigte nur freundlich lächelnd ihren hübschen Kopf und musterte dann den Eindringling ziemlich ungeniert mit ihren großen, dunkelblauen Kinderaugen.

Frau Prümmer war kleiner und rundlicher als ihre jüngere Schwester, reizend gewachsen, graziös und lebhaft in ihren Bewegungen. Alles in allem eine pikante und doch vornehm zu nennende Erscheinung. Ihre grauen Augen blitzten vor Lustigkeit und die vielen unbändigen, dunkelbraunen Löckchen, die sich überall aus der sittig-fraulichen Frisur keck herauszukräuseln wußten, schienen auch einen kecken, krausen Sinn zu verraten. Sie gab sich gar keine Mühe, ihr Vergnügen über den unerwarteten Besuch, der doch immerhin ein bißchen Abwechselung in die wohlanständige Stille ihres Landlebens brachte, zu verheimlichen. Die ältliche Dienerin hatte von selbst eine Tasse für den Gast herbeigebracht, und während Frau Prümmer ihm

Kaffee einschenkte und mit ihren hübschen, fleischigen Händen die Tasse hinüberreichte, plauderte sie munter darauf los.

„Sagen Sie mal ehrlich, Herr von Klinkenberg, haben Sie wirklich noch an uns gedacht, von damals her? Oder meinten Sie nicht eigentlich doch nur unseren Herrn Doktor? Die Herren, die in der Berliner Gesellschaft verkehren, und besonders in dieser Gesellschaft, in der die haute finance blasiert herumgähnt, die pflegen sich sonst nicht durch ein besonders gutes Gedächtnis auszuzeichnen."

„Ich bitte mich auch nicht dieser Gesellschaft zuzuzählen," beeilte sich Aribert zu protestieren. „Zu Meier-Kohnsteins hab' ich mich nur verirrt, weil ich geschäftlich mit dem Chef des Hauses engagiert war."

„Sehen Sie, da geht es Ihnen gerade so wie uns," rief Frau Prümmer lebhaft. „Wir haben gar nichts übrig für die Börse, aber manchmal müssen wir uns eben für Geschäftsinteressen opfern. Dafür sind wir Kaufmannstöchter. Das haben wir übrigens mit den Prinzessinnen gemein, — und das ist doch immerhin ein Trost, was? Übrigens sind Kohnsteins das einzige jüdische Haus, in dem wir verkehren."

„Es sind sehr ehrenhafte Leute," warf der Bruder ernsthaft dazwischen.

„Nu ja, nu ja, deshalb können sie doch Ekel sein," kicherte Frau Prümmer übermütig.

Der Bruder schien verstimmt und sagte in etwas schulmeisterlich verweisendem Tone: „Ich weiß nicht, Hedwig, sonst kannst Du nie genug Geselligkeit haben und beklagst

Dich über unser stilles Leben hier draußen; da solltest Du doch wirklich . . ."

„Mit allem zufrieden sein, nicht wahr?" fiel sie lebhaft ein. „Ich danke schön. Man will doch von der Geselligkeit geistige Anregung haben; und dann muß sie auch in sich — wie soll ich sagen — harmonisch sein. Das heißt, gemischt schon — im guten Sinne gemischt. — Jung und alt, gelehrt und ungelehrt, ehrpußliche Würdenträger und vergnügte Taugenichtse, Künstler und Publikum, bunt durcheinander, das liebe ich, aber Parvenus dürfen nicht darunter sein, und fade Gecken auch nicht."

„Bravo, gnädige Frau, bravo!" rief Aribert mit einer gewissen warmen Begeisterung. „Ich verstehe Sie vollkommen. Ganz mein Geschmack. Es muß wohl so etwas geben, so einen mystischen Rapport zwischen gleichgestimmten Seelen. Als ich die Ehre hatte, Sie und Ihr Fräulein Schwester damals bei Meier-Kohnsteins kennen zu lernen, wußte ich sofort: Aha! zwischen Larven die einzig fühlende Brust."

„Wer, ich?" fragte die junge Witwe kokett.

„Das gnädige Fräulein Schwester natürlich auch. Ich meinte selbstredend: die einzig fühlenden . . . ach so . . . pardon! — Das war übrigens meine letzte Gesellschaft in diesem Jahre. Inzwischen hatte ich ja Zeit genug, in der Einsamkeit meiner entfernten Baronie die reizende Erinnerung zu pflegen."

„O, oh! oh! Sie übertreiben doch wohl," neckte Frau Prümmer. „Gelt, Lotte, das glaubst Du auch nicht?"

Lotte lachte nur kurz auf als Antwort. Aber dies Lachen klang sehr angenehm.

„Ich versichere Sie auf Ehre," beteuerte Ari verbindlichst lächelnd, „daß ich nicht übertreibe. Sie können meine Mama fragen, wenn Sie mir es nicht auf mein ehrliches Gesicht glauben wollen. Ich habe doch 'n ehrliches Gesicht?"

Niemand wagte das zu leugnen. Die beiden Damen kicherten amüsiert.

„Sie glauben mir nicht?" wandte sich Aribert, scherzhaft den Entrüsteten spielend, zur Abwechselung einmal an Fräulein Charlotte. „Auch nicht, wenn ich Ihnen noch eine ledige Schwester und eine ebenso ledige alte Tante als Bürgen stelle?"

So, nun war eine recht gute Stimmung hergestellt; sogar Herr Heinrich Schönbeck lächelte ganz freundlich. Aribert war mit sich zufrieden und griff unwillkürlich nach der linken Westentasche, um seinen Angriff auf die schwachen Frauenherzen durch Anbringung des Schmachtscherbens zu verstärken. Aber gerade noch rechtzeitig entsann er sich, daß Frau Prümmer sich energisch gegen fade Gecken ausgesprochen habe. Nur jetzt keine Stillosigkeit. Und er zog vorsichtig die Hand wieder zurück. Der Doktor hatte seine Handbewegung bemerkt und hatte sie gewissermaßen als Reflexbewegung eines passionierten Rauchers gedeutet; denn zu einem guten Kaffee gehört eine gute Cigarre. Er bot ihm eine von den seinigen an. Aribert nahm sie dankend und fand sich angenehm überrascht durch das feine Aroma einer echten Import. Ein wahrer Hochgenuß nach den „Jiftnudeln", die er daheim Verhältnisse halber zu rauchen gezwungen war. Das edle Kraut erhöhte noch um ein Beträchtliches sein Wohl=

behagen und damit wuchs auch seine Zuversicht und gute Laune.

Durch die Erwähnung seiner Damen daheim hatte er sich einen bequemen Übergang geschaffen, um den Herrschaften von seinen Verhältnissen sprechen zu können. Frau Prümmer fragte ihn mit lebhafter Teilnahme über sein Landleben aus und so ließ er sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, mit leichten, leuchtenden Farbentupfen ein anmutiges, idyllisches Gemälde zu entwerfen. Die Sandklitsche Strehsen nannte er scherzend seine Baronie — er war von seinen Untergebenen nun schon so lange gewohnt, „Herr Baron" angeredet zu werden, daß er es nachgerade wirklich zu sein glaubte — das langweilige Herrenhaus nannte er sein schmuckes Schlößchen, den verwilderten Busch hinterm Hause „Park", dem Inspektor, einem Stoppelhopser unterster Sorte, verlieh er den Titel Administrator, das Familienleben zwischen Mütterlein, Schwesterchen und Tantchen tuschte er Himmelblau in Rosa, den erhabenen Geist der Großmutter, der geborenen Reichsgräfin, ließ er segnend über dem Ganzen schweben und den Bruder Friedrich Karl erwähnte er überhaupt nicht. Es verging kaum eine Viertelstunde über all dem leichten Geschwätz, aber Aribert durfte sich mit dem Bewußtsein schmeicheln, daß diese kurze Frist ihm vollkommen genügt hatte, um sich bei der Familie Schönbeck als rührender Sohn, zärtlicher Bruder, solider, fleißiger Landwirt und Edelmann von altem Schrot und Korn in Respekt zu setzen.

„Wissen Sie, Sie führen eigentlich ein beneidenswertes Dasein," sagte Frau Prümmer, indem sie ihre lustigen Augen weit öffnete und ruhig seinen etwas drollig

schmachtenden Blick aushielt. „Wir Stadtleute sind doch eigentlich alle ein bißchen verunglückte Kulturprodukte, meine ich. Wir haben alle gemütlichen Beziehungen zu Grund und Boden verloren. Ich möchte sagen, wir wohnen überall nur zur Miete, — selbst wenn wir Haus- und Villenbesitzer sind. Sie dagegen müssen sich doch vorkommen wie ein Bauer und König zugleich; ich finde, das ist eigentlich ein idealer Zustand. König-Bauer — Bauer-König, prachtvoll! Ich beneide Sie um Ihre Souveränität, Herr Baron."

Aribert machte eine außerordentliche Anstrengung, um seinen Blicken einen hoheitsvoll verklärten und zugleich verführerischen Glanz zu geben.

„Wirklich, meine gnädigste Frau?" rief er mit zärtlich abgedämpftem Ton, sich ein wenig über den Tisch hinüberbeugend. „Möchten Sie es einmal damit versuchen? Die Bäuerin wird wohl freilich immer ein Maskenscherz bleiben — Sie wissen schon, der rote Rock mit den beiden Goldlitzen — aber zur Königin sind gnädige Frau geboren."

Die hübsche Witwe errötete geschmeichelt. Da sie aber bemerkte, wie ihr gestrenger Bruder mißmutig die Stirn kraus zog, und ihre Schwester Lotte so eigentümlich vor sich hin lächelte, so beeilte sie sich geschickt, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„O, Sie thun mir zu viel Ehre an," sagte sie leichthin; „wissen Sie, man schwärmt so leicht für die Dinge, die einem am fernsten liegen. Am Ende bin ich doch nur ein ganz gewöhnliches Welt- und Stadtkind, ein unverbesserliches Weltstadtkind. Sie haben ganz recht mit dem

Maskenscherz; aber die Königin würde ich mir wohl auch nur aus der Theater-Garderobe leihen. Wenn ich ehrlich sein will, so darf ich mir nicht zutrauen, daß ich es länger als höchstens ein paar Monate ohne Konzerte, Theater, Ausstellungen und häusliche Geselligkeit aushielte.“

„Das glaube ich auch,“ warf der Bruder trocken und ironisch dazwischen.

Ohne ihn zu beachten ging Aribert scharf ins Zeug. „Aber ich bitte Sie, meine Gnädigste, Sie glauben doch nicht etwa, daß wir wie die Einsiedler leben! Im Gegenteil, der freundnachbarliche Verkehr auf dem Lande ist reger und vielleicht sogar anregender als der, den die meisten Berliner Familien sich leisten können. Nur auf dem Lande kommt man überhaupt dazu, die Menschen in ihrer Eigenart kennen zu lernen. Sie würden erstaunt sein, wie massenhaft die Originale da herumlaufen. Bei uns zum Beispiel — o, ich sage Ihnen, das ist fabelhaft! Alle Schattierungen der Temperamente und der Intelligenzen in einem Umkreis von wenigen Quadratmeilen. Sie glauben wohl, daß wir ausschließlich von Kartoffeln und Spirituspreisen reden, oder von Pferden, wie die jungen Kavallerie-Offiziere? Natürlich ist die Kartoffel und das Pferd, wenn ich so sagen darf, das gemeinsame Band, das uns alle verbindet. Aber darüber hinaus, dieser Reichtum von individuellen Interessen! Wir haben da unter uns alte, hohe Offiziere, glänzende Kavaliere, die so und so viel Feldzüge mitgemacht haben, Leute, die die halbe Welt bereist haben, einer studiert sogar in seinen Mußestunden Chinesisch. In meiner eigenen Familie befindet sich ein genialer Naturforscher, der die

Welt demnächst mit einer Erfindung von weittragender Bedeutung überraschen wird; künstlerische Neigungen sind etwas ganz Gewöhnliches, besonders unter den Damen, aber auch unter den Herren ist zum Beispiel einer, der den Flügel ebenso meistert wie sein Pferd — ein anderer meistert wieder das Flügelpferd, hehe — ich selbst, so wie Sie mich da sehen, bin in dieser Beziehung nicht ganz unbescholten. Ja, wir haben sogar einen richtigen Philosophen unter uns, — dafür wäscht er sich aber auch nicht. Ich versichere Sie, gnädige Frau, es ist einfach fabelhaft, — Ehrenwort! Na und was die Konzerte und Theater anbetrifft, was hindert einen denn, alljährig einige Wintermonate in der Residenz zuzubringen. Das thun wir doch alle ungefähr mit derselben Gewissenhaftigkeit, wie Sie in die Sommerfrische gehen. Und wenn man dann aus der Winterkampagne wieder an den heimischen Herd zurückkehrt mit abgespannten Nerven, und verdorbenem Magen, und sich dann zum erstenmal wieder auf sein Pferd schwingt, das vor Freude nur so tanzt, weil es seinen lieben Herrn wieder hat . . . o, ich sage Ihnen, gnädige Frau, so in den dampfenden Morgen hineinzureiten, im Vorfrühling, wo die feuchten, fetten Schollen duften, daß es einem ordentlich berauschend zu Kopfe steigt, — wenn der frische Morgenwind über den grünen Teppich eines jungen Saatfeldes hinstreicht und die Tautropfen von den Halmspitzen schüttelt — und dann dazu im leichten Trabe das Sattelzeug unter einem knarrt und das Pferd munter mit den Ohren spielt, damit ihm nur ja nicht der kleinste Lerchentriller entgeht — wenn es einen ganz einhüllt in den Dampf aus

seinen Nüstern — oder im Herbst gar, wenn die Stoppelfelder alle dicht von Spinnweben überzogen sind und Milliarden Brillanten in der Morgensonne darauf glitzern — oder gar in der Einsamkeit des Waldes, wenn die bunten Blätter so geheimnisvoll leise zur Erde rasseln und wo das Ohr sich so schärft, daß man meint, man hörte den Saft in den Stämmen quillen und die langen Kolonnen der Ameisen über die dürren Nadeln trippeln ..."

Aribert hielt inne, um ein wenig zu verschnaufen von der Anstrengung des langen Redens. Er war sich bewußt ganz rot im Gesicht zu sein; außerdem versagte ihm auch für den Moment die Einbildungskraft und er wußte nicht, wie er seinen Hymnus über die trippelnden Ameisenkolonnen hinaus noch wirksam steigern sollte. Er war stolz und zufrieden. Er war ja niemals auf den Mund gefallen, wenn er auf einen Menschen einen bestimmten Eindruck machen wollte, aber so schön hatte er noch nie gesprochen — Donnerwetter noch mal! Er sah sich im Kreise um. Na natürlich: andächtig wie in der Kirche saßen sie alle da und Fräulein Charlotte hatte endlich die Augen von der Handarbeit erhoben, die sie nach dem Kaffee aufgenommen hatte und blickte träumerisch zu ihm auf. Nein, hatte das Mädchen schöne, weiche, dunkelblaue Augen und dies prachtvolle, kastanienbraune Haar mit dem leuchtenden Bronzeschimmer, das ihr leichtgewellt ohne Frisur bis auf die Schulter herabhing — ganz Thekla aus dem Wallenstein. Der hatte er es offenbar vermittelst des poetischen Schwunges angethan. Nun hatte er die auch in der Tasche. Da niemand etwas sagte, mußte er weiter reden und so that er denn von neuem den Mund auf, um sich mit poetischer

Begeisterung über das edle Waidwerk auszulassen, als ganz unvermutet der alte Herr Schönbeck seine Sprechwerkzeuge in Bewegung setzte, indem er gegen Aribert gewendet, etwas murmelte, was dieser als „lieben Sie Fische?“ verstehen zu müssen glaubte.

Er war seiner Sache nicht ganz sicher und sah die Familienmitglieder der Reihe nach etwas verdutzt an. Da sie alle lächelten, so lächelte er auch und sagte: „O ja, gewiß, besonders Karpfen in Bier und Aal blau. Aber die Seefische ziehe ich im allgemeinen vor.“

Frau Prümmer lachte laut heraus und auch Fräulein Lotte und sogar der Herr Doktor vermochten ihre Heiterkeit nicht zu unterdrücken, während der alte Herr ein ganz bitterböses Gesicht aufsetzte und das glatte Köpfchen ganz bedrohlich aus den Vatermördern herausreckte, indem er etwas Unverständliches vor sich hinmurmelte.

Aribert wandte sich an Herrn Heinrich Schönbeck: „Pardon, habe ich eine Dummheit gesagt? Ich — äh — hatte wohl nicht recht verstanden?“

„Ja allerdings,“ versetzte der Doktor. „Mein Vater fragte, ob Sie sich auch für Fische interessierten. Er ist nämlich ein passionierter Angler. Seit er sich vom Geschäft zurückgezogen hat, interessiert er sich eigentlich nur noch für den Fischfang und alles, was damit zusammenhängt. Auch ein wenig für Blumenzucht.“

Aribert dankte und wandte sich nunmehr an den alten Herrn, der neben der Witwe ihm schräg gegenüber saß, indem er ihm über den Tisch hinüber zuschrie, so laut er irgend konnte: „Entschuldigen Sie, Herr Schönbeck, ich hatte Ihre Frage nicht verstanden. Ob ich mich für

Fische interessiere? Aber sehr, selbstredend, passioniert sogar.“

Der alte Herr rückte unruhig auf seinem Stuhl, schob die Unterlippe zur Seite und reckte abwehrend die rechte Hand über den Tisch: „Schrei'n Se doch nich so, Sie!“ rief er ganz böse. „Ich hör' doch ganz gut. Was denken Se denn, Sie? Wie heißen Se?“

Frau Prümmer ergriff lächelnd die immer noch aufgeregt gestikulierende Hand des Greises, streichelte sie zärtlich und sprach ihm begütigend zu: „Baron von Klinkenberg heißt der Herr. Reg' Dich nur nicht so auf, Papachen. Er interessiert sich ja für Fische, brennend sogar, sagte er.“

„Na, denn is' jut,“ sagte der alte Herr zufrieden, indem er den Gast etwas freundlicher anschaute. „Er soll blos nich so schreien, sag' ihm das, Heteken.“ Und dann rückte er sich in Positur, hob den knöchernen Zeigefinger bedeutsam in die Höhe, räusperte sich und sprach, mühsam artikulierend: „Sie, Herr Klingelberg, horchen Se: der Fisch, müssen Se wissen — der Fisch is nämlich sozusagen ein Element der Volkswirtschaft — oder was nich is, das sollte noch werden. Der Fisch genießt noch nicht die richtige Anerkennung; der Fisch muß Volksnahrung werden, — so kämpfen wir am besten gegen die wachsende Unzufriedenheit und gegen die Elemente des Umsturzes. Wo Wasser is, da kann auch der Fisch leben — er will nur gepflegt und verstanden sein. Ein Staat, der den Fisch nicht pflegt, schneidet sich selbst ins Fleisch. Das sag' ich Ihnen, junger Mann, merken Se sich das.“

Aribert war in der größten Versuchung, diese feierliche Eröffnung des alten Herrn nicht ganz ernst zu nehmen

und hätte sie am liebsten mit einem schlechten Witz quittiert — er sah ja auch die Familienmitglieder etwas verlegen vor sich hinlächeln, aber vorsichtig und klug, wie er war, bezwang er sich und erwiderte ganz ernsthaft: „Ich gebe Ihnen vollkommen recht, ich — äh — verkenne keineswegs die hohe Bedeutung der Fischzucht für die nationale Wohlfahrt. Da wird es Sie gewiß interessieren, Herr Schönbeck, wenn ich Ihnen sage daß ich schon lange mit dem Gedanken umgehe, auf meinem Besitztum einen Fischpark in großem Stile anzulegen. Ihre reiche Erfahrung würde mir dabei von großem Werte sein, wenn ich mir erlauben dürfte . . .“

„Wie haben Se gesagt? Fischpark?“ unterbrach ihn der alte Herr unruhig. Mit seinen verwundert aufgerissenen, runden Äuglein und seiner weit vorgeschobenen Unterlippe, die selbst wenn er schwieg mit merkwürdiger Taktmäßigkeit zuschnappte und wieder herunterklappte, bekam sein Gesicht selber etwas ganz Fischmäßiges. „Fischpark kenn' ich nich; was soll denn das sein?“

Ja, wenn das Aribert nur selber gewußt hätte. Er hatte das Wort nie vorher gehört; es war eine momentane Eingebung gewesen, eine von seinen berühmten jenialen Ideen. Aber ohne sich verblüffen zu lassen, erwiderte er: „Fischpark? Das kennen Sie nicht? Ach nee, wirklich? Die — äh — Fischparks sind doch bekanntlich eine Erfindung — warten Sie mal, von wem doch gleich —? — Ja, richtig von Fürsten Pückler. Waren Sie nicht vielleicht in Muskau?“

„Ja, gewiß war ich in Muskau,“ sagte Herr Schönbeck senior wieder ganz ärgerlich und trommelte nervös

mit seinen langen, knochigen Fingern auf der Tischplatte. „Aber so'n Dings giebt's da nich, so'n Fischpark. Unsinn!"

„Nicht? Na, dann irre ich mich wohl," versetzte Aribert ganz gemütsruhig; „dann meine ich wahrscheinlich 'n andern. Ich dachte nur, weil die Parks doch bekanntlich die Force von dem guten, ollen Pückler waren, so dürfte er am Ende für die Fische auch was gethan haben in dieser Beziehung. Ich meine nämlich, so ein terrassenförmiges System von Teichen mit entsprechender Wasserregulierung, schön ausgemauert und am Grunde sauber mit Sand ausgefüllt. Ich habe nämlich hervorragend schönen Sand und wunderbares Wasser auf meiner Herrschaft. Ich sage Ihnen — wun — der — ba — res Wasser! Und wenn ich nicht bei mir Baron wäre, möchte ich am liebsten bei mir Karpfen sein."

Es war sehr vorteilhaft, daß diese scherzhafte Äußerung ein allgemeines Gelächter erregte, denn das zerstreute den alten Herrn und setzte ihn außer stande, der etwas unklaren Idee von dem Fischpark ins einzelne nachzugehen. Herr Schönbeck junior mochte wohl auch befürchten, daß das Thema für seinen alten Vater zu aufregend werden könnte, denn er ergriff die Gelegenheit, um Herrn von Klinkenberg daran zu erinnern, daß er ihn in einer gegeschäftlichen Angelegenheit habe sprechen wollen.

Aribert erhob sich zwar sofort, um dem Doktor ins Haus zu folgen, aber während er sich unter einigen höflichen Abschiedsphrasen vor den Damen verbeugte, richtete er einen so schmachtenden, hülfeflehenden Blick auf Frau Brümmer, daß diese nicht umhin konnte, ihn zu verstehen.

Sie errötete ein wenig und sagte schmollend zu ihrem Bruder: „Ach, willst Du uns Herrn von Klinkenberg schon entführen? Das ist aber gar nicht hübsch von Dir. Wo doch so selten einmal Besuch zu uns herauskommt in unsere Einsamkeit. Ich hatte gehofft, der Herr Baron würde nachher eine Partie Croquet mit uns spielen. Oder wir könnten nachher alle zusammen ein bißchen segeln. Es wäre zu nett, wenn Sie zum Abendbrot bleiben könnten. Wir essen sehr früh; nach Berlin kommen Sie immer noch zurück."

„Sie sind wirklich zu liebenswürdig, meine gnädigste Frau," beeilte sich Aribert mit dankbarem Lächeln zu versichern.

„Du verlangst wohl ein bißchen gar zu viel von dem Herrn Baron," wandte der Bruder trocken ein. „Er ist ja, wenn ich recht verstanden habe, — nur auf ein, zwei Tage herübergekommen und wird gewiß wichtigeres zu thun haben."

„O, nein durchaus nicht," wehrte Aribert nachdrücklich ab. „Ich stelle mich den Damen vollkommen und mit dem größten Vergnügen zur Verfügung."

Dann gab es noch ein kleines Hin und Her von Komplimenten, ehe es endlich dem Doktor Heinrich Schönbeck gelang, den liebenswürdigen Kavalier von den Damen weg und ins Haus zu locken. Er führte ihn in sein Arbeitszimmer, ein hohes, reich, behaglich und geschmackvoll ohne aufdringlichen Luxus ausgestattetes Gemach zu ebener Erde. Über dem Schreibtisch hing ein gutgemaltes Porträt, — eine einfache Frau in mittleren Jahren darstellend, die aber in den Hauptzügen und besonders

in der Haarfarbe und dem Schnitt der Augen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Fräulein Charlotte zeigte.

Aribert stellte sich, die Hände auf dem Rücken gefaltet, andächtig vor das Bild hin und sagte: „Gewiß Ihre Frau Mutter? Ein edler, schöner Kopf."

„Jawohl, sie war auch eine edle, schöne Seele," erwiderte der Doktor warm. Aber sofort nahm er wieder seinen trocknen Ton an und forderte den Herrn Baron auf, Platz zu nehmen und auf die geschäftliche Frage zu kommen.

Vergebens versuchte Aribert den Moment, wo er mit seinem eigentümlichen Anliegen herausrücken mußte, hinaus zu schieben, indem er noch einige Fragen nach der Frau Mutter that, und sich über die schöne Einrichtung und die angenehme Lage des Hauses erging. Zwar erfuhr er auf diese Weise, daß Frau Schönbeck schon vor 18 Jahren gestorben sei, und vermochte sich aus den verschiedenen Andeutungen herauszurechnen, daß Fräulein Charlotte 23 Jahre alt sei, Frau Prümmer Anfang der dreißig und der Doktor Anfang der vierzig, aber weiter kam er auch nicht. Offenbar ungeduldig rückte ihm Herr Schönbeck schließlich direkt zu Leibe.

„Sie wollten mir also die Idee zu einer industriellen Unternehmung größeren Stiles entwickeln, nicht wahr? Bitte, sprechen Sie, Herr Baron, womit kann ich Ihnen dienlich sein?"

Aribert zog sein Taschentuch und fuhr sich damit über die Stirn. „In Ihrer Eigenschaft als Chemiker, wenn Sie so gut sein wollen," brachte er etwas bedrückt heraus. Später vielleicht auch noch zur Gewinnung der

nötigen Kapitalskraft, denn — äh — es wird Ihnen nicht unbekannt sein, Herr Doktor, daß bei den heutigen mißlichen Verhältnissen der Landwirtschaft selbst die ältesten und bestsituierten Grundbesitzer nicht in der Lage sind . . ."

Aribert hatte die Absicht, einen längeren Streifzug auf das Gebiet der Politik zu unternehmen, doch Herr Schönbeck war keineswegs gewillt, ihn darin gewähren zu lassen, und brachte ihn mit den Worten: „Also worum handelt es sich, wenn ich bitten darf," energisch zur Sache zurück.

„Es handelt sich kurz gesagt um — Dünger," versetzte Aribert mit Todesverachtung. „Sie wissen, der Dünger ist sozusagen die Seele der Landwirtschaft. Der Dünger ist sozusagen latentes Brot, oder wie der Bauer sagt: Mist ist die ganze List. Da sich nun in meiner Priegnitz, wie ich schon vorhin gegen Ihren Herrn Vater bemerkte, Sand in großer Menge und ausgezeichneter Qualität vorfindet, welcher jedoch sich wenig zur Bebauung eignet, so bin ich auf die Idee gekommen, diesen vortrefflichen, reinen Sand ganz einfach in Dünger zu verwandeln."

Baß erstaunt blickte Herr Schönbeck auf und fragte neugierig: „Ja mein bester Herr, wie wollen Sie denn das anfangen?"

„Na, ganz einfach, indem man den Sand eine innige chemische Verbindung eingehen läßt mit . . . äh . . . mit äh . . . mit einer andern Masse."

„Ach!? Und die wäre?"

„Ja, das ist's ja eben, Sie sind ja Chemiker, das

wollte ich Sie eben fragen, verehrter Herr Schönbeck."

Herr Schönbeck, der sich begierig lauschend vorgebeugt hatte, fiel, wie von einem plötzlichen Stoß getroffen, in seinen Polstersessel zurück. So etwas war ihm denn doch noch nicht vorgekommen! Sollte er sich über diese kolossale Unverschämtheit ärgern? Aber nein! Zunächst und ohne alle Voreingenommenheit wirkte dieses beispiellos naive oder auch unverfrorene Ansinnen so komisch, daß sich selbst der so ernste, stets förmlich zugeknöpfte Mann nicht enthalten konnte, laut herauszulachen. Und da er wenig Übung im Lachen hatte und alle Dinge, die er einmal anpackte, mit gleichem Ernst und gleicher Gründlichkeit betrieb, so vermochte er, als er einmal angefangen hatte, so bald nicht wieder aufzuhören, mit seinem mühsam stoßenden, gleichsam ungeschmierten Lachen.

Aribert bekam keinen kleinen Schreck, als dies verrostete Gelächter gar nicht aufhören wollte. Erst hatte er es mit verlegenem Lächeln und ängstlich niedergeschlagenen Augen über sich ergehen lassen. Als er aber aufblickend Herrn Schönbeck sich wie in einem heftigen Kolikanfall in seinem Sessel winden und seine Hand unruhig von der Bauchgegend nach der Herzgrube und von der Herzgrube nach dem Hinterkopf fahren sah, da wähnte er Gefahr im Verzuge und eilte bestürzt dem elektrischen Knopf zu, um Hilfe herbeizuklingeln.

„Lassen Sie nur," keuchte Herr Schönbeck mit Anstrengung, „es geht schon vorüber, hohoho, — Sie entschuldigen, — hoho! aber Ihre Idee — hohoho, ist — ho — so genial — hoho! Sie sollten ein Pa — Pa

— hohohehebo — Patent darauf nehmen . . . Ach Gott, ach Gott — Patent drauf nehmen."

Aribert nahte sich langsam und vorsichtig und erbot sich bescheiden, dem Leidenden durch Klopfung des Rückens Erleichterung zu verschaffen. Und als der Doktor dies durch Geberden dankend ablehnte, stotterte er etwas verwirrt: „Aber verehrtester Herr Doktor, bitte, fassen Sie sich doch nur! Ich habe da wohl — etwas Dummes gesagt. Ich bin — eben ganz Laie; entschuldigen Sie nur, wenn ich mich etwas unwissenschaftlich ausgedrückt habe. Ich habe da nämlich einen jungen Mann sitzen, der destilliert und kalkuliert schon Monate lang an der Sache herum. Er hat mir auch eine chemische Formel aufgeschrieben. Die hab' ich aber leider vergessen."

„Soso! Das würde mich allerdings sehr interessieren, die kennen zu lernen," stieß Doktor Schönbeck atemlos hervor.

Und Aribert versetzte rasch und gemütlich: „Ach Gott, wissen Sie, lieber Herr Schönbeck, ich glaube ja selber nicht, daß viel dran sein wird. Der junge Mann ist nämlich 'n bißchen, — ein bißchen, wie man zu sagen pflegt — schwach auf der Brust."

Herr Schönbeck bekam einen neuen Anfall. Diesmal beunruhigte sich Aribert nicht weiter, sondern hielt es für angemessener, aus vollem Halse einzustimmen. Er sagte sich ganz richtig, daß der Doktor jetzt unmöglich mehr daran zweifeln könnte, daß die ganze Geschichte mit dem künstlichen Dünger nur ein etwas verunglückter Versuch gewesen sei, um den eigentlichen Zweck seines Kommens, nämlich die Erneuerung der Bekanntschaft mit den ange-

nehmen Damen des Hauses einigermaßen zu verhüllen. Wenn der strenge Herr die Sache von der heiteren Seite nahm, um so besser für ihn.

Als Doktor Schönbeck sich halbwegs wieder beruhigt hatte, erhob er sich elastisch von seinem Stuhl, klopfte den Junker freundschaftlich auf die Achsel und sagte: „Na, wissen Sie, nachdem nun der geschäftliche Teil erledigt zu sein scheint, können wir ja wohl wieder zu den Damen gehen.“

„Jawohl gehen wir zu den Damen“ versetzte Aribert mit Begeisterung, indem er zwei Taschenbürstchen hervorzog, und das in der Mitte gescheitelte Haar überflüssiger Weise noch einmal vor dem Hinaustreten damit glättete.

„Was haben Sie bloß für reizende, liebenswürdige Schwestern!“ Damit faßte er Herrn Schönbeck vertraulich unter den Arm und verließ mit ihm das Studierzimmer.

Viertes Kapitel.

In welchem der Junker aus dem Sonnenuntergang Kapital schlägt und allerseits den besten Eindruck hinterläßt.

Die beiden Schwestern hatten inzwischen auf dem kurzgeschorenen Rasenplatz an der Ostseite der Villa alles zum Croquetspiel vorbereitet. Sie waren nicht wenig

erstaunt, als sie nach so kurzer Zeit schon die beiden Herren Arm in Arm und in offenbar sehr heiterer Stimmung aus dem Hause treten sahen, — so heiter, als hätten sie den Abschluß eines glänzenden Geschäfts durch Vertilgung einiger Flaschen feurigen Weines besiegelt.

Frau Prümmer stieß ihre Schwester an und flüsterte ihr zu: „Du Lotti, sieh doch blos mal den Heini an, was macht denn der für ein Gesicht? Gar nicht geschäftlich, was? Du, ich wette, der Baron hat was gesagt.“

„Was soll er denn gesagt haben?“

„Ach, thu doch nicht so! Glaubst Du, daß er mich meint?“

Charlotte zuckte nur lächelnd die Achseln und Frau Prümmer, die vor Neugier schon ganz zapplig war, ging den Herren rasch entgegen und sagte: „Bravo, da sind Sie ja wieder! Nun, spielen Sie eine Partie mit uns, Herr von Klinkenberg? Mit dem Segeln ist's heute doch nichts. Es rührt sich ja kein Lüftchen. Heini, Du mußt auch mit thun, das hilft Dir nichts.“

Damit ergriff sie ihren Bruder vorn beim Rock und führte ihn ein wenig bei Seite.

„Sie entschuldigen, Herr Baron, auch eine geschäftliche Angelegenheit,“ rief sie lachend, den Kopf über die Schulter zurückwerfend. Und dann, sobald sie den Bruder außer Hörweite hatte, fragte sie eifrig: „Nun?“

„Was denn, nun? Interessiert Dich unser Geschäft so sehr?“

„I, Gott bewahre. Der ist doch nur unsertwegen gekommen.“

„Glaubst Du wirklich?"

„Ach, sag' doch, sag' doch. Bitte, bitte! Stell Dich doch nicht so dumm an, alter Heini."

„Ja, gefällt er Dir denn überhaupt?"

„Ich finde ihn wenigstens furchtbar nett."

„Hm; nun ja, so weit . . . . . . Weißt Du, ich glaube, das ist ein ziemlich windiger Herr. Du würdest immerhin gut thun, Deine Gefühle ein wenig vorsichtig zu kontrollieren."

„Also hat er doch was gesagt? So sei doch nicht so langweilig! Was hat er denn gesagt?"

„Ach, Dummheiten, ich versichere Dich, nichts als Dummheiten."

„I wo. Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel: er hätte das Unglück, immer nur Witwen zu gefallen und würde sich doch nie entschließen können, eine Witwe zu heiraten."

„Ach, Unsinn, is ja nicht wahr. Ich sehe es Dir ja an, Du moquierst Dich wieder über mich," schmollte Frau Hedwig und gab vorläufig ihre Bemühungen, aus dem Bruder etwas herauszubringen, auf.

Aribert hatte ihr bewundernd nachgeblickt. Was sie für eine entzückende Figur hatte! Wie reizend ihr das weiße Kleid mit der bunten seidenen Bluse stand. Diese eleganten, kleinen Füße, und dieser elastische Gang — entzückend! Wie viel die wohl haben mochte . . .? Ob ihr der selige Prümmer wohl das Seinige zu freier Verfügung hinterlassen hatte? Wenn man sich doch nur Gewißheit verschaffen könnte!

„Nun, Herr von Klinkenberg, wollen wir nicht in-

zwischen die Waffen wählen?“ weckte ihn Charlottens weiche Stimme aus seinem Sinnen.

Er fuhr rasch herum und lächelte etwas verwirrt. „Ach so, ja — pardon! gewiß, gnädiges Fräulein.“ Er wählte sich einen Hammer und dann losten sie die Parteien aus. Rot und grün fielen ihm und Frau Prümmer, schwarz und gelb dem Doktor und Charlotten zu. Als sie soweit in Ordnung waren, entstand eine kleine Pause im Gespräch und Aribert wußte die Unterhaltung nicht anders in Fluß zu bringen, als durch die stehende Leutnants-Eröffnung: „Haben Sie viel getanzt in diesem Winter, mein gnädiges Fräulein?“

„Nein, ich habe überhaupt noch nie einen Ball mitgemacht,“ antwortete Charlotte gleichgültig.

„Ach, is nich möglich!“ rief Aribert und schaute ihr ziemlich dumm ins Gesicht. „Ja, entschuldigen Sie, womit vertreiben Sie sich denn da die Zeit, den ganzen langen Winter über?“

„O, ich langweile mich niemals,“ versetzte sie, ein wenig ironisch lächelnd; „ich lese viel, ich musiziere noch mehr, und dann habe ich ja auch mit dem Haushalt etwas zu thun.“

„Soso . . . . Das ist ja sehr . . . . . Aber man muß sich doch auch Bewegung machen.“

„Ja, gewiß,“ lachte sie, „das thue ich auch reichlich. Mein Bruder ist ein unermüdlicher Fußgänger. Das ist eigentlich seine einzige Leidenschaft, das Laufen, und er hat mich von klein an fast immer mitgenommen auf seinen Spaziergängen. Im Sommer machen wir die

größten Touren im Gebirge. Ich muß sagen, ich kenne auch kaum etwas Schöneres."

„Soso!" sagte Aribert wieder. Ihm war von allen Fortbewegungsarten die zu Fuß die wenigst angenehme, aber er hütete sich, das einzugestehen, sondern machte vielmehr einige Redensarten über den hygienischen Wert des Fußsports. Viel wußte er aber über dies Thema nicht zu sagen und so war er recht froh, als in diesem Augenblick der Doktor und Frau Prümmer sich zu ihm gesellten und das Spiel seinen Anfang nahm.

„Sagen Sie mal, gnädige Frau," redete er seine Partnerin im Verlauf des Spiels an, „ist es wirklich möglich, daß Ihr Fräulein Schwester sich gar nichts aus dem Tanzen macht?"

„Ach, wissen Sie, was man nicht kennt, entbehrt man auch wohl nicht," versetzte Frau Prümmer. „Wie sollte die Lotte zu Bällen kommen? Sie müssen bedenken, daß unsere Mutter gestorben ist, als sie fünf Jahre alt war, und seither hat unser guter Bruder an uns Mutterstelle vertreten. Na, und daß der keine Bälle geben mag, das sehen Sie ihm doch wohl an. Der häusliche Verkehr hat sich überhaupt immer auf einige wenige Geschäftsfreunde beschränkt, meist ältere, sehr solide Herren. Tanzlustige Familien waren zufällig nicht darunter. Denken Sie, ich habe auch erst als Frau zum ersten Mal getanzt, und ich tanze doch so leidenschaftlich gern."

„Das kann ich mir denken," erwiderte Aribert. „Das hab' ich sofort Ihrem schwebenden Gange angesehen, der rhythmischen Grazie aller Ihrer Bewegungen. Es muß himmlisch sein, mit Ihnen tanzen zu dürfen."

Frau Hedwig errötete geschmeichelt. „Nun, ich will sehen, was sich thun läßt. Vielleicht im nächsten Winter. Ich habe geschworen, etwas Leben in die Gesellschaft zu bringen.“

„Im nächsten Winter? Ach, Du lieber Himmel! So lange halte ich es bei Gott nicht aus.“

„Passen Sie doch auf, Herr von Klinkenberg, Sie sind dran!“ rief Charlotte vom anderen Ende des Spielplatzes her. „Ich habe mir erlaubt, Ihre Kugel inzwischen ein bißchen kalt zu stellen. Ja, nun suchen Sie nur.“

Aribert erging sich in Entschuldigungen, suchte seine Kugel und ließ sich dann von seiner Partnerin sagen, was er zu thun habe. Er stellte sich absichtlich ungeschickter an, als er war, nur um das Vergnügen zu haben, sich von ihr necken und herumzerren zu lassen. Sobald er seinen Ball gemacht hatte, stellte er sich in die Mitte des Platzes und rief: „Pardon! einen Augenblick, meine Herrschaften. Ich habe eine brillante Idee. Als Junggeselle und durchreisender Fremder kann ich mich leider nicht für Ihre liebenswürdige Aufnahme revanchieren. Aber ich werde meine Schwester und meinen Schwager, den Major von Meyern veranlassen, daß er uns in seinem Hause, in der Keithstraße einen kleinen Sommerball arrangiert. Das gnädige Fräulein muß doch endlich einmal die Ballweihe empfangen. Ich biete mich gehorsamst zum Paten an.“ Und er verbeugte sich tief gegen Charlotte.

„Ach! nur meinetwegen wollen Sie das arrangieren?“ versetzte die ein wenig spitz.

Frau Hedwig klatschte etwas übertrieben kindlich in die Hände und jubelte: „Ah, bravo, bravo! das ist wirklich eine brillante Idee. Heini, Du bist ganz still! Du darfst uns nicht den Spaß verderben.“

Der Doktor trat näher und sagte etwas zurückhaltend: „Das will ich auch durchaus nicht. Aber wir kennen ja die Herrschaften gar nicht. Wir können uns doch nicht so aufdrängen.“

„Aufdrängen? Wo denken Sie hin, mein bester Herr Doktor,“ rief Aribert großartig. „Das macht sich ja ungeheuer einfach! Wir treffen uns in den nächsten Tagen einmal irgendwo in Berlin — sagen wir im Ausstellungspark. Ich bringe Meyerns mit, und die Bekanntschaft ist gemacht. Mein Schwager und meine Schwester werden entzückt sein.“

Dagegen konnte Herr Schönbeck, ohne unhöflich zu erscheinen, nicht viel einwenden und so galt denn diese Sache vorläufig als abgemacht. Das Spiel nahm seinen Fortgang und endete schließlich, Dank der großen Geschicklichkeit Frau Prümmers, die alle Sünden ihres Partners wieder ausglich, mit dem Siege von Rot und Grün. Charlotte ging ins Haus, um nach dem Abendbrot zu sehen, und ein glücklicher Zufall wollte es, daß gleich darauf auch das Hausmädchen den Doktor abrief. Sein Vater wünsche mit ihm zu sprechen.

So blieb denn der Junker Aribert mit seiner reizenden Witwe allein. Sie wandelten nebeneinander dem schattigsten Teil des Gartens zu, wo ein dicht zugewachsener Laubgang bis an das Ufer des Sees hinunterführte. Jetzt galt es die gute Gelegenheit zu benützen. Die Augenblicke

waren kostbar und man durfte sich nicht lange bei der Vorrede aufhalten.

Sobald sie in dem Laubengang angekommen waren, in welchem trotz der frühen Abendstunde schon eine wahrhaft kupplerische Dämmerung herrschte, seufzte Aribert vielsagend und sah die junge Frau schmachtend von der Seite an.

„Was haben Sie denn? Hat Sie das Spiel so angegriffen?“ neckte Frau Prümmer.

Und er erwiderte in zärtlich abgedämpften Tönen: „O nein, mit einer solchen Partnerin könnte ich im Gegenteil ewig spielen. Wer Ihren Farben folgt, schöne Frau, der ist ja immer des Sieges gewiß.“

Frau Prümmer wurde rot, räusperte sich und sagte dann rasch: „Ich glaube, mein Papa angelt noch immer. Wollen wir ihm nicht vielleicht zusehen?“

„Um Gotteswillen, nein!“ rief Aribert entsetzt. „Verschonen Sie mich nur jetzt mit Fischen. Ich hasse diese kaltblütigen Bestien. Der Abend ist so warm — und die Stimmung auch, finden Sie nicht? Der Tag war so schön — so schön! Überkommt Sie nicht auch jedesmal, wenn die Sonne nach einem solchen Tage blutrot untergeht, so etwas wie Abschiedswehmut?“

„Wenn die Sonne blutrot untergeht, das soll ja eine Reihe von schönen Tagen bedeuten,“ versetzte sie lächelnd.

Er blieb stehen und versuchte, ihr tief in die Augen zu sehen, aber sie schlug leider die ihren nieder. „Und glauben Sie auch, daß eine Reihe von so schönen Tagen gar so schwer zu ertragen wäre?“

Und sie darauf: „Ach nein, ich bin ein harmloses

Menschenkind; ich habe gar kein Talent zum Pessimismus. Ich freue mich dankbar aller guten Dinge und aller guten Stunden."

„Nicht wahr, so denke ich auch. Hat man Ihnen vielleicht auch als Kind den grausamen Grundsatz beibringen wollen: wenn es einem am besten schmeckt . . . soll man aufhören zu essen? Sehen Sie, das habe ich nie gekonnt, und Sie gewiß auch nicht."

„Nein wahrhaftig," lachte sie.

„Nun ja, sehen Sie, und nun soll ich das auf meine alten Tage noch lernen," scherzte er elegisch. „Haben Sie nicht ein bißchen Mitleid mit dem Unglücklichen, der gerade jetzt in seine Einsamkeit zurück soll?"

„O, Sie haben mir diese Einsamkeit doch so poetisch geschildert?"

„Ja, bis heute habe ich mich auch noch nie einsam gefühlt. Aber jetzt wird das kommen — jaja, glauben Sie mir nur, meine schöne gnädige Frau. Seit ich Sie gesehen . . ."

„Ach nein, bitte, so dürfen Sie nicht reden," wehrte sie rasch atmend ab, indem sie sich etwas ängstlich umsah.

Aber er ließ sich nicht irre machen und flüsterte nur um so feuriger: „Nein, darf ich wirklich nicht so reden? O, doch, doch! Es ist ja die Wahrheit. Lassen Sie mich Ihnen sagen, . . ."

In diesem Augenblick erscholl ganz aus der Nähe der laute Ruf einer überaus kräftigen Kinderstimme: „Mama! Mama! Wo bist Du denn, Mama?"

Mit unverkennbar ärgerlicher Überraschung eilte Frau Hedwig dem Eingang des Laubenganges zu. „Ach ent=

schuldigen Sie, das ist mein Kleiner; er war so lange mit seiner Bonne spazieren. Jetzt will er mir wohl gute Nacht sagen."

Aribert stand mit halb offenem Munde da und vernahm entsetzt die Kunde. „Ach, gnädige Frau haben — einen Kleinen?" stammelte er verwirrt.

Da ward das Bürschchen auch schon am Eingang der dämmerigen Laubhalle sichtbar und sprang mit lautem Freudengeheul seiner Mutter entgegen. Sie beugte sich zu ihm hernieder, küßte ihn und that ein paar Fragen in betreff des Spaziergangs. Dann nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn Herrn von Klinkenberg zu und ermahnte ihn, dem „Onkel" eine artige Patschhand zu geben.

Aribert ermannte sich und hockte sich mit wohlwollendem Lächeln auf dem Boden nieder, pätschelte dem Buben die roten Wangen und den dicken Kopf und sagte: „J, Du bist ja ein prächtiger kleiner Kerl; wie heißt Du denn?"

„Dollo Prümmer," antwortete das Bürschchen prompt.

„Konrad heißt er. So ein dummer, kleiner Kerl, nicht wahr? Kann seinen Namen noch nicht aussprechen," sagte die Mutter etwas verlegen. „Und wenn Sie ihn fragen, wie alt er ist, dann sagt er: neun Jahr. Neun ist nämlich seine Lieblingszahl, ich weiß nicht warum. Er ist übrigens erst fünf."

„Ein süßer, kleiner Lockenkopf," schwärmte Aribert, immer noch in sinnende Betrachtung des Kindes versunken. Aber jegliches Lob seiner Schönheit war entschieden gegen seine bessere Überzeugung, denn Konrad Prümmer machte in dieser Beziehung seiner hübschen Mutter wenig Ehre. Es blieb nur anzunehmen, daß er den dicken Kopf und

das ausgesprochene Froschgesicht von seinem Herrn Vater geerbt habe. Auch von einem Lockenkopf konnte nur ein sehr kurzsichtiger, oder wenig gewissenhafter Beobachter reden, denn Konradchens strohblonder Haarwuchs hatte vielmehr eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Kopfschmuck eines stachelhaarigen Schnauzels.

Seine Frau Mama sagte denn auch, nicht wenig erstaunt: „Ach, finden Sie wirklich? Ich finde, er wird seinem Vater immer ähnlicher. Der machte ja auch keinen Anspruch auf Schönheit. Aber sonst war er ja ein sehr tüchtiger, braver Mann. Na, und das wird Konradchen mit Gottes Hilfe ja wohl auch werden. Talente zeigt er ja sonst keine.“

„O erlauben Sie, gnädige Frau; er hat doch aber einen sehr energischen Zug um die Nase,“ behauptete Aribert keck. „Und dann diese Kommandostimme! Gelt Du möchtest Soldat werden, mein Jungchen?“

Frau Prümmer beeilte sich, ihrem Sprößling die energische Nase mit ihrem eignen Taschentuch zu putzen und ließ ihm gar keine Zeit, zu antworten. Ein wenig elegisch sagte sie: „Ach, Herr von Klinkenberg, setzen Sie ihm sowas lieber nicht in den Kopf. Soldat! Ich bitte Sie, da ist gar kein Gedanke daran. Der Junge wird ohne Widerrede Kaufmann und übernimmt einmal die alte Firma; die wartet ja nur darauf, daß dieses Menschlein groß wird. Der wird's einmal gut haben, als Einziger — ich bitte Sie: Universalerbe des Prümmerschen Vermögens und des großen Geschäfts.“

„Sososo, das ist also der Universalerbe?“ sagte Aribert nachdenklich. Sein Gesicht hatte sich bei dieser Nachricht

immer entschiedener in die Länge gezogen. Von dem schwärmerischen Ausdruck des Mannes, der den Sonnenuntergang mit wehmutvollen Glossen begleitete und die Kolonnen der Ameisen auf trockenen Nadeln marschieren zu hören gewohnt war, ließ sich nichts mehr in seinem Antlitz entdecken. „Also so sehen die Kommerzienräte im frühesten Stadium ihrer Entwickelung aus!“ zwang er sich zu scherzen.

Frau Prümmer beeilte sich, ihren Liebling los zu werden. „So, mein Herzblatt, jetzt laß Dir Deine Milch geben, und dann geh artig zu Bett.“

Konradchen sträubte sich energisch, aber zum Glück kam jetzt auch die Bonne, um ihn ins Haus zu holen, und da wurde denn, trotz seines Schreiens kurzer Prozeß mit ihm gemacht.

Das Paar setzte seine langsame Promenade nach dem Seeufer fort. Aber Aribert war verstummt. Oder dachte er nur nach, wie er den abgerissenen Faden des Gesprächs wieder auffinden und aufs neue in die grausam zerstörte warme Stimmung hineinkommen sollte? Frau Hedwig begann das Schweigen bald unheimlich zu werden, und so sagte sie denn, um ihrem auf den Mund gefallenen Ritter wieder in den Sattel zu helfen: „Wissen Sie, ich habe da mit dem Jungen eine Aufgabe zu erfüllen, der ich mich eigentlich kaum gewachsen fühle. Einen Künstler zu erziehen, das würde mir eine wahre Wonne sein, oder auch irgend etwas anderes, aber gerade für den Kaufmannsstand habe ich eigentlich gar kein Interesse. Meine einzige Hoffnung ist noch mein guter Bruder. Sie glauben gar nicht wie gut der ist; und so kinderlieb. Meine Schwester

hat er ja eigentlich ganz allein erzogen, und mich ja auch noch zum Teil. Wir liegen ja so weit im Alter auseinander — es ist ganz merkwürdig, nicht wahr? Das heißt wir waren eigentlich unserer sieben, aber vier davon sind schon jung weggestorben; ich glaube, viel Freude habe ich unserm guten Heini nicht gemacht, ich war immer ein bißchen widerspenstig und eigenwillig, weil ich von klein auf fühlte, daß ich nicht recht hineinpaßte in den Stil der übrigen Familie — in den Prümmerschen Stil paßte ich allerdings erst recht nicht. Na, so steh' ich also jetzt wieder wie ein ganz junges, unerfahrenes Ding in der Welt da, mit Hoffnungen und Wünschen, über die ich mir vielleicht selbst nicht klar bin. Können Sie sich so etwas vorstellen?"

„O ja warum nicht," versetzte Aribert etwas zerstreut. „Das heißt, durch das Kind ist Ihnen ja jetzt doch, wenn ich so sagen darf, eine gewisse Marschroute gegeben."

„Halten Sie mich für sehr leichtsinnig," brach Frau Prümmer, stehen bleibend, lebhaft aus: „wenn ich Ihnen gestehe, daß ich den kleinen Kerl am allerliebsten ganz der Obhut des Onkels anvertraute? Der würde sich ein Vergnügen daraus machen, und für den Knaben wär' es das allerbeste so. Ich spüre einen schrecklichen Drang nach freier Bethätigung meiner Kräfte in mir. Ich möchte etwas werden, etwas leisten. Es ist so wenig verdienstvoll, bloß von seinen Zinsen zu leben, finden Sie nicht auch?"

„Na, verdienstvoll ja gerade nicht, aber angenehm," versetzte Aribert trocken.

„Ach nein, es ist nicht einmal angenehm," behauptete Frau Prümmer nachdrücklich. „Ich versichere Sie, ich

würde mit dem größten Vergnügen mein bißchen Geld unter die Armen verteilen, um dann genötigt zu sein, mir selbst was zu verdienen."

„O! o! o!" machte Aribert kopfschüttelnd. „Das kann doch wohl nicht Ihr Ernst sein, gnädige Frau. Womit wollten Sie denn Ihren standesgemäßen Unterhalt verdienen?"

„Ich möchte zur Bühne gehen — wahnsinnig gern."

Aribert setzte eine höchst ernsthafte, ehrsame Miene auf. „Ah, aber ich bitte Sie, gnädige Frau, das wäre doch wohl nichts für Sie. Unter das Komödiantenvolk, ich bitte Sie! Nein, wissen Sie, ich sollte meinen, einer reizenden jungen Witwe aus guter Familie, fein gebildet, klug und liebenswürdig, wie Sie, der müßte doch ein anderer Beruf näher liegen."

Frau Hedwig seufzte neckisch. „Ach Gott, ja! Man kann ja nie wissen, was das Schicksal mit einem vor hat. Wenn das Herz einmal sehr laut und entschieden sprechen sollte, dann freilich . . . Aber diesmal müßte es auch wirklich das Herz sein und nur das Herz."

Sie blickte ihren Kavalier verstohlen von der Seite an. Jetzt hatte sie ihm doch das Thema ganz bequem zurecht gelegt. Die Stimmung war wieder hergestellt. Er brauchte jetzt nur die Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen. Und siehe da, der Junker lächelte äußerst liebenswürdig und begann, den Blick bescheiden zu Boden gesenkt: „Das Herz, ach ja, das Herz, gnädige Frau! Sie haben ja so recht; das Herz ist eigentlich stark aus der Mode gekommen in unserer kraß materialistischen Zeit. Was man so liest und hört, wie heutzutage der

Bund fürs Leben geschlossen zu werden pflegt, — nichts als kalte Berechnung, schnöde Gewinnsucht — es ist wirklich empörend. Ach nein, da sind wir Wilden doch bessere Menschen. Wir einfachen, ehrlichen Bauernkönige, wie Sie vorhin so schön sagten. Da spielt das Herz noch immer seine alte, schöne Rolle, kann ich Sie versichern. In meinem Hause zum Beispiel ist es niemals vorgekommen, daß ein Mann oder ein Mädchen um schnödes Gold sich verkaufte oder kaufen ließ. Seit den grauesten Urzeiten haben die Klinkenbergs immer nur das Weib ihrer Herzenswahl heimgeführt. Meine Großmama, die Reichsgräfin zum Beispiel — na ja, sie hatte ja etwas, aber für eine Reichsgräfin doch nur sehr bescheiden, und meine Mutter, auch aus einer sehr angesehenen, alten Familie hatte zwar beträchtlich mehr, aber es war doch eine reine Herzensneigung, die mein Vater ihr entgegenbrachte, die ausschließlich ihrer edlen Seele galt, denn körperliche Vorzüge besaß sie weniger. Ich bin in diesem Punkte ganz besonders feinfühlig, darf ich wohl sagen. Wissen Sie, je weiter man die Augen offen hat und die Verderbnis rings um einen her wachsen sieht . . . pardon, höre ich da nicht die Stimme ihres Herrn Vaters? Sollte er wirklich immer noch angeln?“

Und sehr zum Ärger der schönen Witwe, die seinem Vortrag mit erwartungsvoller Aufmerksamkeit gefolgt war, eilte Aribert ihr jetzt einige Schritte voraus und trat aus dem heimlichen Dämmer des Laubenganges hinaus an das offene Seeufer. Sie eilte ihm nach; er sollte den alten Herrn doch nicht beim fischen stören, sondern lieber noch etwas mit ihr auf und ab wandeln. Aber da hörte

sie auch hinter sich schon den Kies unter rasch nahenden Schritten knirschen. Es war Charlotte, die den Laubengang herunterkam. Schade — zu dumm! Jetzt war's aus mit der guten Gelegenheit. Nur ein paar Minuten noch und er hätte gewiß die Schicksalsfrage gethan.

Aribert indessen hatte sich gar nicht mehr nach Frau Hedwig umgeschaut, sondern war geraden Wegs am Ufer entlang gegangen, auf die Stelle zu, wo er den alten Herrn Schönbeck sitzen sah. Der jüngere Herr Schönbeck war auch zur Stelle und dem Vater behilflich, seine Gerätschaften zusammenzupacken.

„Na, haben Sie guten Fang gehabt?" redete Aribert den Greis an, indem er mit affektierter Neugier den Deckel des hölzernen Tönnchens öffnen wollte, das zum Lebendigaufbewahren der gefangenen Fische diente.

„Lassen Se, kucken Se nich 'rein — Se sollen nich 'reinkucken, Herr Klingelberg, 's is nichts drin; Sonntags is nie was los. Die verdammten Sonntagsangler machen mir die Fische wild." Er war ganz böse, der alte Herr und mit dem Schafte des englischen Patent-Angelstocks, den er eben zusammengeschraubt hatte, fuchtelte er so bedrohlich herum, als gedächte er, Aribert eins auf die Finger zu geben, falls es ihn gelüsten sollte, das Fäßchen noch einmal anzufassen.

Der Doktor suchte ihn zu beruhigen. „Ärgere Dich nur nicht, Papa, Du hast ja erst gestern so viel Glück gehabt. Denken Sie sich, einen Bars von zwei Pfund und eine Schleie von über fünf Pfund. Na komm nur, wir wollen jetzt hineingehen. Ah, da ist ja auch schon die Lotte, die wird uns zum Abendbrot holen wollen."

Er nahm den Feldstuhl des Vaters und sein Luftkissen, während der alte Herr selbst die Angel schulterte und durchaus nicht zugab, daß Aribert ihm das Wasserfäßchen trüge, das jener ihm dienstfertig abnehmen wollte.

Die beiden Damen waren inzwischen auch herzugetreten und man schwatzte noch ein paar Minuten lang gleichgiltiges Zeug durcheinander; vom Fischfang, von den Besonderheiten des Tegeler Sees, den Annehmlichkeiten des Wohnens daselbst und was dergleichen naheliegende Gegenstände mehr waren. Aribert glaubte zu bemerken, daß der Doktor prüfende Blicke zwischen ihm und Frau Prümmer hin- und hergehen ließ, aber er setzte seine unschuldigste Miene auf und stellte sich ganz entzückt von dem einfachen Landschaftsbilde. Der weite Spiegel des Sees erschien in farbloses Dunkel getaucht, scharf umrissen von der dicken schwarzen Linie des Kiefernwaldes am jenseitigen Ufer und darüber im Westen, wo die Sonne sich eben anschickte, mit reiner großer Purpurscheibe am wolkenlosen Horizonte unterzugehen, das bunte Farbenspiel in allen Abstufungen vom brennenden Rot durch Violett und Indigo bis zum matten Blaugrau der obersten Regionen. Aribert that ganz ergriffen von dieser einfachen Schönheit und verweilte immer noch wie gebannt, indessen die ganze Familie Schönbeck schon den Weg nach dem Hause angetreten hatte.

Frau Hedwig hatte sich absichtlich in den Arm des Bruders gehängt, um ja recht unbefangen zu erscheinen. Aber Charlotte hielt es als Hausfrau für ihre Pflicht, den Gast nicht sich selbst zu überlassen. Sie blieb stehen und rief ihm zu:

„Nun, Herr Baron, darf ich bitten? Zu Tische!"

Aribert fuhr zusammen, wie in einem poetischen Traume gestört, und wandte sich verlegen lächelnd dem schönen Mädchen zu.

„Pardon, mein gnädigstes Fräulein," sagte er, indem er rasch auf sie zutrat und ihr seinen Arm reichte. „Sie sehen, ich bin ein ganz verbohrter Naturschwärmer. Ist es nicht wun—der—bar! Welche Größe in dieser Einfachheit! Sie genießen das Schauspiel freilich fast alle Tage; aber ich . . ."

Er blieb stehen und wandte sich nach dem See zurück. Sie hatte den Arm leicht auf den seinen gelegt und war so genötigt, gleichfalls kehrt zu machen. Er hielt mitten im Satz inne und versank in andächtiges Schweigen. Dann griff er unbewußt mit der linken Hand nach ihrer Linken, drückte sie fest und zog sie weiter durch seinen Arm durch, als wolle er ihr auf diese Weise zum Verständnis der tiefen, seelischen Erregung verhelfen, welche er im Angesichte des Tegeler Sees empfand.

„Aber so kommen Sie doch, die Fische werden ja kalt," sagte Fräulein Charlotte endlich ein wenig ungeduldig. Sie hörte die Schritte der Vorangegangenen gar nicht mehr auf dem Kies und die Situation däuchte ihr für eine so kurze Bekanntschaft doch etwas intim.

„Ach, bleiben Sie doch noch, nur einen Augenblick," flehte Aribert mit innigem Flüsterton und drückte wieder mit leisem Beben ihre Hand. „Der Tag war so schön! Überkommt Sie nicht auch jedes Mal, wenn die Sonne nach einem solchen Tage blutrot untergeht, so etwas wie Abschiedswehmut?"

Einen Augenblick stand Charlotte wie erstarrt. Eine heiße Blutwelle stieg ihr betäubend zu Kopfe und sie atmete rasch und ängstlich. Der feste, leise bebende Druck seiner Hand und der zudringliche Flüsterton verwirrten sie. Sie war sich trotzdem bewußt, daß so etwas nicht sein dürfe. Sie kannte ja diesen Mann noch gar nicht. Und es gelang ihr, die Betäubung gleich wieder von sich abzuschütteln. Mit einem energischen Ruck wandte sie sich um und zwang dadurch auch Aribert die Schwenkung mitzumachen.

„Ach, seien Sie doch nicht so schrecklich sentimental," sagte sie ein bißchen ärgerlich und versuchte sogar zu lachen. Dabei schlug sie einen so raschen Schritt an, daß Aribert, anstatt sie zu führen, sich schon mehr von ihr ziehen ließ.

„Ja, Sie haben eigentlich recht," sagte er mit einem Seufzer, als müsse er gewaltsam die elegische Stimmung verjagen. „Wozu sich weich machen lassen; wir haben ja die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen. Das heißt, ich kann Sie versichern, mir wird die Zeit bis dahin höllisch lang werden — effektiv höllisch — und wenn es schon übermorgen wäre. Ich arrangiere noch heute alles mit Meyerns. Aber wenn Sie nicht kommen, Fräulein Charlotte, dann stürze ich mich ins nasse Dreieck, — Ehrenwort! Mein Schicksal liegt also in Ihrer Hand."

Lachend stießen sie nun wieder zu den anderen und betraten gleichzeitig mit ihnen das Haus. Beim Abendbrot wollte keine so recht unbefangen heitere Stimmung aufkommen. Frau Hedwigs gute Laune war durch die dumme Unterbrechung der süß-gefährlichen Zwiesprache

verdorben worden und Lotte doch etwas nachdenklich gegestimmt durch das sonderbare Gebaren des Gastes, das sie eigentlich nur schmeichelhaft für sich deuten konnte. Der Doktor besaß überhaupt nicht viel Unterhaltungsgabe und der alte Herr gab sich vollends gar keine Mühe, seine Verstimmung zu verbergen. Was hatte er denn nur? Waren wirklich nur die Fische, die nicht beißen wollten, dran schuld? Oder hatte sein Sohn ihn vielleicht schon aufmerksam gemacht auf den hinterlistigen Plan dieses hereingeschneiten Barons? Wäre es ihm gar so unangenehm gewesen, wenn der ihm eine seiner Töchter entführte? Es schien fast so. Und der kluge Aribert sah sich veranlaßt, die Damen schnöde zu vernachlässigen, und den alten Herrn mit sanfter Nötigung in ein Gespräch über Fischzucht hineinzutreiben, um sich dadurch seine Sympathien zu erschmeicheln.

Das schien ihm auch wirklich geglückt zu sein, denn als man sich endlich vom Tische erhob, reichte ihm der alte Herr wohlwollend die Hand und sagte ganz freundlich: „Na, es freut mich, Herr Baron, daß ich in Ihnen einen Mann kennen gelernt habe, der noch ein Herz für Fische hat. Der Fisch, wie gesagt, wird noch lange nicht genug in seiner Bedeutung anerkannt. Merken Sie sich das!“

Aribert erklärte, unmöglich noch länger bleiben zu können. Und da die Gegenvorstellungen seitens der Schönbecks nicht allzu zwingend waren, so empfahl er sich allerseits mit wortreichen Beteuerungen seines Dankes für den herrlichen Tag und stellte seine Gegen-Einladung schon für die allernächste Zeit in Aussicht. Er drückte Frau Prümmer zum Abschied warm die Hand, aber

geradezu fieberheiß war der Blick, mit welchem er Fräulein Charlotte Lebewohl sagte.

Es war merkwürdig, daß nach seinem Fortgang alle Mitglieder der Familie Schönbeck mit ihrer Meinung über den Baron zurückhielten. Frau Prümmer hatte ja schon früher erklärt, daß sie ihn reizend finde, und ihr Bruder scheute sich ihre Empfindungen zu verletzen, denn er wußte aus Erfahrung, daß jeder Widerspruch sie leicht zu eigensinniger Übertreibung reizte. Daß Hedwig es sei, auf welche der Baron es abgesehen, däuchte ihm unzweifelhaft, und mit dem Vater hatte er thatsächlich vorhin die Möglichkeit einer Werbung erörtert.

Als der Doktor mit seinem Vater das Zimmer verließ, um ihm, wie er das alle Abende zu thun pflegte, beim Schlafengehen behilflich zu sein, sagte der alte Herr zu ihm: „Ich weiß schon, was Du willst; der Mann scheint ja so weit ganz gut. Er versteht zwar nichts, aber das kann ja noch werden.“ Er meinte natürlich von Fischen.

„Aber Papa, ich denke doch, Du kannst die Junker nicht ausstehen,“ neckte der Doktor freundlich. „Wirst Du am Ende Deinen Grundsätzen doch noch untreu, alter Achtundvierziger?“

„Ach was, Grundsätze!“ brummte der alte Herr. „Ich kann auch die Pfaffen nicht leiden; deshalb spiele ich doch ganz gern meine Partie Whist mit dem ollen Pastor Dierichs, hehe.“

„Ja, aber zum Heiraten . . .“ Doktor Schönbeck gab das Thema auf, da er sah, daß der alte Herr gähnte und offenbar keine Lust mehr hatte, über die Frage nach-

zudenken. „Jedenfalls müßte man erst genauere Erkundigungen einziehen, ehe man sich mit dem jungen Herrn weiter einläßt," schloß er, halblaut vor sich hinmurmelnd.

Die beiden Schwestern blieben noch eine ganze Weile auf. Lotte setzte sich ans Klavier und spielte Chopin. Frau Prümmer legte sich mit einem Buch aufs Sofa und versuchte zu lesen. Aber es ging nicht, ihre Gedanken kehrten immer wieder zurück zu dem verheißungsvollen Gespräch im Laubengang. Endlich konnte sie es nicht mehr aushalten, sie mußte ihren Gefühlen Luft machen, und als Lotte eben ein träumerisches Nocturno zu Ende gebracht hatte, seufzte sie komisch auf und rief leise:

„Du, Lotti, gieb mir einen guten Rat; er ist doch eigentlich sehr nett, nicht wahr? Was meinst Du, soll ich ihn nehmen?"

Charlotte blickte erstaunt auf. „Hat er Dich denn gefragt?"

„Nein, leider kam immer etwas dazwischen; aber Du kannst mir glauben, er war dicht daran. Das nächste Mal fragt er ganz bestimmt."

„Ach so," sagte die Schwester und sah eigentümlich lächelnd über den Flügel weg in die dunkle Zimmerecke. Weiter war durchaus nichts aus ihr herauszubringen. Sie wollte sich keine Meinung erlauben, so daß Frau Hedwig schließlich ganz ärgerlich schmollte:

„Ach geh', Lotti, Du bist 'n schrecklich langweiliges Mädel; spiele lieber noch 'was, damit man auf andere Gedanken kommt."

Die Schwester ließ sich nicht lange bitten, sondern fiel, immer noch leise vor sich hinlächelnd, mit dem Brautchor aus „Lohengrin“ ein.

Fünftes Kapitel.

In welchem der Leser den Vorzug hat, Herrn von Meyern und Frau Gemahlin kennen zu lernen, der tapfere Junker eine Lanze für Anton von Werner bricht und schließlich mit einem Handschuh vorlieb nimmt.

Ariberts erster Gang, als er an jenem Abend wieder in Berlin anlangte, war nach dem Zentral-Telegraphenamt gewesen, um sofort seinen Schwager durch eine dringende Depesche zum Kommen zu veranlassen. Aber während er schon mit der Feder ausholte, um die Worte auf das Formular zu setzen, besann er sich eines besseren. Sein Schwager würde allein schon darüber, daß man ihn mitten in der Nacht aus dem Schlafe klopfte — denn vor Mitternacht konnte die Depesche nicht gut sein Dorf an der schlesisch-märkischen Grenze erreichen — in gelinde Wut geraten, und wenn er dann vollends las, daß sein geliebter Ari dringend seiner benötige, so würde er sich sicherlich für überzeugt halten, daß es sich um einen Pump schwersten Kalibers handelte und sich sehr entschieden abgeneigt erweisen. Es war also sicherer, sein Anliegen ausführlich

brieflich zu begründen und sich einige Tage in Geduld zu fassen.

Aribert hatte eigentlich die Absicht gehabt, den angebrochenen Abend in einem Ballokal zu beschließen; aber um keine Zeit zu verlieren und andererseits, um im Hinblick auf den vorhabenden heiligen Ehestand sich im soliden Lebenswandel zu üben und sein Geld zu sparen, gab er diese Absicht auf und kehrte sofort nach seinem Hotel zurück, um einen ausführlichen Brief an Meyerns zu verfassen. Er setzte seinem Schwager und seiner Schwester auseinander, daß es Ehrensache für die ganze Familie sei, ihn als Stammhalter des alten Hauses Klinkenberg bei diesem wichtigsten Schritte seines Lebens, zu unterstützen, schilderte den soliden Reichtum der Familie Schönbeck, sowie die Tugenden, Gaben und Reize des Fräuleins Charlotte in den kräftigsten Farben und behauptete, der Zustimmung der Familie Schönbeck wie der Neigung seiner Auserkorenen ganz sicher zu sein. Von der hübschen Witwe war nur so ganz nebenher die Rede in seinem langen Schreiben. Seinem Schwager, dem Major, welcher, wie er sich wohlbewußt war, im allgemeinen nicht allzu viel für ihn übrig hatte, suchte er das ihm zugemutete Opfer einer Reise nach Berlin mitten im Sommer und die ihm daraus wie aus der Veranstaltung eines Hausballes erwachsenden erheblichen Kosten durch die Vorstellung zu versüßen, daß er sich dadurch für immer von aller pekuniären Inanspruchnahme befreien würde. Er hoffte, daß diese Erwägung für den etwas knauserigen Herrn Major ausschlaggebend sein würde.

Als er mit seinem langen Brief fertig war, las er

ihn noch einmal durch, unterstrich die wichtigsten Punkte und war sehr zufrieden mit seiner Leistung. Seinen Lieben in Strehsen mußte er doch auch noch Nachricht zukommen lassen, denn die mußten ja mit aufgeregter Spannung einem Bericht über den Erfolg seines kühnen Unternehmens erwarten. Aber da er zu faul war, um sich noch einen ausführlichen Brief zu leisten, so begnügte er sich mit einer Postkarte an seine Schwester Karola. Sein Französisch genügte zwar sehr mäßigen Ansprüchen nur recht unvollkommen, aber er schrieb dennoch französisch, um sich vor der Indiskretion der Dienstboten und der Postbeamten der kleinen Stadt zu schützen. Die Postkarte hatte folgenden Wortlaut:

„Chère Carline, il est rien avec la veuve, elle a un enfant terrible, qui est l'héritier de toute la fortune de monsieur Prümmer; alors je me suis fixé sur la mademoiselle; j'ai coupé brillant, on est enchanté de moi. Ch. m'aimera sans doute, je l'ai dans la poche toute à fait. Espérons le mieux! Je reste ici encore quelques jours, il faut battre le fer quand il est chaud; je vous embrasse tous et suis votre très aimant frère, fils et neveu Ari."

Nach dieser Leistung trank er noch ein Glas Bier und dann begab er sich mit dem Bewußtsein, seinen Tag wohl angewendet zu haben, zu Bett und schlief den Schlaf des Gerechten.

Zu seiner großen Freude empfing er bereits am anderen Tage, spät abends, eine Depesche von seinem Schwager, worin dieser ihm mitteilte, daß er bereit sei,

seinem Wunsche zu entsprechen und schon am nächsten Vormittage mit seiner Frau in Berlin eintreffen werde. Die Zusammenkunft im Ausstellungspark könnte noch am selben Nachmittage stattfinden.

Schon am anderen Morgen um acht Uhr telegraphierte Aribert die Einladung nach Tegel, und um halb ein Uhr fand er sich am Bahnhof Friedrichstraße ein, um Meyerns abzuholen.

Sie brachten einen Diener und eine Köchin mit, welche sie nach der Keithstraße vorausfahren ließen, um die Wohnung für einen mehrtägigen Aufenthalt herzurichten. Sie selbst verfügten sich mit dem lieben Ari zunächst einmal in das nahegelegene Hotel Monopol, um dort eine Kleinigkeit zu sich zu nehmen, wie der Major sich bescheiden ausdrückte. Aber die verwandtschaftliche Herzensteilnahme an seinem Liebesglück und seiner nunmehr mit Sicherheit zu erwartenden Befreiung aus all' den fatalen Bedrängnissen, die ihm durch seine Gläubiger erwuchsen und die ganze Familie in Mitleidenschaft zogen, war so aufrichtig, daß der gute Major sich veranlaßt sah, ihr zunächst einmal durch Spendierung eines opulenten Frühstücks nebst zwei Flaschen Pommery Ausdruck zu geben. Aribert erinnerte sich nicht, jemals so herzlich von den Meyerns aufgenommen worden zu sein. Der Major war zwar im allgemeinen ein ganz umgänglicher Herr, der selbst in seinen jungen Jahren nicht gerade wie ein Heiliger gelebt hatte und in Folge dessen ein Verständnis für die dummen Streiche eines flotten Junkers besaß. Trotzdem hielt er sich die ewig bedürftigen Strehsener nach Möglichkeit vom Leibe, worin

er durch das schroffe Wesen seiner Gattin, welche durchaus nicht geneigt war, auf Leute, die ihr nichts nutzen konnten, irgend welche Rücksicht zu nehmen, kräftigst unterstützt wurde.

Frau von Klinkenberg, die geborene Kraatzke aus Schievelbein, mit der als Schwiegermutter ja allerdings nicht viel Staat zu machen war, verweilte nie länger als höchstens acht Tage auf Großschmökwitz bei Meyerns; und selbst Karola, welche, um doch nicht ganz die Genüsse der Weltstadt entbehren zu müssen, sich regelmäßig im Winter in der Keithstraße zu Gaste laden ließ, selbst Karola, die ebenso wohl einen tüchtigen Puff vertragen, als auch gelegentlich die Zähne zeigen konnte, hatte es selten länger als vierzehn Tage unter Schwester Evas Dache auszuhalten vermocht. Eva war auch das einzige Familienmitglied, vor welchem Aribert Respekt empfand, denn daß sie als wenig reizvolles und blutarmes Mädchen es verstanden hatte, den schwer reichen Major einzufangen, der mit seinem großen, prächtigen Besitztum, mit seiner sehr stattlichen Persönlichkeit und seinen tadellosen Manieren die glänzendsten Partien hätte machen können, das war und blieb in seinen Augen eine bewunderungswürdige Leistung. Außerdem hatte sie sich die Allüren einer vornehmen Dame in vollendeter Weise zu eigen gemacht. Sie zog sich fast puritanisch einfach an, aber weibliche Kenneraugen sahen den Kleiderstoffen wie den unscheinbarsten Schmuckgegenständen, die sie trug, die kostbare Gediegenheit an. Wie sie ging und stand, wie sie zu Pferde und im Wagen saß, das war alles von zweifelloser Vornehmheit. Als fünfzehnjähriges Mädchen war

sie einmal in Strehsen die steinerne Haustreppe hinuntergefallen, die sich damals schon in demselben schadhaften Zustand wie gegenwärtig befand, und hatte sich dabei das Nasenbein gebrochen, wodurch dieses an und für sich schon recht stattliche Organ in der Mitte einen kühnen Höcker und von da ab eine ziemlich auffallende Krümmung nach links erhalten hatte. Zwischen ihren vollen Hängewangen und über dem ziemlich üppigen, festen Mund mit den großen, sorgsamst in stand gehaltenen Zähnen darin nahm sich diese gebieterische Adlernase übrigens ganz stilvoll aus. Sie hatte Ähnlichkeit mit Ludwig XIV., eine Ähnlichkeit, die wohl etwas gewinnender hervorgetreten wäre, wenn sie sich nicht so eigensinnig auf ihre spiegelglatte, protestantisch-aristokratische Frisur versteift hätte. Aber Frau Eva war unglücklich, wenn auch nur ein einziges ihrer braunen Haare sich über der glatt gewölbten, hohen, dreikantigen Stirn zu kräuseln versuchte, oder ihre fest aufgesteckten, unbedeutenden Zöpfe sich etwas lockern wollten. Sie ging ferner in der Sittenstrenge so weit, einen stark hervortretenden Busen für etwas Unanständiges zu erklären und suchte das wenige, was ihr die Natur verliehen hatte, durch einen überaus strengen Taillenschnitt vollends unscheinbar zu machen. Das einzige, was auch nach gewöhnlichen weltlichen Begriffen an ihr hübsch zu nennen war, das waren die dunkelblauen Augen, welche, groß und gut geschnitten, durch die starke braune Färbung des unteren Lides einen wärmeren Glanz erhielten, als sie an und für sich besaßen. Trotz dieser Ausstellungen im einzelnen war aber dennoch im ganzen die Erscheinung der schlanken, großen

Dame, wie gesagt, durch ihre Vornehmheit nicht unsym=pathisch, und neben ihrem Gatten, der sie noch um Hauptes=länge überragte und mit seinem gewaltigen blonden Schnurrbart in dem offenen, wettergebräunten Gesicht noch immer, trotz seiner ausgedehnten Glatze, ein schöner Mann zu nennen war, nahm sich Frau Eva sogar recht gut aus. Auch im übrigen verstand sie ihren Platz als Gattin eines Großgrundbesitzers mit militärischer Ver=gangenheit sowohl auf dem Lande wie in der Berliner Gesellschaft vortrefflich auszufüllen. Ihr Gatte schien ganz zufrieden mit ihr; nur gegen ihre übertriebene Frömmigkeit erlaubte er sich manchmal etwas drastische Ausfälle. Sie ging ihren Dorfunterthanen mit dem leuchtenden Beispiel gewissenhaften Kirchenbesuches voran und gehörte in Berlin zu den Intimen des Hofpredigers Stöcker.

Aribert begriff selbst nicht, wie sie zu diesem evan=gelischen Eifer kam; von der guten Tante Lotte hatte sie ihn wohl kaum, denn über die hatte sie als junges Mädchen gerade so frivol gespottet wie die anderen Ge=schwister auch, und überhaupt war jegliche puritanische Strenge ein der Familie Klinkenberg durchaus fremder Zug. Ihr Beweggrund, sich gar so kirchlich anzustellen, war einfach der, daß sie es in dieser gefährlichen Zeit des wachsenden Unglaubens für eine der vornehmsten Pflichten des Adels hielt, alle die verruchte Aufklärung hemmenden Mächte nach Kräften zu unterstützen. Dies war auch der Grund weshalb sie der Major gewähren ließ. Sein Adel datierte nämlich erst von seinem Vater her, welcher Domänenpächter gewesen war, und ihm war

die Sache des Adels im Grunde ziemlich gleichgültig. Er glaubte jedoch, auf die feudalen Gefühle seiner Gattin, welche ihre Ahnen fünfhundert Jahre weit zurück verfolgen konnte, Rücksicht nehmen zu müssen, um sich ihr gegenüber keine Blöße zu geben.

Ari hatte während des Essens seinen schriftlichen Bericht über seinen ersten Angriff auf die Familie Schönbeck durch Nachtragung einer Fülle von Einzelheiten ergänzt. Als er damit fertig war, strich der Major schmunzelnd seinen gewaltigen Schnauzbart und sagte:

„Na, ich sehe mein Junge, Du hast Dein Licht nicht unter den Scheffel gestellt. Du scheinst übrigens den braven Leuten ganz schauerlich die Hucke vollgelogen zu haben über Deine Sandklitsche und Deine übrigen Verhältnisse. Na, was sollen wir nun bei der Geschichte thun?"

„Vor allen Dingen bitte ich Dich um Gotteswillen, mich nicht zu desavouieren," versetzte Aribert. „Von Strehsen wollen wir überhaupt so wenig wie möglich reden. Vor der Hochzeit darf überhaupt niemand hin von den Schönbecks; das gäbe ja ein Unglück, wenn sie die olle Baracke sähen und die merkwürdige Einwohnerschaft kennen lernten! Karola ist ja noch die einzig Präsentable; die können wir ihnen ja 'mal vorsetzen, wenn sie unruhig werden sollten. Und das übrige müßt Ihr besorgen."

„Na, Evchen, nimm Dich zusammen, damit Du einen recht soliden Eindruck machst," neckte der Major seine Frau. „Daß Du mir nicht etwa die Damen gleich zu Stöcker oder in Deine frommen Vereine mitschleppst. Das kann der Zehnte nicht vertragen."

„Herrgott, kümmere Du Dich doch nur um Dich!“ fuhr Frau Eva gekränkt auf. „Ich weiß schon, wie ich mich zu benehmen habe. Euch beiden will ich nur raten: trinkt nicht so viel, sonst schwatzt Ihr nachher Dummheiten und verderbt alles.“

Trotz dieser Mahnung ließen sich die Herren den Pommery sehr gut schmecken und verstiegen sich in ihrer Begeisterung schließlich sogar so weit, Fräulein Charlotte etwas voreilig als Braut leben zu lassen. Bei der Feststellung des Kriegsplanes erwies sich Frau Eva als eine sehr nützliche Verbündete, indem sie aus der Empfindungsweise eines jungen, wohlerzogenen Mädchens heraus ganz genau feststellte, welche Thatsachen aus dem Vorleben Ariberts wie aus der gegenwärtigen Familiengeschichte zugegeben, welche dagegen mit Stillschweigen zu übergehen oder auch in eine besondere Beleuchtung zu rücken seien.

Nachdem sich so die drei Verschworenen über alle Einzelheiten im klaren waren, schieden sie in hoffnungsfreudigster Stimmung, um sich bereits um halb fünf Uhr wieder im Ausstellungspark zu treffen. Meyerns fuhren heim, um sich ein wenig auszuruhen und dann zweckentsprechend Toilette zu machen, und Aribert verfügte sich in sein Hotel, um sich ein wenig zu sammeln, für sein hochwichtiges Vorhaben.

Er warf sich auf's Bett, konnte aber vor Aufregung nicht einschlafen, trotzdem ihm der Wein und die feinen Speisen einen schweren Kopf gemacht hatten. Schon um vier Uhr verfügte er sich nach dem Ausstellungspalast, um ja zur Stelle zu sein, wenn die Schönbecks kämen.

In dem Café beim Musikpavillon genoß er eine Tasse scheußlichen schwarzen Saftes und dann lief er aufgeregt alle Wege des Gartens ab, von dem Eingang am Lehrter Bahnhof bis zu jenem an der Moabiter Straße.

Es war fünf Uhr vorbei und noch war weder von Meyerns, noch von Schönbecks etwas zu sehen. Am Ende waren sie durch den einen Eingang herein gekommen, während er am anderen harrte. Ganz aufgeregt betrat Aribert den Glaspalast und lief durch die lange Reihe der Säle und Seitenkabinette, ohne nur einen Blick auf die Gemälde zu werfen, nur hastig das Publikum musternd im Weiterschreiten. Nein, dies Verfahren war aussichtslos. Er konnte stundenlang so herumlaufen und die Schönbecks auch, ohne sich zu treffen. Es blieb doch immerhin sicherer, vor dem Musikpavillon Posto zu fassen und dort geduldig auszuharren, bis sie kamen.

Er setzte sich also hin und löffelte langsam ein Fruchteis aus, um das Fieber seiner Ungeduld abzukühlen. Die Regimentsmusik spielte lärmende Weisen auf und die bunte, geputzte Menschenmasse flutete dicht gedrängt den schmalen Promenadenweg auf und nieder. Aber so sehr Aribert auch aufpaßte, den Kopf fortwährend hin- und herwerfend, jeder Dame unter den Hut guckend, — die Erwarteten kamen nicht.

Es war schon halb sechs vorbei, als Aribert endlich aus dem sich ihm entgegenwälzenden Menschenstrome Heinrich Schönbecks hagere Gestalt auftauchen sah, aber er kam allein, oder vielmehr schlimmer als allein, nämlich in Begleitung eines äußerst mageren, jungen Mannes,

welchen er sogleich nach der recht kühlen Begrüßung Aribert als den Privatdozenten Doktor Abele vorstellte.

„Sie kommen ohne Ihre Damen!“ rief Aribert ganz entsetzt, nachdem er den Privatdozenten durch einen flüchtigen Kopfnicker abgefunden hatte.

„Ja, ich weiß nicht,“ sagte Herr Schönbeck achselzuckend, „die müßten doch schon längst hier sein. Sie wollten allein hereinfahren und pünktlich um fünf Uhr hier sein. Ich komme direkt vom Geschäft und habe mich etwas verspätet; Herr Doktor Abele war so freundlich, mich abzuholen.“

„Die Dame werde als bei dene Bilder sei,“ mischte sich der fremde Herr ins Gespräch. „Ich mein, wir thun am beschte, wir schaue erscht emal nach.“

Aribert starrte den kleinen, blassen Herrn mit den vielen Sommersprossen, den wasserblauen Augen und der Stahlbrille auf dem lächerlichen Klümpchen von einer Nase wahrhaft entsetzt an. Himmlischer Vater, zu welchem Zwecke mochte dieser schreckliche Herr Schönbeck bloß diesen kümmerlichen Schwaben mitgebracht haben? Sollte der wirklich den ganzen Nachmittag über dabei sitzen und durch seine schiefe Brille zuschauen, wie er Fräulein Charlotte den Hof machte? Schrecklicher Gedanke! Er vermochte vor Bestürzung überhaupt kein Wort herauszubringen. Doktor Schönbeck stimmte an seiner statt dem Vorschlage bei und ohne sich erst niederzusetzen, machten sich die beiden Herren auf den Weg nach dem Haupteingange des Ausstellungsgebäudes. Aribert schloß sich ihnen stillschweigend an. Es wurde beschlossen, daß der eine die mittlere Reihe der Säle, die beiden anderen

je eine der Seitenreihen durchstreifen sollten und wer von ihnen die Damen fände, sollte sie nach dem Kuppelsaal führen und dort der Zurückkunft der anderen harren. Aribert that, wie ihm geheißen und eilte mit raschen Schritten durch die weiten Säle; er hatte ja gute Augen, die Damen konnten ihm unmöglich entgehen. Aber er war wütend. Er hatte ein sicheres Vorgefühl davon, daß er heute kein Glück haben werde. Die Stimmung war ihm jetzt schon verdorben. Wenn er nur ein Mittel gewußt hätte, wenigstens den Schwaben hinauszugraulen, — der Bruder war ja als Beisitzer schon schlimm genug. So, jetzt war er bei der plätschernden Fontäne am Ende der Saalreihe angekommen und trat ebenso rasch den Rückmarsch an. Nichts zu sehen von den Schwestern! Nun stand er wieder in der prunkvollen Vorhalle und spähte, schon ganz nervös vor Ungeduld, bald rechts, bald links, bald durch die Mitte hinaus nach den Erwarteten. Darüber mochten wohl fünf Minuten vergangen sein, als er endlich von der linken Seitenthüre her durch den ersten der Mittelsäle die Schönbeckschen Damen in Begleitung des kleinen Doktor Abele ganz langsam daherschlendern sah; sie blieben sogar noch, anscheinend in lebhafter Diskussion, vor diesem und jenem Bilde stehen. „Frechheit sondergleichen!“ knirschte Aribert halblaut vor sich hin; wo sie doch wußten, daß er schon dreiviertel Stunden lang auf sie wartete! Und er pflanzte sich breit unter dem hohen Thürbogen auf, klemmte den Zwicker auf die Nase und sagte sich: „Na, nun laß sie mal rankommen.“

Es dauerte noch eine ganze Weile, ehe Frau Prümmer

bei einer zufälligen Wendung seiner gewahr wurde. Sie rief der Schwester etwas zu und schritt ihm dann lebhaft entgegen, während er sich nicht von der Stelle rührte, sondern nur den grauen Cylinder zur Begrüßung lüpfte.

„Da sind Sie ja endlich,“ rief die hübsche Witwe, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte und die seine resolut schüttelte. „Wir suchen Sie seit einer halben Stunde überall.“

„Mit außerordentlichem Eifer, wie es scheint,“ versetzte Aribert brummig. „Ihr Fräulein Schwester scheint mich jetzt noch nicht einmal zu sehen.“ In der That hielt sich Charlotte immer noch vor einem Bilde auf und ließ sich von dem Privatdozenten etwas vordozieren, obwohl sie sich auf den Zuruf der Schwester umgewandt und Aribert sicherlich erkannt hatte.

„Ach lassen Sie die nur,“ lachte Frau Hedwig. „Wenn die Lotti einmal sich mit dem Doktor einläßt, dann finden sie immer kein Ende. Die beiden sind einander würdig. So was von Gründlichkeit — hu, gräßlich!“

„Sie sind also wohl mit dem Herrn intim bekannt?“ fragte Aribert.

„O ja, er ist ein Freund meines Bruders; natürlich auch Chemiker. Ich glaube, er hat irgend ein neues Giftzeug erfunden, das der Heinrich jetzt fabrizieren soll. Denken Sie, das ist so ziemlich der einzige junge Herr, der auch mal zu uns nach Tegel hinauskommt; da können Sie sich einen Begriff machen! Wir necken meine Schwester immer mit ihm.“

„Is doch wohl nich möglich! Der?“

„Ja warum nicht?“ sagte Frau Prümmer, die Augen=

brauen hochziehend. „Schön ist er ja nicht. Aber er ist gar nicht dumm, wenn man ein bißchen Geduld mit ihm hat. Er weiß sehr viel — und nicht bloß von seiner Chemie. Die Lotti mag ihn sehr gern."

„Ach, Sie glauben wirklich, daß er wagen könnte!" fuhr Aribert hochmütig auf. Er hatte vor Ärger schon eine ganz rote Stirn bekommen.

„Nein das glaube ich eben nicht, daß er wagen könnte," versetzte Frau Hedwig geringschätzig. „Er traut sich ja nicht, sonst — warum nicht? Er ist aus ganz gutem Hause, sein Vater ist ein Goldwarenfabrikant in Pforzheim und in der Gelehrtenwelt soll man sich etwas von ihm versprechen."

Hier wurde das Gespräch durch Heinrich Schönbecks Dazwischenkunft unterbrochen und auch Charlotte und der Doktor Abele entschlossen sich endlich, zu der kleinen Gruppe zu stoßen. Man verließ nun wieder das Ausstellungs-gebäude, um sich vor dem Café nach Meyerns umzusehen. Sie waren inzwischen endlich gekommen und entschuldigten ihre Unpünktlichkeit durch die Unordnung, die sie in ihrem Berliner Hauswesen vorgefunden hätten. Natürlich hatten sie nach dem etwas anstrengenden Frühstück ganz einfach die Zeit verschlafen.

„Ob sich denn der Schwab' jetzt drücken wird," dachte Aribert. Er hatte noch kein Wort mit dem Brillenmann gewechselt und ihn fühlen zu lassen gesucht, daß er es für eine ungeheure Dreistigkeit halte, sich so in eine geladene Gesellschaft einzudrängen.

Aber Doktor Schönbeck hielt es gar nicht einmal für der Mühe wert, sich dafür zu entschuldigen, daß er diesen

ungebetenen Gast mitgebracht. Er stellte ihn ganz harmlos Meyerns vor.

Der Herr Major hatte gut geschlafen und war ausgezeichnet bei Laune. Er glaubte seine Aufgabe richtig zu erfassen, indem er sich mit Aufgebot seiner ganzen militärisch geschulten Liebenswürdigkeit der Frau Prümmer widmete, was ihm um so leichter ward, als es sich mit der lebhaften aufgeweckten Frau wirklich sehr gut schwatzen ließ. Außerdem hatte sie für diese Gelegenheit eine ganz exquisite Toilette gemacht, die ihr entzückend stand und sie fast sogar jünger erscheinen ließ, als ihre ernsthafte, stillere Schwester. Und der Major war kein Unmensch, der es etwa für sündhaft angesehen hätte, mit einer hübschen jungen Witwe ein wenig zu kokettieren. Seine Gattin zog Herrn Schönbeck an ihre Seite und machte sich mit löblichem Eifer daran, den zukünftigen Herrn Schwager mit dem etwas altbackenen Zuckerwerk ihrer Liebenswürdigkeit zu füttern. Klug, wie sie war, wußte sie sehr bald das Gespräch auf die Landwirtschaft im allgemeinen und auf ihre schlesischen Besitztümer im besonderen zu bringen, damit von dem Glanze, der von ihr ausging, auch auf den Bruder ein wohlthuend mildes Licht zurückstrahlen sollte. Der Doktor Abele blieb wie eine Klette fest an Fräulein Charlotte kleben und nahm, nachdem er ein kleine Weile stumm und teilnahmlos dem allgemeinen Geplauder zugehört hatte, das vorhin unterbrochene Kunstgespräch mit seiner Nachbarin wieder auf, wodurch er sie derart an sich fesselte, daß sie für alles, was sonst an ihrem Tische geredet wurde, kein Ohr mehr hatte. So kam es, daß Aribert, der zwischen den beiden Schönbeckschen

Damen Platz genommen hatte, in diesem Kreise eigentlich überflüssig wurde. Er ward sich dessen mit immer wachsendem Ingrimm bewußt und suchte sich gegen solche Schicksalstücke dadurch widerstandsfähiger zu machen, daß er zu dem schändlichen Kaffee, den er nun schon zum zweiten Male genießen mußte, zwei Gläser angeblichen Cognac hinuntergoß. Es war ihm kaum vergönnt, sich anders an der Unterhaltung zu beteiligen, als indem er zu den wohlbekannten, alten Kasinowitzen seines Schwagers lachte — so angestrengt lachte, daß er oftmals die schönsten Pianissimos der Regimentsmusik störte und sich dadurch den Unwillen des ganzen Publikums zuzog. Er gehörte übrigens zu den Leuten, welche die Musik sowohl im Zimmer als auch im Freien hauptsächlich nur als eine Anspornung zum ungenierten Schwatzen empfinden. In das Kunstgespräch seiner Nachbarin zur Linken wagte er sich nicht hineinzumischen; er hörte da Namen fallen, wie Böcklin, Uhde, Klinger, von denen er nie etwas gehört hatte, und er war viel zu gescheit, um sich leichtsinniger Weise zu blamieren. Fräulein Charlotte fragte ihn einmal um seine Meinung, mehr anstandshalber als aus Bedürfnis, und da war Aribert vorsichtig genug, sich für einen vollkommenen Laien zu erklären, der sich kein Urteil erlauben dürfe. Er konnte es sich aber nicht versagen, mit einer kleinen ironischen Spitze zu schließen.

„Gnädiges Fräulein wissen ja, ich schwärme ‚nur für Natur', der reine Naturbursche, und die haben zu schweigen, wenn die Herren Kunstgelehrten das Wort haben."

„O, Sie irren sich," sagte Charlotte, „Herr Doktor

Adele ist nicht mehr Kunstgelehrter, als Sie Chemiker sind. Das heißt entschuldigen Sie, Sie sind ja auch Chemiker, wie ich höre." Und sie wandte sich an ihren Nachbar: „Denken Sie nur, der Herr Baron ist einer großartigen Erfindung auf der Spur."

„Ei freilich, i weiß schon," rief der kleine Schwab lebhaft, indem er mit seinen unschuldigen, blauen Augen den Junker lachend fixierte. „Wisset Se, Herr Baron, wenn Sie kinschtliche Dinger aus Sand mache kenne, dann sind Sie bei Gott e größerer Kunschtgelehrter als wie ich."

Aribert war so wütend, daß er nicht einmal etwas zu entgegnen wußte, sondern das Gelächter der beiden stumm über sich ergehen lassen mußte. Er suchte Charlotten dadurch zu strafen, daß er sich von nun an ausschließlich ihrer Schwester zuwandte und sich eifrig bestrebte, durch Scherze, Schmeicheleien und feurige Blicke seinem Schwager den Rang abzulaufen.

Bald darauf brach die kleine Gesellschaft auf, um noch einen Gang durch die Ausstellung zu unternehmen. Da Aribert im voraus wußte, daß er bei dieser Gelegenheit vor seiner Dame nicht glänzen könne, so beschloß er, sich darauf zu beschränken, wenigstens dem Schwaben einigermaßen den Spaß zu verderben, indem er nicht von Charlottens Seite wich und sich bemühte, dem Herrn Dozenten nach Kräften den Effekt seiner Vorträge zu stören. Charlotte hatte ein feines Verständnis für Stimmungsmalerei und eine ausgesprochene Vorliebe für phantastische Vorwürfe, wogegen Aribert nur für den allernüchternsten Realismus Sinn hatte und mit echt Berliner Schnoddrigkeit

alles anulkte, was er nicht verstand. Das Fräulein lächelte zu seinen Scherzen, wie man über die wichtig vorgebrachten Dummheiten eines Kindes lächelt, und der Doktor Abele schwieg dazu, wie eben der Weise schweigt, wenn Thoren reden. Aber Aribert war mit diesem Erfolge ganz zufrieden. Ja, er schöpfte daraus sogar den Mut, selber angesichts eines militärischen Paradestückes von Anton von Werner zu einem kleinen kunstkritischen Vortrag das Wort zu ergreifen. Die meisterhafte Darstellung des Schuhwerks auf diesem Gemälde begeisterte ihn. Wie ein gutgewichster Stiefel seinen Träger sofort als einen Mann von solidem Charakter und guter Gesinnung ausweise, so auch zeige sich Herr von Werner in den wunderbar gemalten Schaftstiefeln als reeller Künstler gegenüber den vielen schmierenden und klecksenden Kollegen, bei denen man meistens gar nicht einmal erraten könnte, was das Ding eigentlich vorstellen sollte. Die Hälfte von dem Zeug, was da herumhänge, könne überhaupt nur auf fünfzig Schritt Barriere genossen werden, wogegen man diesem Werner sogar mit der Lupe zu Leibe rücken könne.

„Man riecht ordentlich die Wichse auf diesen Stiebeln,“ fuhr er begeistert fort, „und sehen Sie mal, wie sich hier die Sonne auf den Lackschäften dieses Husarenrittmeisters spiegelt. Das ist einfach kolossal gemalt! Seh'n Sie, da is wirklich Sonne drin — Sie woll'n ja immer Sonne haben. Donnerwetter, ist das nicht Bredow von den zwölften Husaren! Natürlich ist das Bredow! Wir nannten ihn im Korps immer Äppelchen, weil er so hübsche rote Backen hat. Fabelhaft getroffen! Morjen, Äppelchen, freut mich, Dich so wohl und munter zu sehen.

Sag' mal, wo läßt Du'n Deine Stiebel bauen? Als ob man ihn vor sich sähe, den guten Jungen! — Wahrhaftig ein jenialer Künstler!"

„Man sollte ihn zum Ehrenbürger von Perleberg ernennen," ergänzte schmunzelnd der Major, „weil er die berühmte Glanzwichse so zu verherrlichen versteht." Das war aber durchaus nicht ironisch gemeint, denn Herr von Meyern stand, was die Künste betraf, nur sehr wenig über dem Standpunkt seines Schwagers.

Aribert wandte sich um, um die Wirkung seines Vortrages zu beobachten. Charlotte hatte die Gelegenheit benutzt, um mit ihrem stumpfnasigen Cicerone durch die nahe Thür in einen Nebensaal zu entschlüpfen, wo er die beiden andächtig vor einem Gemälde stehen sah, welches er kurz zuvor für Blödsinn erklärte hatte.

Wütend gab er alle weiteren Bemühungen auf und hielt sich fortan zu Frau Prümmer, welche zwar auch erheblich mehr Geschmacksbildung besaß, als er, aber doch wenigstens über seine Scherze lachte und zwar ohne boshafte Hintergedanken.

Der Major benutzte eine Gelegenheit, als Frau Prümmer durch seine Frau ins Gespräch gezogen wurde, um seinen Schwager beiseite zu nehmen und ihm zuzuraunen:

„Du hör' mal, Freundchen, mir scheint, Du hast uns da gehörig aufsitzen lassen; Du bist ja gradezu Luft für das Fräulein. Ich würde mir an Deiner Stelle von einem kräftigen Dienstmann die Nase einschlagen lassen und denn 'ne Brille draufsetzen; denn gefällst Du ihr am Ende besser."

„Dieser verdammte Kerl!" knirschte Aribert ingrimmig.

„Wenn wir den nicht los werden können, ist die janze Übung verfehlt. Und ich versichere Dich, ich war schon so weit mit Lottchen, ich brauchte bloß noch 'n bißchen Mondschein und 'ne Viertelstunde unter vier Augen, denn war die Sache jemacht, — Ehrenwort."

„Na, wollen sehen, was wir für Dich thun können, mein Junge," sagte der Major, nachdenklich seinen langen Schnurrbart streichend. „Schade, daß es nicht die Witwe sein kann. Ein ganz patentes Frauenzimmer — ä!"

Etwa anderthalb Stunden lang hatten sich die Herrschaften in der Ausstellung aufgehalten, als der Major mit militärischer Entschiedenheit erklärte, er habe die Geschichte jetzt gründlich satt und sehne sich danach, die Beine unter einen sauber gedeckten Tisch zu stecken. Es war nahe an acht Uhr und man war berechtigt, nach dem anstrengenden Augenschmaus dem Magen auch wieder einmal etwas Gutes zu bieten. Aribert wurde vorausgeschickt, um einen Tisch im Grand Restaurant zu reservieren und das Menu festzustellen. Die anderen machten derweile noch einen Erholungsspaziergang durch den Garten, welcher jetzt noch mehr als am Nachmittag von geputzten Menschen wimmelte, die in dichtgedrängter Schar vor den beiden Musikhallen auf- und abwandelten.

Nach einer weiteren Viertelstunde etwa fand sich die kleine Gesellschaft auf der Terrasse des Restaurants ein und Aribert war selig, zu bemerken, daß der fatale Schwabe fehlte. Der Major hatte es ihm so deutlich zu verstehen gegeben, daß die Schönbecks von ihm eingeladen worden seien, daß jener als Mann von guter Lebensart nicht umhin gekonnt hatte, mit einer höflichen Entschuldigung

seinen Rückzug anzutreten. Aribert hatte mit Vorbedacht einen runden Tisch erwählt, so daß er auf alle Fälle zwischen den beiden Damen zu sitzen kam. Seine Schwester bemächtigte sich wieder des Herrn Schönbeck und sein Schwager flankierte die Witwe von der anderen Seite. Heinrich Schönbeck saß als Keil zwischen dem Ehepaar, sodaß Frau Eva Charlotten an ihre andere Seite bekam. Und die kluge Dame erfaßte auch sofort die Absicht, welche Aribert bei dieser Tischordnung geleitet, indem sie ihre Liebenswürdigkeit zwischen Bruder und Schwester gleichmäßig verteilte und dem Fräulein Charlotte ebenso vorsichtig als gründlich auf den Zahn fühlte. Sie wurde in dieser Operation nur gegen Schluß der Schmauserei hin einigermaßen gestört durch die Sorge um ihren Gatten, welcher der koketten kleinen Witwe in einer Weise den Hof machte, die schon bedenklich an die Grenze der Möglichkeit streifte.

Frau Hedwig war selig. Sie lachte in einem fort und behauptete, sich in ihrem ganzen Leben noch nicht so gut amüsiert zu haben. Der Major schenkte ihr fortwährend ein, auch ehe sie ihr Glas geleert hatte; erst einen starken Rheinwein und dann Champagner, so daß sie gar nicht wußte, wie viel sie eigentlich getrunken hatte. Sie wurde schließlich fast beängstigend lustig, wenn sie auch noch gerade Besinnung genug behielt, um sich nicht gröblich zu versündigen gegen den Anstand, den man auch von einer beschwipsten Dame billiger Weise noch verlangen kann. Daß Frau von Meyern sie etliche Male mit säuerlichem Lächeln fixierte und daß der gute Heinrich sich die erdenklichste Mühe gab, sie durch vielsagendes Augen=

zwinkern zur Vorsicht zu mahnen, half alles nichts mehr. Sie lachte weiter und beglückte bald den Major, bald Aribert mit ihren süßesten, neckisch-verheißungsvollen Blicken. Aribert ließ nämlich, um sich zu rächen, Charlotten grausam schmachten und widmete sich fast ausschließlich Frau Hedwig. Das war doch noch eine dankbare Seele, an welche Witz und Schwung, Seufzer und Händedrücke nicht verschwendet waren. Das Schlußtableau beim Nachtisch gipfelte darin, daß der Major und Aribert sich je eines von Hedwigs warmen, fleischigen Patschhändchen bemächtigten, um auszumessen, wie viel Küsse darauf Platz hätten. Aribert hatte nämlich behauptet, knapp fünfzig und zehn Pullen Sekt proponiert, der galante Major dagegen hielt die zehn Pullen und wollte nur vierundzwanzig gelten lassen. Er gewann glänzend, indem er auf der Ober-, wie auf der Unterfläche der Hand je ein Dutzend kräftiger Schmätze unterbrachte und damit zu Ende kam, als Aribert, der auch noch alle fünf Finger wie mit Schönpflästerchen mit seinen spitzen, delikaten Küßchen bedecken wollte, erst dreißig zählte.

Aribert wehrte sich ein Weilchen gegen die Auffassung seines Schwagers von dem Begriffe Kuß und wollte sich nur unter der Bedingung für besiegt erklären, daß die verlorenen zehn Flaschen loco ausgetrunken würden. Dagegen aber protestierten nicht nur die Damen, sondern auch der Doktor Schönbeck so energisch, daß man sich entschloß, die Tafel aufzuheben. Schönbecks durften ja auch den Anschluß an ihre Tegeler Dampftrambahn nicht versäumen. Aber es war wenigstens noch so viel Zeit, um eine Strecke weit zu Fuß zu gehen, was der Major und

Aribert nach der etwas angreifenden Sitzung für durchaus notwendig erklärten.

Die Paare bildeten sich so, wie sie bei Tische zusammengesessen hatten. Frau Prümmer war allerdings ein wenig erstaunt, daß sich Aribert nicht beeilte, ihr den Arm zu reichen, da es ihm doch in dieser gehobenen Stimmung und noch dazu in so prächtiger Mondnacht unmöglich an Mut gebrechen konnte, die entscheidende Frage zu thun. Ach Gott, nur drei Worte, und sie wäre bereit gewesen, ihm um den Hals zu fallen — anlehnungsbedürftig, wie sie heut abend nun einmal war, aber da der Major dem Säumigen zuvorkam, so hing sie sich fest in dessen Arm und erwartete mit fröhlicher Zuversicht die Lösung der brennenden Frage bei Gelegenheit des kleinen Hausballes, zu welchem Meyerns für den nächsten Sonnabend schon eingeladen hatten. Der Major hatte übrigens trotz seiner neunundvierzig Jahre einen wahren Tänzerschritt angeschlagen, der Frau Hedwig zwang, auf dem Trottoir springend und schwebend dahin zu chassieren, wie bei einer Galoppade im Tanzsaal, wodurch sie den anderen sehr bald weit vorauskamen. Dadurch wurde nun aber wieder seine nachfolgende Gattin zu einer ungewöhnlichen Kraftentfaltung angespornt, die ihren Kavalier nicht wenig in Erstaunen setzte. Aber Frau Eva war ernstlich besorgt, sie durfte ihren Gatten nicht aus den Augen verlieren. Schrecklich, diese älteren Herren vom Lande, wie sie alle geneigt sind, über die Stränge zu schlagen, wenn sie nach der Großstadt kommen! Wie die losgelassenen Kettenhunde!

Aribert bildete mit Charlotte das letzte Paar und er

zeigte nicht die mindeste Lust, sich an dem Wettlauf zu beteiligen. Charlotte hatte es abgelehnt, seinen Arm zu nehmen. Sie ziehe es vor, allein zu gehen, hatte sie erklärt und ihrem kühlen Ton war die Verstimmung deutlich anzuhören gewesen.

„Sie sind mir also böse?“ sagte Aribert, möglichst dicht neben ihr einherschreitend, indem er ihr dabei ins Gesicht zu sehen versuchte. Und da sie nicht antwortete, fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Wissen Sie, das freut mich eigentlich, denn nun sind wir wieder quitt. Ich war Ihnen nämlich auch böse — sehr sogar.“

Sie mußte über den komischen Ton lachen, mit dem er das vorbrachte, und erwiderte:

„Ich wüßte nicht, warum? Sie haben wohl schon vergessen, daß ich Ihnen das Leben gerettet habe? Wenn ich nicht gekommen wäre, hätten Sie sich doch im nassen Dreieck ertränken müssen.“

„Ja, allerdings; aber dafür haben Sie mich auch heute mit Feuer gezüchtiget, Sie Grausame!“ versetzte Aribert, immer noch mit komischem Pathos. „Ein Sprung in die feuchte Tiefe wäre mir heute eine wahre Wohlthat gewesen — das heißt, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, Ihren schwäbischen Freund zuerst mal unterzutauchen. Der Tümpel geht einem ja leider Gottes kaum bis an die Kniee.“

„Pfui, schämen Sie sich; was hat Ihnen denn der arme Doktor Abele zuleide gethan?“

„Das fragen Sie noch? Sie wissen wohl nicht, was Eifersucht heißt?“

„Nein,“ lachte sie kurz auf, „ich bin ahnungslos.“

„Kaum einen Blick, kaum ein freundliches Wort haben Sie mir gegönnt,“ fuhr er fort, indem er plötzlich einen ernsten, erregt bebenden Ton anschlug und sich bemühte, das leutnantsmäßige Knarren und Näseln seiner Stimme, das ihm zur zweiten Natur geworden war, möglichst zu unterdrücken.

„Nun, dafür haben Sie mich ja auch bei Tische schmählich vernachlässigt,“ gab sie etwas gezwungen scherzend zurück. „Sie haben sich ja auch mit meiner Schwester augenscheinlich so gut unterhalten . . .“

„Sie glauben wirklich, daß mir das Ernst war?“ unterbrach er sie rasch. „Oder hätten Sie vielleicht doch dabei so etwas wie ein klein bißchen Eifersucht empfunden? Bitte, bitte, gestehen Sie es, Fräulein Charlotte. Das würde mich ja überglücklich machen.“

„Ich habe nichts zu gestehen,“ sagte sie etwas ängstlich.

Und nun ergriff er ihre Hand trotz ihres Sträubens, zog sie durch seinen Arm und hielt sie dann mit seinen beiden Händen fest.

„Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, Fräulein Charlotte,“ flüsterte er eindringlich. „Sagen Sie mir nur das eine: Ist Ihnen dieser Doktor Abele irgend etwas — wie soll ich sagen — mehr als Freund?“

„Ich weiß nicht, wie Sie zu der Frage kommen?“ erwiderte sie rasch. „Ich mag ihn sehr gern. Er ist ein sehr gescheiter Mann mit einem feinem Verständnis für allerlei Dinge, die mich interessieren. Ich unterhalte mich sehr gern mit ihm.“

„Muß man denn durchaus so ein Stück Kunstgelehrter sein, um Ihnen zu gefallen? Ach, Fräulein

Charlotte, wenn Sie es verlangen, so lasse ich meine Ernte zum Teufel gehn und lasse mich gleich morgen an der Universität als Hörer für Kunstgeschichte einschreiben, oder was Sie wollen, — was Sie wollen." Dabei drückte er ihren Arm fest gegen seine Brust.

„Aber ich bitte Sie, nicht doch!" flüsterte sie verlegen. „Das ist ja doch nicht Ihr Ernst. Wie könnt' ich denn auch so etwas verlangen. Jeder in seiner Art."

„Ja, nicht wahr?" fiel er eifrig ein. „Es kann doch jeder in seiner Art ein tüchtiger Mann sein, — ein ganzer Mann, und darum auch berechtigt, sich um das Herz einer Frau zu bewerben, die an Geist und Bildung vielleicht über ihm steht. Wenn ich Ihnen nur nicht ganz mißfalle, wenn ich nur hoffen darf . . ."

„Aber Herr von Klinkenberg," sagte sie leise, ängstlich.

„Nein, nein, ich will ja nicht in Sie dringen," flüsterte er. „Ich habe ja noch gar nichts gethan, was mich berechtigen könnte, Ihnen von meinen Gefühlen für Sie zu sprechen. Aber das war grausam von Ihnen, daß sie mich dem Gelächter der anderen preisgegeben haben. Konnten Sie sich denn wirklich nicht sagen, daß die dumme Geschichte mit dem Sand nur eine etwas verunglückte Finte war, um in Ihre Nähe zu gelangen —?"

„O verzeihen Sie, ich wollte nicht . . . ich dachte, Sie meinten meine Schwester."

„Nein, Fräulein Charlotte, Hand aufs Herz, das haben Sie nicht gedacht! Das glaube ich Ihnen einfach nicht. Es giebt so etwas wie einen mystischen Rapport zwischen zwei Seelen, die sich gegenseitig anziehen. Und dann außerdem: ich kann mich doch so gar nicht verstellen.

Ach bitte, bitte, sagen Sie mir zum Abschied ein gutes Wort, damit ich nicht zu verzweifeln brauche."

Sie zögerte ein kleines Weilchen und dann sagte sie rasch: „Seien Sie mir nicht mehr böse — wegen der Sandgeschichte."

In der Hand, die sie auf seinen Arm gelegt hatte, hielt sie den Handschuh fest zusammengeballt; er fühlte, wie diese Hand zuckte, und er riß sie an seine Lippen und bedeckte sie mit glühenden Küssen. Und dann zog er ihr den Handschuh mit sanfter Gewalt aus den umklammernden Fingern heraus und flüsterte:

„Den behalte ich zum Andenken an die schönste Stunde meines Lebens!"

Sechstes Kapitel.

Berichtet von schweren Gewittern, welche sowohl in der Keithstraße, wie auch am Tegeler See niedergehen und erklärt, wieso Doktor Abele dazu kam, Hoffnungen an einen Glühwein zu knüpfen.

In der Invalidenstraße war es Heinrich Schönbeck und Frau Eva von Meyern endlich gelungen, den flüchtigen Major mit seiner tanzenden Bacchantin einzuholen und dann hatten alle Vier auf die säumenden Nachzügler gewartet. Schönbecks hatten es eilig und mußten eine

Droschke nehmen, um ihren Anschluß zu erreichen. Es war ganz gut, daß der Abschied auf diese Weise beschleunigt wurde, denn die Herrschaften fühlten sich alle Sechs eines vor dem anderen geniert, besonders Heinrich Schönbeck, der sich des niedlichen Schwipses seiner Schwester schämte und dem man es ansah, daß er es kaum erwarten konnte, ihr mit einer gehörigen Strafrede den hübschen, heißen Kopf zu waschen. Und da war ferner der Herr Major, welchem aus den Augen seiner Gattin das Unheil drohte. Er konnte sich auf eine ganze Reihe von angenehmen Tagen mit unvermuteten kalten Hagelschauern und nächtlichen Gewittern gefaßt machen; denn die gnädige Frau war als gute Wirtschafterin gewohnt, auch mit ihrem Zorne hauszuhalten. Sie verteilte ihn selbst bis auf Wochen hinaus und gab dem Opfer ihrer sittlichen Entrüstung nur löffelweise davon ein. Aber das schmeckte: Chinin in Quassia-Absud gelöst!

Die gute Frau Prümmer entging übrigens für heute noch allem Übel dadurch, daß sie bereits in der Dampfbahn fest einschlief und dem Bruder, als er zu Hause mit seiner wohlerwogenen Rede einsetzen wollte, mit zärtlichen Küssen und überschwänglichem Dank für den reizenden Abend den Mund verschloß. Nicht so der Major. Ihn ereilte sein Schicksal noch in selbiger Nacht und es half ihm nichts, daß er mit vollendeter Unschuldsmiene und gut gespielter Verwunderung seine Gattin des schnöden Undanks zieh, da er doch nur im Interesse ihrer Familie mit solcher Aufopferung thätig gewesen sei. Er fand nicht das geringste Verständnis für seine Selbstlosig-

keit und Frau Eva schloß fürs erste Mal ihre christliche Ermahnung mit den Worten:

„Das sage ich Dir, mein lieber Otto, so wahr ich hier sitze“ — und damit richtete sie ihre lange, schlanke Gestalt im weißen Priestergewande der Nacht im Bett halb auf und drückte beteuernd ihre Rechte gegen den keuschen Brustkasten — „diese Witwe kommt mir nicht mehr ins Haus! Ich werde meine Pflicht thun, ich werde das Ärgernis dulden, falls das nötig sein sollte, um meinem Bruder zu der Braut zu verhelfen, — denn das Fräulein ist ein ganz bescheidenes, anständiges Mädchen, das dem Hause Klinkenberg keine Schande machen wird; aber nach der Hochzeit bin ich für diese Frau Prümmer nicht mehr zu Hause. Und ich werde dafür sorgen, daß Du auch nicht zu Hause bist und noch viel weniger diese Leute besuchst. Verlaß Dich darauf, mein Lieber!“

Der Herr Major verließ sich darauf und schlief mit dieser Zuversicht im Herzen beruhigt ein.

Am anderen Morgen stellte sich Aribert schon sehr zeitig mit Sack und Pack in der Keithstraße ein. Meyerns hatten ihn eingeladen, bis zur Entscheidungsschlacht bei ihnen Quartier zu nehmen. Es bedurfte für ihn keines aufklärenden Wortes. Sobald die beiden Ehegatten das Zimmer betraten, um ihn willkommen zu heißen, wußte er, in welcher Tonart die schöne Symphonie des gestrigen Tages geschlossen hatte, und er behandelte demgemäß seinen Schwager mit der Rücksicht, die man einem Schwergeprüften schuldig ist, und seine Schwester vorsichtig, wie einen mutmaßlichen Explosivkörper, dessen Geheimnis man nicht kennt.

Es galt nun die Vorbereitungen für das Zauberfest am kommenden Sonnabend zu treffen. Mitten im Sommer und binnen einer so kurzen Frist in Berlin eine Tanzgesellschaft zusammenzubringen, war keine ganz leichte Aufgabe, denn sehr viele Herrschaften aus dem Bekanntenkreise der Meyerns weilten gewiß schon auf ihren Gütern, oder in der Sommerfrische. Man mußte die Gäste aus den Offiziers- und Beamtenfamilien zu rekrutieren suchen, welche um diese Zeit keinen Urlaub zu haben pflegen. Als man nach längerem Hin- und Herreden kaum ein Dutzend Namen auf die Liste gesetzt hatte, bemerkte Frau von Meyern mit anzüglichem Lächeln:

„Es wird überhaupt nicht leicht sein, eine wirklich passende Gesellschaft für diese Schönbecks zusammenzubringen. Ich wüßte überhaupt in unseren Kreisen keine Damen, die sich zu betrinken pflegten, sobald sie heiter werden. -- Es müßte denn sein, daß Otto aus seiner früheren Zeit her noch andere Apotheker-Töchter und dergleichen kennt."

Otto that einen melancholischen Schnaufer und versuchte, seine langen Schurrbartenden, welche seltsamer Weise sich über Nacht ganz weh- und demütig nach abwärts gesenkt hatten, mit beiden Händen wieder in die Höhe zu gewöhnen.

„Apothekertöchter!" sagte er, kurz auflachend: „Hm, so was paßt ja sehr schön in Eure Familie, liebe Eva, wo doch Eure Frau Mama eine Bierbrauertochter war. Giftmischer sind sie doch alle beide."

„Es ist sehr zartfühlend von Dir," entgegnete Frau Eva mit bebenden Nasenflügeln ihrem Gatten, indem

ein strenger Blick auch Aribert streifte, welcher ganz harmlos über den Witz seines Schwagers gelacht hatte, „es ist sehr zartfühlend von Dir, Dich in dieser geschmackvollen Weise über meine arme, ehrenwerte Mutter zu äußern, besonders nach dem, was Du mir gestern angethan hast. Ich glaube beinahe, Du suchst Dich dadurch jünger zu machen, daß Du Dich mit leichtsinnigen Damen in dieser Weise einläßt und rüde Scherze machst wie ein Student."

Der Major rückte unruhig in seinem Sessel hin und her und räusperte sich geräuschvoll, ehe er den Hieb parierte. Liebenswürdig lächelnd, beugte er sich zu ihr und sagte:

„Pardon, liebe Eva, wenn ich Dich gekränkt habe; es war nicht schlimm gemeint. Übrigens, damit Du Dich von meiner guten Gesinnung überzeugst: wir wollen doch Deine liebe Mama zur Verlobung einladen."

„Ach nee, lieber nich," platzte Aribert heraus, schlug sich aber gleich darauf, von dem strengen Blick seiner Schwester eingeschüchtert, auf den Mund und brummelte etwas Unverständliches, was wohl eine Entschuldigung oder Erklärung sein sollte.

Frau von Meyern zwinkerte eigentümlich mit den Augenlidern, als ob sie da aufsteigende Thränen kitzelten — oder wollte sie vielleicht gar erst solche hervorrufen? Sie zog ihr feingesticktes Tüchlein hervor und wischte damit leicht um die Augen herum und unter der Nase durch; dann seufzte sie und sprach:

„Ich fürchte, wir würden meiner armen Mutter mit einer Einladung gar keinen Gefallen thun. Sie ist seit den letzten zehn Jahren aller Geselligkeit so entwöhnt, —

und außerdem bin ich überzeugt, würde ihr die Toilette große Sorge machen."

Aribert pflichtete seiner Schwester eifrig bei und schlug dem Schwager vor, wenn er ein Übriges thun wolle, doch lieber Karola einzuladen.

„Die repräsentiert janz jut und ist nicht auf den Kopf gefallen."

„Karola . . . hm, hm," brummte der Major nachdenklich vor sich hin. „Die Reise, hin und zurück vierzig Mark, ein Gesellschaftskleid, — circa hundert Mark, Handschuhe, ein neues Korsett, Droschken und Diverses macht praeter propter zweihundert Mark. Hat sie das übrig?"

„Nee, sie nich," grunzte Aribert.

„Aber ich, meinst Du?" murrte der Major. „Du, weißt Du, nimm mir's nicht übel, lieber Schwager, Deine Verlobung kost't mich ein scheußliches Jeld. Der Spaß gestern alleine: dreiundsiebzig Mark ohne Trinkgeld!"

„Na, erlaube mal," rief Aribert entrüstet, „das ist doch 'n Pappenstiel! Wenn Du Dich mindestens für hundert Mark amüsiert hast, — das find' ich einfach unbescheiden."

Jetzt wurde der Major unangenehm.

„Na, und Du, mein Freund? Nich für sechs Dreier hast Du Dir Mühe gegeben bei Deiner Lotte. Meine Witwe hast Du poussiert, daß es einfach ein Skandal war!"

Frau Eva erhob sich in ihrer ganzen Größe und machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Meine Herren, ich muß doch bitten!“ rief sie mit der Würde einer gekränkten Königin.

„Na ja, is doch aber auch wahr,“ knurrte Aribert unwirsch. „Denn soll er mir doch nach der Hochzeit die Rechnung überreichen, Dein lieber Mann, wenn er sich so anstellt um die kleinen Auslagen.“

Der Major lachte boshaft und klopfte dem Schwager aufs Knie.

„Du, das ist wieder eine von Deinen brillanten Ideen. Also bewilligen wir Karola.“

Es war, als ob der Major durch die von ihm veranlaßte Explosion die schwüle Atmosphäre gereinigt hätte. Schwager Aribert war wirklich ein guter Kerl. Er ließ sich en canaille behandeln, wenn etwas Wichtiges für ihn auf dem Spiele stand. Die ausgesuchten Grobheiten und kränkenden Anspielungen, mit denen er den armen Jungen im weiteren Verlaufe der Beratung freigebigst bedachte, steckte dieser lächelnd ein. Und wenn er den Schlag zurückgab, so geschah's doch wenigstens mit einem Witz. Des Majors Stirn hellte sich immer mehr auf und seine Schnurrbartspitzen richteten sich ordentlich zusehends in die Höhe, jemehr er bemerkte, daß seine Gattin unter der immer zunehmenden Urwüchsigkeit seiner Rede litt. Ihr selber wagte er nämlich mit Grobheiten nicht zu dienen; denn das pflegte für ihn sehr unangenehme Folgen zu haben.

Schließlich, als alle ihre Ermahnungen nichts halfen, wurde Frau Eva ungeduldig und sie verließ das Zimmer mit dem Anerbieten, den Herren durch den Diener ihre Spazierstöcke hineinschicken zu wollen, da sie voraussetze,

daß sie demnächst zu Thätlichkeiten überzugehen gedächten. Sie wünschte nicht anwesend zu sein, wenn die feinen Herren Schwäger wie ein paar bissige Hunde übereinander herfielen.

Sobald sie die Thüre hinter sich zugedrückt hatte, lachte der Major behaglich in sich hinein, kniff Aribert in den Arm und sagte:

„Aber schämst Du Dich denn nicht, mein Junge? Deine Schwester ist eine so feinfühlige Frau. Na, komm, Du sollst auch 'ne Cigorie haben.“ Und er gab ihm eine seiner besten Havannas zu rauchen. In schönster Eintracht vervollständigten sie nunmehr die Einladungsliste und machten sich sofort daran, die nötigen Briefe zu schreiben. — — — —

Zur selben Zeit fand auch in Tegel in der Villa Schönbeck eine kleine freundschaftliche Auseinandersetzung zwischen den beiden Schwestern statt. Frau Prümmer war mit blauen Ringen um die Augen und argem Haarweh aufgewacht und hatte sich gleich nach dem späten Frühstück wieder im Salon auf den bequemen Divan zur Ruhe gelegt. Die gute Schwester saß bei ihr, benetzte ihre Stirn vermittelst eines Zerstäubers mit Kölnischem Wasser und pustete dann darüber hin. Das Gefühl der Kälte that der armen Leidenden wohl. Sie ergriff matt lächelnd Lottens ziemlich große, aber wohlgepflegte, edelgeformte Hand und sagte:

„Danke Dir, Lottchen; Du bist wirklich ein Engel. Sag' mir bloß, hab' ich mich gestern sehr auffallend benommen? Denke Dir nur, ich weiß gar nicht mehr recht, wie eigentlich alles gekommen ist. Und das Fürchter-

lichste von allem ist — Du mußt es aber um Gotteswillen nicht weitersagen, besonders Heini nicht! — ich glaube mich bestimmt zu erinnern, daß der Baron um mich angehalten hat. Und nun weiß ich nicht mehr, was ich gesagt habe. Ist das nicht schrecklich?"

Charlotte lachte herzlich und dann streichelte sie ihr über das Haar und sagte:

„Nein, da sei nur ganz ruhig, so weit ist es nicht gekommen, darauf kannst Du Dich verlassen. Weißt Du denn nicht mehr, Du bist ja doch mit dem Major gegangen nach dem Essen."

„Natürlich weiß ich das," versetzte Hedwig ein wenig gekränkt. „Das muß auch schon vorher gewesen sein, wie wir noch bei Tische saßen. Sie redeten alle beide so viel auf mich ein, daß mir ganz wirr im Kopfe wurde. Du, übrigens der Major ist doch auch riesig nett. So galant. Bei unseren jungen Herren giebt es so etwas gar nicht mehr. Schade, daß er schon verheiratet ist; ich glaube, den würde ich auch nehmen. Die Glatze würde mich gar nicht genieren; im Gegenteil, die bringt seinen vornehmen Kopf und die bedeutende Stirn erst recht zur Geltung."

„Aber Hete, wer wird denn ein solches Kind sein?" schalt Lotte, indem sie lächelnd den Kopf schüttelte. „Komm her, sei doch einmal ernsthaft und ganz ehrlich. Du liebst doch nicht etwa den Klinkenberg wirklich?"

„Du liebst doch nicht etwa den Klinkenberg wirklich?" äffte die Schwester ihr nach. „Was willst Du damit sagen? Warum sollt' ich denn nicht? Ich weiß gar nicht, wie Du dazu kommst, in diesem Ton . . . Ich bin doch kein

kleines Kind mehr; ich kenne doch die Welt und die Menschen. Du natürlich hast gar kein Verständnis für solche Männer; so ein offener, ehrlicher, gerader Charakter — jeder Zoll ein Edelmann. Und dann diese geistige Frische, diese natürliche Liebenswürdigkeit. Du thust mir wirklich leid, daß Du für so was gar keinen Sinn hast. Ich will ja gar nichts sagen gegen Deinen Abele, er mag ja so weit ein ganz netter Mann sein, sehr anständig und sehr gelehrt — natürlich; er mag ja auch von Kunst mehr verstehen, — aber wenn Du ihn mit Klinkenberg vergleichst, da mußt Du doch wirklich . . . ach was, ich sage gar nichts mehr."

Charlotte nagte ihre Lippen und lächelte still vor sich hin. Dann ergriff sie die Hand der Schwester und beugte sich zärtlich über sie.

„Sei mir nicht böse, liebste Hete, ich glaube, Du giebst Dich da einer Täuschung hin. Ich will Dir's nur ganz ehrlich sagen: er hat mir gestern Abend so unzweideutig seine Liebe gestanden . . ."

„Doktor Abele? Nein, wirklich?"

„Nein, Herr von Klinkenberg."

„Herr von . . .? . . . Na, weißt Du, nimm mir's nicht übel, da hast Du entweder geträumt, oder einen ärgeren Schwips gehabt als ich. Das ist ja einfach lächerlich." Frau Hedwig warf sich zurück, schloß die Augen und that, als ob sie schlafen wollte. Aber ihr Herz klopfte so stark und ihr Busen wogte vor Erregung. Sie wartete ein Weilchen, ob Charlotte nicht von selbst reden wollte, aber da sie beharrlich schwieg, packte sie sie plötzlich ungeduldig beim Arm und rief:

„Was hat er denn gesagt? So rede doch wenigstens nur.“

Und Charlotte erstattete getreulich Bericht. Jedes Wort hatte sich ihr ins Gedächtnis geprägt.

Frau Hedwig vergaß ganz ihre Kopfschmerzen. Sie sprang auf und lief mit großen Schritten aufgeregt im Zimmer umher.

„Wenn er das wirklich alles gesagt hat,“ keuchte sie atemlos, „dann — dann muß er betrunken gewesen sein.“

„Davon hab' ich nicht das mindeste bemerkt,“ versetzte Charlotte kühl. „Du bist übrigens nicht sehr höflich gegen mich, wenn Du so etwas behauptest.“

„Na, und was hast Du ihm denn geantwortet,“ fuhr Frau Prümmer ungeduldig auf.

„Was sollt' ich denn antworten? Nichts. Ich bin ausgewichen. Schließlich kenn' ich ihn doch noch zu wenig.“

„Siehst Du, das ist wenigstens vernünftig,“ sagte Frau Prümmer etwas ruhiger. „Du kannst Dich doch auch unmöglich so einem wildfremden Menschen ohne weiteres an den Hals werfen.“

Es zuckte ein wenig boshaft um Charlottens weichen Mund und ihre sanften Augen blitzten schalkhaft auf, indem sie der Schwester entgegnete:

„Ach weißt Du, so schlimm kann es doch nicht sein; ich denke, auf Deine Welt- und Menschenkenntnis dürfte man sich doch wohl ein bißchen verlassen. Er ist doch ein so gerader, offener, ehrlicher Charakter.“

„Ach was, Unsinn,“ fuhr Frau Hedwig rücksichtslos

heraus. „Ein ganz windiger Geselle ist das. Heinrich hat vollkommen recht. Ich habe mich bitter getäuscht in dem Menschen. Trau' ihm nicht, Lotte; trau' ihm nicht so viel, ich warne Dich. Ich meine es gut mit Dir."

Mit raschen Schritten lief sie auf die Schwester zu, ihre seidenen Untergewänder raschelten und der weiche Stoff ihres lang nachschleppenden, weißen Morgenrockes schlug aufgeregte, kleine Wellen auf dem Smyrna-Teppich.

Sie wollte die Schwester mütterlich begütigend umarmen; aber die entzog sich ihr rasch und rief gekränkt:

„Ach, schäm' Dich doch! Eben erst hast Du ihn in den überschwänglichsten Ausdrücken gelobt und jetzt . . . nein, pfui, das ist . . ."

„So, na dann will ich Dir was sagen!" brauste Frau Hedwig auf. „Zu mir hat er noch viel deutlicher gesprochen, viel, viel deutlicher sage ich Dir; und zwar schon am ersten Abend, draußen in unserm Laubengang, — ohne daß er vorher Sekt getrunken hatte."

Lotte zuckte die Achseln. „Ach, liebe Hete, reg' Dich doch nicht auf. Wir kennen Dich doch; so warst Du ja schon immer. Wenn ein Herr Dir ein paar Schmeicheleien sagt, so bildest Du Dir gleich ein, er hätte Dir eine Liebeserklärung gemacht."

„Ach, wirklich? Das ist ja reizend; so etwas soll ich mir von Dir sagen lassen! Du vergißt wohl ganz, daß ich bald zehn Jahre älter bin als Du?"

„Aber innerlich bist Du noch dasselbe große Kind, das Du immer gewesen bist. Mit fünfzig Jahren wirst Du wohl auch noch nicht viel anders sein. Das ist ja

auch sehr schön; freu' Dich doch darüber. Das ist ja gerade Deine liebenswürdigste Eigenschaft. Warum sollst Du nicht auch Deine kleinen Schwächen haben. Deswegen werden wir doch nicht miteinander zanken. Du bist eben eitel, — das ist alles."

„Ach, wirklich? Du weise Großmama, Du!" Frau Hedwig lachte nervös auf und schritt, ihr Taschentuch in beiden Händen hin und her zerrend, ein paarmal auf und ab. Dann blieb sie vor der Schwester stehen und rief, nur noch mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend: „Na, es ist nur gut, daß ich jetzt weiß, wie Ihr über mich denkt. Du und Dein lieber Heinrich. Habt Ihr's vielleicht dem guten, alten Papa auch schon klar gemacht, was ich für eine bin? Es ist wirklich zu toll. Ich bin Frau und Mutter und habe mehr von der Welt gesehen, als Ihr alle. Ich bin in Paris gewesen und in London und soll mich hier über die Achsel ansehen und wie ein kleines Kind behandeln lassen von einem vertrockneten, verschrobenen alten Hagestolz und von einer überspannten alten Jungfer. Ja wohl, Du bist eine richtige, alte Jungfer, daß Du's nur weißt. Nie aus dem Hause herausgekommen und nie mit Deinesgleichen vernünftig verkehrt, wie es sich gehört. Immer hast Du Dich so superklug und hochmütig über alles erhaben gefühlt, was sonst jungen Mädchen Freude macht. Du hast eben gar kein Herz. Mit seiner Mathematik und seinem dummen Lateinisch hat Dir Heinrich glücklich die ganze Weiblichkeit ausgetrieben. Ein Mädel mit lauter Raupen im Kopf ist mir immer noch lieber, als eine mit einer ganz verstaubten Bibliothek darin. Sieh doch zu, wie weit Du

damit kommst. Ich habe Dir meine Meinung gesagt: ich wasche meine Hände in Unschuld. Aber das halte ich nicht mehr aus. Diese Behandlung hier lasse ich mir nicht länger gefallen. Kein Mensch nimmt Rücksicht auf meinen leidenden Zustand. Du siehst doch, daß ich elend bin — und da ergreifst Du die gute Gelegenheit, um meine Gefühle mit Füßen zu treten. Ich reise ab, da verlaßt Euch drauf, jetzt gleich pack ich meine Siebensachen zusammen. Ich will nicht warten, bis auch mein einziges, mein Konradchen, mein geliebtes Kind, in dieser Stickluft das Lachen verlernt . . ." Sie konnte ihre Thränen nicht länger zurückhalten, in Strömen rannen sie ihr über die vor Erregung glühenden Wangen, und nur stoßweise, von Schluchzen unterbrochen, vermochte sie weiter zu reden. „Ich werde mich ganz meinem Sohne widmen. Ich werde einen Mann aus ihm machen, der frei und selbständig dasteht und ich werde auch frei und selbständig dastehen — oh, Ihr sollt noch Euer blaues Wunder an mir erleben! Ich werde zur Bühne gehen — ja wohl, das werde ich gerade thun. Du brauchst gar nicht so zu lächeln. Ich gehe doch zur Bühne. Und wenn Ihr Euch auf den Kopf stellt, und wenn Ihr Euch ärgert, daß Ihr schwarz werdet — um so besser; das will ich ja gerade. Wir sind fertig miteinander. Bleibt Ihr hier hocken und trocknet ein wie die Mumien — mein Weg führt da hinaus."

In der großartigen Haltung einer zürnenden Göttin stand sie mitten im Zimmer. In klassischem Faltenwurf legte sich das weiche Morgengewand um ihre volle, kleine Gestalt und mit theatralisch emporgerecktem Arm, von dem

der weite Ärmel bis zum Ellbogen zurückgeglitten war, wies sie nach irgend einer Stelle des Plafonds. Anstatt jedoch in der angedeuteten Richtung durch die Zimmerdecke zu verschwinden, entfernte sie sich in beschleunigter Gangart, weil ein neuer Thränenausbruch ihr den Effekt zu verderben drohte, ganz menschlich durch die Thüre, die sie mit derbem Krach hinter sich ins Schloß warf.

Charlotte hatte doch ein wenig Angst bekommen; Hedwig konnte ja manchmal recht heftig werden; aber einen solchen leidenschaftlichen Ausbruch erinnerte sie sich doch nicht, bei ihr erlebt zu haben. So eilte sie ihr denn nach kurzem Zögern nach, um sie mit guten Worten zu beruhigen. Aber Frau Prümmer hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und gab auf alles Klopfen und Bitten keine Antwort. Um Mittag ließ sie sich den Doktor kommen, welcher ihr Ruhe und Brausepulver verordnete. Charlotte verständigte den Arzt von der Absicht ihrer Schwester, sofort aufzupacken und abzureisen und bat ihn, seine Autorität einzusetzen, um sie von diesem Entschluß abzubringen. Das that der freundliche Herr denn auch. Frau Hedwig blieb zwei Tage im Bette liegen, ließ sich das Essen aufs Zimmer kommen und verweigerte beharrlich der Schwester und dem Bruder den Zutritt. Als ihr aber am Freitag Morgen Charlotte ein Billetchen hineinschickte, in welchem sie ihr erklärte, daß sie für die Meyernsche Tanzgesellschaft am Sonnabend absagen wollten, da weder Heinrich noch sie selbst ein Vergnügen daran haben würden, wenn sie nicht dabei wäre, da ließ Frau Hedwig sagen, sie fühle sich heute ganz gesund und werde gleich herunterkommen.

Frisch und rosig, in einem äußerst kleidsamen Promenadenkostüm, kam sie zur Schwester in den Garten und forderte sie auf, sofort mit ihr nach der Stadt zu fahren um noch einige kleine Einkäufe für die Balltoilette mit ihr zu besorgen. Und unterwegs sammelte sie feurige Kohlen auf Lottens Haupt, indem sie ihr zu Gemüte führte, daß sie trotz der erlittenen schweren Kränkung selbstlos und opferwillig genug sei, um der Schwester ihr Vergnügen und vielleicht sogar ihre Aussichten nicht zu verderben.

Charlotte dankte der Schwester mit einem gerührten Händedruck und lächelte still vor sich hin. — —

Am Freitag Abend war ein fürchterliches Gewitter über Berlin und Umgegend herniedergegangen und am Sonnabend Morgen regnete es immer noch in Strömen. Dies war nun der Sonnabend, von dem Gaste in der Keithstraße mit ebenso quälender Ungeduld herbeigesehnt, als von den beiden Damen in der Tegeler Villa mit wachsendem Herzklopfen erwartet. Der Junker Aribert hatte es noch verhältnismäßig gut, denn er hatte mit den Vorbereitungen für die Gesellschaft reichlich zu thun, indem er teils mit Meyerns, teils allein oder mit der Schwester Karola, die schon am Donnerstag eingetroffen war, zahlreiche Besuche machte. Es war nämlich durchaus nicht leicht, die ein bis zwei Dutzend Menschen, welche ihm für die Gesellschaft erforderlich schienen, zusammenzubringen. Zahlreiche Einladungen waren unbeantwortet geblieben, weil die betreffenden Familien verreist waren. Mehrere hatten abgesagt und so galt es denn noch zu letzter Stunde, durch List und Überredungskunst einige tanzende

Herren und Damen, sowie ein paar dekorativ wirkende ältere Herrschaften, welche mit einem gewichtigen Namen oder wenigstens mit Titeln und Orden versehen waren, herbeizulocken.

Etwas spät, nämlich erst am Freitag Nachmittag waren die Schönbecks dazu gekommen, den Meyerns ihren Anstandsbesuch abzustatten. Aribert war außer sich, daß weder er, noch Karola, noch sein Schwager daheim gewesen waren. Frau Eva hatte die Herrschaften allein empfangen, und trotz ihrer Versicherungen vom Gegenteil, war Aribert durchaus nicht davon überzeugt, daß sie ihrer Verstimmung gegen die verführerische Witwe nicht irgendwie Ausdruck gegeben haben sollte; denn seine Schwester war in der ganzen Gesellschaft berühmt für ihre Meisterschaft in der Kunst, ihr mißliebige Leute mit eisiger Kälte zu behandeln.

Die Visite hatte übrigens kaum zehn Minuten gedauert und so hatte Frau Prümmer gar nicht Zeit gefunden, sich darüber zu wundern, daß die Frau Majorin nach einigen freundlichen Worten zu Charlotte fast ausschließlich mit ihrem Bruder sprach. Beide Schwestern waren nach ihrer Versöhnung ängstlich bemüht, jede Aussprache über gefährliche Gegenstände gänzlich zu vermeiden, und äußerlich möglichst ruhig zu erscheinen. Der Name Klinkenberg wurde zwischen ihnen gar nicht mehr ausgesprochen. Dabei waren sie aber alle beide innerlich höchst aufgeregt, — Frau Hedwig, weil sie immer noch glaubte, Charlotte könnte Ariberts bedeutungsvolle Worte übertrieben oder falsch ausgelegt haben, und Charlotte, weil sie sich Gewissensbisse darüber machte, der Schwester

eine Hoffnung zu rauben. Wenn Hedwig nun den Junker wirklich liebte! . . . Ja warum denn nicht? Die Liebe zeigt ja so verschiedene Gesichter. Beneidenswert war Hedwigs Dasein gewiß nicht. Sie mußte sich recht überflüssig vorkommen und mit ihrem unruhigen Geiste, ihrem Bedürfnis nach heiterem Verkehr und nach angenehmen Aufregungen bei den stillen Leuten am Tegeler See sich gewiß recht unbehaglich fühlen. Eine neue Heirat wäre ein wahres Glück für sie gewesen. Warum sollte auch der junge Landedelmann nicht der Richtige für sie sein? Er war ja doch gescheit, lebenslustig, hübsch und elegant, und dabei auch noch warmherzig, phantasievoll, sogar ein bißchen poetisch veranlagt und, wie es schien, seinem Beruf und der Arbeit, die er verlangte, mit ganzer Seele ergeben. Sie konnte eigentlich gar keine passendere Partie für sich erwarten, kaum einen Wirkungskreis finden, in dem sie ihr Wesen besser zur Geltung zu bringen vermocht hätte. Charlotte zweifelte nicht daran, daß alle die guten Eigenschaften, welche sie an Aribert entdeckt hatte, echt seien. Ein Verdacht, daß er sich etwa nur verstellen könne, kam ihr keineswegs. Sie hatte ja so wenig Männer kennen gelernt in ihrem Leben . . . und die beiden einzigen, welche sie wirklich kannte, nämlich ihr Vater und ihr Bruder, die waren so gänzlich ohne Falsch, so zuverlässig und ohne Hinterhalt, daß ihr aus der Vertrautheit mit so gutem Beispiel eine ruhige Zuversicht und Achtung vor der Würde der Männlichkeit erwachsen war. Die Eigenart ihrer Erziehung hatte es mit sich gebracht, daß sie sich über das andere Geschlecht weder romantische Illusionen machte, noch ihm mit zimperlicher Scheu oder be-

wußt koketter Zurückhaltung gegenübertrat; ein Mann war ihr zunächst einmal einfach Mensch, gerade so gut wie eine Frau, und da sie über Menschen wie über Dinge im allgemeinen ein Urteil hatte, weit reifer und sicherer als es sonst junge Mädchen zu haben pflegen, so war sie durchs Leben gegangen ohne irgend welche Anfechtung durch ängstliche Zweifel oder schwüle Träume. So nahm sie denn auch diesen Herrn von Klinkenberg gerade so wie er sich gab. Er hatte sie zunächst nur als Erscheinung aus einer fremden Welt interessiert und amüsiert. Aber erst seit er auf dem Heimweg vom Ausstellungspark so warm zu ihr gesprochen, hatte ihr Herz angefangen, sich ernstlich mit ihm zu beschäftigen. Zum ersten Male hatte sie sich einem Manne gegenüber als Weib gefühlt. Dies herzklopfende, plötzliche Bangen, dies wohlige Gefühl der Schwäche, verbunden mit dem seltsamen Reiz des Bewußtseins, einen hergelaufenen, kecken Fremdling ohne Anwendung irgend welcher List oder Gewaltmittel anbetend auf die Kniee gezwungen zu haben, — das war für sie etwas so Neues, daß sich ihre Gedanken seither unausgesetzt mit dem seltsamen Ereignis beschäftigen mußten. Sie machte auch den Versuch, sich als Frau dieses Mannes vorzustellen, und sie fand keine besondere Schwierigkeit darin. Freilich, die Gesellschaft, in der er heimisch war, und für deren Eigenart die Meyerns doch wahrscheinlich ein charakteristisches Beispiel lieferten, die war ihr fremd, und sie konnte auch in der Bestimmung, immer mit solchen Leuten zu verkehren, keinen besonderen Vorzug erblicken. Sie wäre sich zum Beispiel in Gelehrtenkreisen entschieden mehr am Platze vorgekommen. Aber wenn sie dem Manne,

der sie liebte, und dem sie wirklich gewillt war, sich ganz zu eigen zu geben, in die Einsamkeit des Landlebens folgte, so sprach ein solches Bedenken ja kaum mit; denn ihres Lebens Inhalt lag ja dann nicht in ihren Beziehungen zur Gesellschaft, sondern lediglich in der gegenseitigen Erziehung und in der Bereicherung ihres Geistes und Gemüts. Sie hatte eben auch von dem Wesen der Ehe eine hohe Meinung, welche ihr in Fleisch und Blut übergegangen war durch den schönen Kultus, der in ihrem Hause mit dem Andenken der Mutter getrieben wurde. Auf den Gedanken, daß ihr Geld den Junker ins Haus gelockt haben könnte, konnte sie am allerwenigsten kommen. Die behaglichen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war und welche sie in dem kleinen Kreise ihrer Bekanntschaft überall gefunden hatte, erschienen ihr natürlich nicht als etwas Besonderes. Sie hatte auch nie danach gefragt, wie viel sie etwa einmal mitkriegen sollte. Außerdem glaubte sie, daß ein stattlicher junger Kavalier, der ein Gut von achtzehnhundert Morgen besaß, doch sicherlich unter den adeligen Mädchen seines Gaues das Aussuchen haben müßte. Wenn er sich also um die Apothekertochter bemühte, so konnten ihn ganz gewiß nur ihre persönlichen Eigenschaften anziehen.

Liebte sie nun also diesen Mann? Ja, diese Frage war immer noch für sie offen. Wenn nicht der dumme Streit mit der Schwester dazwischen gekommen wäre, dann hätte sie sich wohl kaum so viel mit den Gedanken an Aribert beschäftigt. Harmlose Neckereien hätten wahrscheinlich so ernsthaftes Sinnen und Träumen gar nicht aufkommen lassen.

Charlotte hatte in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend gar nicht gut geschlafen, und zwar nicht etwa aus Gewitterfurcht. Mit großen aber etwas trüben Augen starrte sie am anderen Morgen in den trostlos trüben Tag hinaus. Frau Hedwig machte sich ungewöhnlich viel mit ihrem Knaben zu schaffen, den sie bei schönem Wetter am liebsten ganz der Bonne überließ. Und wenn sie mit der Schwester allein war, so suchte sie diese durch eine offenbar erkünstelte Heiterkeit über ihre eigene herzbeklemmende Unruhe zu täuschen. Charlotte brachte das nicht fertig, und ging darum der Schwester soviel wie möglich aus dem Wege. Sie machte sich um den alten Herrn zu thun; aber der war heute auch in denkbar schlechtester Laune. Betrachtete er schon jeden Tag, an welchem er nicht angeln konnte, als einen verlorenen, so war er heute noch besonders verstimmt durch den Rheumatismus, der ihn bei Regenwetter immer plagte, und durch die Aussicht, am Abend ganz allein gelassen zu werden.

Schönbecks pflegten abends um sechs Uhr, wenn der Bruder aus dem Geschäft heim kam, zu speisen. Charlotte war einigermaßen erstaunt, als es heute um halb sechs an ihrer Thüre klopfte und der Bruder mit auffallend wichtigem Gesicht hereintrat.

„Ich habe eine Überraschung für Dich,“ begann er, etwas verlegen lächelnd. „Hoffentlich — ist sie Dir nicht unangenehm. Ich habe nämlich — den Doktor Abele zu Tische mitgebracht.“

Charlotte biß sich mit einem ärgerlichen kleinen Laut

auf die Lippen. Dann sagte sie: „Heute gerade! Ich bitte Dich, was ist das für eine Idee!"

„Nun ja, nimm's nur nicht übel," versuchte sie Heinrich zu begütigen. „Es machte sich gerade so — und satt werden wir ja wohl auch werden."

„Aber hast Du denn gar nicht bedacht, daß wir bald nach dem Essen an unsere Toilette gehen müssen? Wir sind doch um acht eingeladen. Und eine Stunde können wir auf den Weg rechnen."

„Ach, so pünktlich kommt man ja nicht. Wir können ruhig noch ein Stündchen nach Tische miteinander plaudern."

„Dann wirst Du wohl allein mit ihm plaudern müssen," versetzte Charlotte ziemlich mißmutig. „Nun mach nur, daß Du hinunterkommst, und unterhalte Deinen Gast. Ich will sehen, ob die Auguste wenigstens noch eine Mehlspeise aus dem Stegreif machen kann. Ich hatte es heute gerade besonders einfach eingerichtet, weil wir ja noch ein Souper vor uns haben. Es giebt nur Rindfleisch mit Reis und für Papa ein Kalbskotelette."

„Nicht mal Fische?" fragte der Doktor etwas betrübt.

„Wo denkst Du hin! Bei solchem Wetter streikt sogar Papa. Nun was willst Du denn noch? Ich kann doch nicht hexen?"

Sie stand schon ungeduldig an der Thür, aber der Bruder machte noch gar keine Miene, das Zimmer zu verlassen. Er kraute sich nachdenklich im Bart und dann winkte er die Schwester lächelnd zu sich heran und sagte: „Adele kommt ja auch nicht des Essens wegen zu uns. Du kannst Dir doch denken . . ."

„Du kannst Dir doch denken, daß ich zu thun habe,“ unterbrach sie ihn ungeduldig. „Was willst Du denn noch? Warum hältst Du mich denn fest?“

Er hatte sie beim Handgelenk ergriffen und bis ans Fenster geführt. „Warte doch einen Augenblick,“ sagte er, ihr beruhigend über die Hand streichelnd, „es pressiert ja nicht so. Adele unterhält sich ganz gut mit Papa. Er hat nämlich neuerdings Untersuchungen über Fischgift angestellt. Da können sie ja lange darüber reden. Papa mag ja überhaupt den Adele sehr gern, und ich muß auch sagen, — es steckt etwas in ihm drin — ganz bestimmt — Du kannst mir glauben, der Mann hat eine Zukunft vor sich.“

„Das bestreite ich ja gar nicht; aber deswegen will er doch satt werden. Laß mich doch nur in die Küche! Ich weiß nicht, Du bist so komisch.“

Aber er ließ sie noch nicht los, sondern fuhr noch eindringlicher fort. „Und dann mußt Du doch zugeben: ein verbohrter Fachsimpler ist er doch keineswegs. Du hast doch selbst immer gesagt, daß er ein ganz ungewöhnliches Kunstverständnis . . .“

„Ja, ja, ja. Aber für eine gute Omelette wird er nach einem trocknen Rindfleisch auch Verständnis haben.“

„Ich bitte Dich, nimm die Sache nicht so leichtfertig,“ rief Heinrich in ungeduldig verweisendem Tone. „Das ist kein Mann, mit dem man sich einen Spaß macht, und ich kann Dir sagen, wie er von Dir spricht — geradezu verehrungsvoll. Er ist Dir von ganzem Herzen zugethan, und Du würdest es wahrhaftig nicht bereuen, wenn Du Dich entschließen könntest . . .“

Jetzt riß sich aber Charlotte energisch los und unterbrach den Bruder heftig:

„Ja, was soll denn das heißen? Hat er Dich beauftragt, mir eine Liebeserklärung zu machen?"

„Pscht, pscht, nicht so laut! Sei doch gut, Lottchen," suchte sie der Bruder zu beschwichtigen. Und dann ging er ihr mit einem komisch-listigen Lächeln nach und flüsterte:

„Ich hab's ihm ja schon lange angemerkt, daß er es auf Dich abgesehen hat. Und heute ist er also richtig damit herausgerückt. Weißt Du, hehe, der Baron neulich hat ihm Angst gemacht. Und da hat er mir denn sein Herz eröffnet."

„Er hat also bei Dir um mich angehalten?!"

„Das ja nicht. Er hat nur gefragt, ob er es wohl wagen dürfte. Und dann hat er mich gebeten, ich sollte doch ein bißchen auf den Busch klopfen bei Dir. Denn weißt Du, er ist ein bißchen ungeschickt in solchen Dingen, und dann ist er auch wohl zu stolz, um sich einer Zurückweisung auszusetzen."

Lottens schöne Augen flammten zornig auf, aber sie zwang sich zum Lachen und sagte, dem Bruder auf die Schulter klopfend:

„Na, alter Heinz, das hast Du aber sehr fein angefangen, wahrhaftig!"

Er rieb sich die Hände und schmunzelte verlegen. „Ja nu, ich weiß nicht — ich meine doch, es ist am besten, wenn man in solchen Sachen den geraden Weg geht."

„Ja wohl, das finde ich auch," fuhr Charlotte auf. „Und darum finde ich es auch lächerlich und dumm und unmännlich, wenn ein Mann, der etwas von mir will,

sich erst hinter meinen Bruder steckt. Das kannst Du dem Herrn Doktor zu verstehen geben, aber deutlich, bitte." Damit verließ sie eilig das Zimmer.

Der gute Herr Heinrich sah ihr verdutzt nach. Und dann stieg er seufzend die Treppe hinunter, um seinem Freunde die Trauerbotschaft mitzuteilen, daß sein Schwesterchen heute etwas verstimmt zu sein scheine. Das müsse wohl das schlechte Wetter machen. Aber nach Tische pflegten ja die meisten Menschen guter Laune zu sein. Dann solle er nur dreist sein Heil versuchen.

Charlotte kam in denkbar schlechtester Laune zu Tische, denn die Köchin hatte nicht einmal mehr genügend Eier zu Omeletten in der Kammer und wußte als süße Speise nur arme Ritter vorzuschlagen. Und welche Hausfrau läßt sich von einem unvermuteten Gast gern bei Rindfleisch und armen Rittern überraschen — sei dieser Gast selbst ein unwillkommener Freier! Als sie aber ins Zimmer trat und dem Doktor Abele von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand, da überfiel sie plötzlich eine ganz unschickliche Lachlust, der sie nur schwer widerstehen konnte. Der arme Mann war nämlich durch einen starken Katarrh schwer heimgesucht, welcher seine an und für sich schon nicht hinreißende Nase durch eine sofort ins Auge fallende Rötung und Verdickung in herzlosester Weise verschandelte. Seine sonst so intelligent blickenden, runden Äuglein waren heute nicht nur der Farbe, sondern auch ihrem Aggregatzustand nach wässerig.

Die Mahlzeit ging rasch zu Ende und die Unterhaltung dabei war ebenso wenig aufregend als die Gerichte. Jedenfalls war der Doktor Abele bedauernswerter als

der ärmste Ritter, denn er hatte fortwährend das Schnupftuch nötig, und dieses Schnupftuch war längst nicht mehr in präsentablem Zustand. Es war noch ein wahres Glück für ihn, daß der alte Herr Schönbeck zu seiner Rechten saß, hinter dessen Rücken er sich jedesmal bei dieser unumgänglichen Operation ängstlich verkroch. Sein erstes war denn auch nach Aufhebung der Tafel, seinem Freunde heimlich zuzuraunen:

„Ach, liebschter, beschter Herr Schönbeck, ich bitt' Se um Gottswille, lehnet Se mer e sauberes Fazzinettle.“

Die beiden Damen zogen sich mit flüchtigen Entschuldigungen sogleich zurück, um Toilette zu machen, und auch Doktor Schönbeck konnte nicht allzu lange mehr verweilen, da es ja immerhin einige Zeit erforderte, in ein steifgestärktes Hemd und einen schwarzen Frack hineinzukriechen. So blieb Doktor Abele denn abermals mit dem alten Herrn allein.

Es fügte sich, daß Charlotte zuerst fertig wurde. Und sie kam herunter, um sich in ihrem Staat von Papa bewundern zu lassen. Sie war selbst sehr zufrieden mit sich und strahlte vor unschuldigem Stolz über die freudige Entdeckung, die sie soeben vor ihrem großen Ankleidespiegel gemacht hatte. Frisch und lieblich sah sie ja immer aus. Aber in diesem leichten, weißen Spitzenkleid, welches den schlanken Hals, den prachtvollen Nacken und die vollendet schönen Arme ganz frei ließ, erschien sie wirklich wie eine königliche Schönheit.

„Gefall' ich Dir so, Papa?“ rief sie triumphierend und drehte sich mit aufgehobenen Armen langsam um ihre Achse.

„Nu, sieh mal an, sieh mal an," sagte der alte Herr, indem er das glatte Köpfchen ruckweise aus der steifen Binde herausreckte. „Da muß ich wirklich sagen . . ." aber er ließ den Satz unvollendet und gab seiner Bewunderung nur dadurch Ausdruck, daß er mit dem Zeigefinger auf seiner Unterlippe eine Art Triller schlug. Er stelzte mit seinen langen Beinen rings um das Fräulein herum und dann packte er sie ganz zaghaft mit gespitzten Fingern am Arm und führte sie feierlich vor den Polsterstuhl, auf welchem Doktor Abele saß.

„Na, Sie — was sagen Se, Herr Doktor? Mein Kind! Mir wie aus den Augen geschnitten, was? So sah ich in meiner Jugend auch aus." Und er lachte ordentlich ausgelassen über seinen Scherz.

Der arme, kleine Schwab saß wie erstarrt da. Da er so wie so nicht fähig war, durch die Nase zu atmen, so war er schon aus diesem Grunde genötigt, seinen Mund offen zu halten. Er hätte das aber wahrscheinlich auch freiwillig gethan, in staunender Bewunderung für so viel Liebreiz. Aber zu sagen vermochte er nichts.

„Na," drängte der Greis, „wird's bald; sagen Se doch was, Sie. Ist Sie nicht hübsch, mein Lottchen?"

Da erhob sich der Privatdozent rasch von seinem Sessel, führte eine plötzliche Linksschwenkung mit einer heftigen Vorwärtsbewegung verbunden aus und machte:

„Hatschi!"

„Na, siehst Du, er muß es beniesen," rief der alte Herr und freute sich so königlich über diesen Spaß, daß die Spitzen des Vatermörders ihm immer in die glatten

Wangen pickten, wie das Köpfchen im Lachen so hin- und herflog.

Auch Charlotte lachte ganz ausgelassen und es dauerte eine ganze Weile, bis sie imstande war, den armen Schwaben mitleidig freundlich anzureden:

„Aber, lieber Herr Doktor, was ist Ihnen denn nur? Sie sind ja ganz krank."

„Oh nein, des macht nix, gnädigs Freile," versetzte der Ärmste, sich mit Anstrengung zum Lächeln zwingend. „Des ischt nur der verflixte Pfnüssel, um mit mei'm Landsmann Vischer z'reden. Ich hab' nasse Füß' kriegt geschtern abends. In demme Punkt bin ich gar so delikat."

„Ach, da sollten Sie doch lieber ins Bett gehen," sagte Charlotte. „Warten Sie, ich lasse Ihnen geschwind noch einen Glühwein machen."

Nun kam auch Frau Hedwig herunter und Heinrich Schönbeck folgte auf dem Fuße nach. Auch die Witwe hatte Sorge getragen, ihre Reize vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Sie sah sehr jugendlich und verführerisch aus, aber sie hatte des Guten ein wenig zu viel gethan, an Kleid und Frisur zu viel herumgekünstelt. Sie mochte wohl Charlotten gegenüber so etwas selbst empfinden, denn sie schien ein bißchen verstimmt und hatte es sehr eilig, die ganze Herrlichkeit mit Mantel und Kapuze zu verhüllen.

Des Schmutzwetters wegen hatte man einen Wagen bestellt und man forderte Doktor Abele auf, mit darin Platz zu nehmen. Die Damen waren ihm sehr dankbar, als er dies mit dem Hinweis auf den beschränkten Platz

und der Rücksicht auf ihre Toiletten ablehnte. Es gelang Doktor Schönbeck, ihn kurz vor dem Abfahren noch einen Augenblick beiseite zu nehmen und da fragte er ihn ängstlich besorgt:

„Nun, lieber Freund, wie war's denn? Haben Sie eine Gelegenheit gefunden?"

„Des grad nit," versetzte jener, indem er mit dem geborgten Schnupftuch unter die Brille fuhr, um sich das Wasser aus den Augen zu wischen. „Aber so nett und freindlich war des liebe Freile mit mir trotz mei'm elende Pfnüssel. Eigenhändig hat's mer e Glas Glühwoi gebracht. Ich habe de beschte Hoffnunge."

Siebentes Kapitel.

In welchem der geneigte Leser sich in der feinsten Gesellschaft bewegt und — etwas passiert!

Besonders lustig ging es vorläufig gerade nicht her bei Meyerns, obwohl die Gesellschaftsräume von lebhaft plaudernden Gruppen erfüllt waren und bald hier, bald dort Gelächter aller Art laut wurde, vom jovialen alten Herren-Hoho bis zu dem spitzen Gepricke! des Backfisch-gekichers herab. Da nämlich nur fünf junge Damen vorhanden waren, welche für das Tanzvergnügen ernstlich in Betracht kamen, und gar nur vier Herren, welche

man moralisch nötigen konnte, ihre Beine diesen fünf Damen bedingungslos zur Verfügung zu stellen, so durfte man füglich den Tanz nur als scheinbar improvisiertes Finale vor sich gehen lassen, und das hieß so viel, als ihn bis nach dem Souper verschieben. Aber Aribert und seine Schwester Karola hatten es sich angelegen sein lassen, die junge Welt von vornherein darauf aufmerksam zu machen, daß das Beste zum Schluß kommen sollte. Und so war denn diese junge Welt in freudiger Erwartung schon im Vornhinein vergnügt. Die älteren Herrschaften, von denen fast keiner den anderen kannte, wunderten sich im stillen über die merkwürdige Zusammensetzung der Gesellschaft. Jeder einzelne fragte sich, wie wohl der andere hierher gekommen sein möchte und was wohl die Meyerns veranlaßt haben könnte, mitten im Sommer vom Lande hereinzukommmen, um mit so viel Mühe eine so bunte Gesellschaft zusammenzutrommeln.

Da war Se. Exzellenz der Herr Generalleutnant von Hufnagel, die ganze Brust mit Orden bedeckt, der wie ein Goldfasan in der Vogelvoliere herumstelzte und jedem, der ihm in den Weg kam, ein wohlwollendes Lächeln und einige nichtssagende Worte spendete. Da war ferner der Landgerichtsdirektor Ungewitter, der erst jüngst in einem Sensationsprozeß seinen stürmischen Namen zu Ehren gebracht hatte, mit einer blassen, kleinen Frau, die so verängstigt aussah, als ob das Ungewitter ihr auch im eigenen Hause zuweilen über den Kopf komme, und mit zwei hübschen unbedeutenden Töchtern im zarten Alter von fünfzehn und sechzehn Jahren. Das dritte

junge Mädchen, ein keck und gescheit in die Welt blickendes, schlankes Fräulein von achtzehn oder neunzehn Jahren, hatte der hinkende Major von Wichmann gestellt, ein prächtiger, dicker, kleiner a. D., welcher sich neuerdings, nachdem er sich einige Jahre als Postdirektor in einer kleinen Stadt kümmerlich durchgeschlagen hatte, durch seine flott und anspruchslos geschriebenen Soldatengeschichten einen gewissen Namen gemacht hatte. Da sah man ferner Herrn Hofschauspieler Hellhoff, der schon bald zwanzig Jahre lang am königlichen Schauspielhause die Helden mimte und heute noch der Schwarm besonders aller älteren Fräuleins war; mit seiner hohen, stattlichen Figur und seinem Goethekopf wirkte er statuarisch, ruhig, imposant. Da er sich als Mensch eines tadellosen Rufes erfreute, so wunderte man sich nicht, ihn hier und dort in der besten Gesellschaft auftauchen zu sehen. Ein junger, sehr zierlicher und eleganter Husarenleutnant, Graf Proch-Laska, Adjutant eines mehrstelligen Heinrich, Erbprinzen von Reuß, entzückte durch seine unglaubliche Suada besonders die drei ganz jungen Mädchen. Und ein kaffeebrauner Afrikareisender mit bürstenähnlich aufstarrendem, hellblondem Haupthaar, Namens Schmidt, von welchem nie jemand etwas gehört hatte, wurde vom Hausherrn sämtlichen Gästen als Leuchte der Wissenschaft, kühner Löwenjäger und Besieger zahlreicher schwarzer Majestäten zu ganz besonderer Beachtung empfohlen. Schließlich drückten sich noch zwischen den älteren Herrschaften zwei Fräuleins von Mayburg herum, wohlkonservierte Dämchen in den vierziger Jahren in schwarzseidenen Kleidern und goldene Kreuzchen an langen Ketten um den Hals,

welche von den Gastgebern am allerwenigsten beachtet wurden, sich aber dennoch ganz zufrieden zu fühlen schienen. Aribert, welcher die Schönbecks gleich nach ihrem Eintritt über die Gesellschaft zu orientieren unternommen, hatte die beiden Fräulein scherzhaft seine gnädigen Kusinen genannt und sie für Hofdamen Ihrer Majestät der Kaiserin Witwe ausgegeben. Es waren arme Verwandte der Klinkenbergs und in Wirklichkeit nur Kammerfrauen Ihrer Majestät, die noch nie in ihrem Leben bei Hofe und auch nur selten in größeren Gesellschaften erschienen waren.

Was weder der alten Exzellenz mit der funkelnden Ehrenbrust, noch dem Afrika-Reisenden durch das Gerücht seiner unerhörten Thaten, noch den Herren Ungewitter und von Wichmann durch den frischen Ruhm ihrer Namen, oder endlich dem lorbeergewohnten Hofschauspieler durch seine Ähnlichkeit mit dem geheimen Rat von Goethe gelang, nämlich sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu richten, das erreichte Fräulein Charlotte Schönbeck mühelos durch die siegreiche Macht ihrer blühenden Schönheit. Die ganz jungen Mädchen blickten scheu bewundernd zu ihr auf, die älteren Damen steckten sofort tuschelnd die Köpfe zusammen und die alten Herren strahlten über das ganze Gesicht, wenn sie mit ihr reden und den warmen, duftigen Hauch, der von ihr ausging, aus nächster Nähe atmen durften.

Der junge Graf Proch-Laska hatte sich selbstverständlich auch sogleich an sie herangemacht, sehr zum Schmerze der kleinen Mädchen, welche in ihrer plötzlichen Verlassenheit bei der Mama Schutz suchen mußten. Aber

zu seinem Ärger schien das schöne Fräulein seines lustigen Geschwätzes sehr bald überdrüssig zu werden und an dem kleinen Major von Wichmann und seiner munteren Tochter ein weit größeres Gefallen zu finden. Mit jener harmlosen Zudringlichkeit, die ihn auszeichnete und die niemand übel nahm, weil sie einen so onkelhaft gemütlichen Anstrich hatte, verstand es der Major sehr bald, aus der Schönen herauszulocken, was er wissen wollte.

Während der ganzen Zeit, die er mit ihr plauderte, hatte sich der Afrika-Reisende in unmittelbarer Nähe aufgepflanzt. In bedeutender Haltung, die Arme untergeschlagen, den Kopf frei und stolz aus dem hohen Stehkragen herausgereckt, verwandte er keinen Blick von ihr und gab sich die größte Mühe, wilde Augen zu machen. Er fuhr sich des öfteren mit fünf gespreizten Fingern durch die blonde Bürste und wartete ungeduldig eine günstige Gelegenheit ab, um sich der Desdemona zu nähern, die er gleich dem edlen Mohren von Venedig durch schlicht-bescheidene Erzählung seiner fabelhaften Abenteuer zu bezaubern gedachte. Die Einleitung hierzu hatte er sich bereits ausgedacht.

„Wissen Sie, mein Fräulein, warum ich Sie immerzu anschauen muß?“ wollte er beginnen. „Es war bei Gelegenheit meines ersten Einbruchs in den dunklen Kontinent von Nordwesten her. Ich spazierte in der Dämmerung an der Mauer des Serails des Sultans Muley-Hassan in Fez entlang, als ich plötzlich an einem der kleinen, vergitterten Fensterchen zwei leuchtende Sterne strahlen sah.“ Aber trotzdem der kühne Forscher mehrmals einen Anlauf nahm, kam er doch mit seiner spannenden

Einleitung nie weiter, als bis zu den Worten: „Wissen Sie, mein Fräulein, warum — . . .“

Das letzte Mal hatte ihn der Major unterbrochen:

„Ach nee, bester Herr, Rätsel aufgeben gilt nicht. Sonst fange ich auch an. Was ist der Unterschied zwischen dem Brandenburger Thor . . . Na, hören Sie, da rufen schon einige: Au! —“

Herr Schmidt begann den Major zu hassen.

Aribert hatte eine schreckliche Unruhe im Leibe. Er lief von einem Zimmer ins andere, redete pflichtmäßig mit allen Gästen ein paar Worte und steuerte alsbald wieder, oft ohne die Antwort abzuwarten, wie eine zerstreute Hoheit beim Cercle, nach der entgegengesetzten Seite auf einen anderen zu. So oft wie irgend möglich strich er an Fräulein Charlotte vorbei, um sich an ihrem Anblick zu weiden. Er war selbst überrascht von ihrer Schönheit und heute wirklich und bis über beide Ohren verliebt. Am liebsten wäre er gar nicht von ihrer Seite gewichen; aber als Flügeladjutant des Gastgebers durfte er sich der übrigen Gesellschaft nicht entziehen. Es brauchte ja auch nicht jedermann gleich zu merken, worauf es bei dieser ganzen festlichen Veranstaltung abgesehen war.

Aber trotz seines vorsichtigen Gebahrens gab es doch mehr als ein Paar scharfe Augen, welche Zweck und Ziel des Abends durchschauten, sobald die Familie Schönbeck nur vorgestellt worden war. Kurz vor dem Souper erwischte Se. Excellenz den Major von Wichmann im Herrenzimmer beim Ärmel und fragte heimlich:

„Ach, lieber Major, Sie wissen ja immer alles.

Sagen Sie mal, wer sind denn eigentlich diese Schön-becks? Süperbe Erscheinungen übrigens alle beide. Aber besonders die Jüngere. Der kleine Proch-Laska scheint mir höllisch verbrannt."

„Wird ihm nicht viel helfen, Exzellenz," versetzte der Major, sein rechtes Auge pfiffig zukneifend. „Ist bereits in festen Händen. Ich bin vollständig orientiert und es soll mich gar nicht wundern, wenn wir heute noch eine freudige Überraschung erleben."

„Ein Brautpaar also?"

„Sicher, Exzellenz. Herr von Klinkenberg auf Strehsen und Fräulein Schönbeck empfehlen sich und so weiter. Der Papa ist nämlich der frühere Besitzer der Hirsch-apotheke. Es sollen schwer reiche Leute sein."

„Aha!" lächelte der General. „Na, der wird's wohl auch nötig haben; der junge Herr ist ja doch wohl der Sohn vom sogenannten *wilden* Klinkenberg, der mal bei den dritten Ulanen stand, so Anfang der fünfziger Jahre?"

„Ganz recht, Exzellenz. Ich habe den alten Klinken-berg auch ganz gut gekannt — natürlich aus späterer Zeit. Exzellenz haben doch jedenfalls mal von dem Urenkel des Kaisers Tsching-Sung gehört?"

„Daß ich nicht wüßte. Wer ist'n das?"

„Das war der Graf Rappé, ein berüchtigter Pro-jektenmacher. Der pflegte seinen Stammbaum bis auf den chinesischen Kaiser Tsching-Sung zurückzuführen. — Böse Menschen behaupteten jedoch, daß nicht einmal der Comte echt sei; mit dem war Herr von Klinkenberg senior in der Gründerära aufs innigste liirt. Es war ein

par nobile fratrum. Exzellenz haben doch gewiß von der Müritzgesellschaft gehört? Nicht? O, das war 'ne großartige Sache. Der Müritzsee sollte trocken gelegt und sein Wasser benutzt werden, um die angrenzende Priegnitzer Sandbüchse zu bewässern. Es haben damals eine Menge Leute ihr Geld bei der Geschichte verloren. Er war übrigens gar nicht auf den Kopf gefallen, der alte Klinkenberg; ein sehr eleganter Kavalier, schneidiger Reiter und amüsanter Parleur. Bloß von Geschäften verstand er nichts; er war so anständig, selbst immer mit hineinzufallen bei seinen Gründungsversuchen. Der edle Graf Rappé hat es trotz seiner hohen Abkunft nicht verschmäht, seinem Busenfreunde das Vermögen seiner Frau, die eine Brauerstochter aus Schievelbein war, bis auf den letzten Heller abzuknöppen. Und dann soll sie sich haben von ihm scheiden lassen. Nachher ging's rasch bergab mit dem armen Kerl. Er pumpte sich so durch und trat in politischen Versammlungen als Redner auf. Erst bei den Antisemiten und dann bei den Sozialdemokraten. Als ich ihn das letzte Mal hier in Berlin traf, versuchte er, mich für seine neueste geniale Idee zu erwärmen: er wollte einige Spree-Inseln pachten, um eine Kaninchenzucht darauf anzulegen. Er führte damals den Spitznamen ‚der falsche Hase'. Er soll auch wirklich in Fangschleuse bei Köpenick sein Institut eröffnet haben; aber das undankbare Volk wollte von seinen Karnickeln nichts wissen. Er war auch damals noch ein schöner Mann, trotz seiner Heruntergekommenheit. Ich habe ihm noch einen alten Winterpaletot von mir geschenkt. Ein Jahr darauf war er tot. Sie sollen ihn eines Morgens erfroren aufgefunden

haben. Er hatte sich auf dem Heimwege im Schnee verirrt."

„Ach, was Sie sagen!" rief der General und dann schüttelte er den Kopf und seufzte. „Hmhmhm, was doch das menschliche Leben alles — ehem, so mit sich bringt. Den einen läßt es gemütlich auf die höchsten Bäume klettern, den anderen schleift es im Dreck. Und das war so ein charmanter Kamerad, der Klinkenberg — erinnere mich noch sehr gut. Na, und was ist denn aus dem Sohne geworden?"

„Der war schon als Fähnrich fertig mit dem Seinigen," erwiderte der Major prompt. „Wie er sich so lange hat über Wasser halten können, das ist mir ein Rätsel. Er sitzt aber doch immer noch auf Strehsen. Sein Schwager wird wohl gehörig haben bluten müssen."

„Na, da wollen wir ihm nur wünschen, daß er seine Apothekertochter kriegt. Ist doch übrigens toll, was solche Leute einem adligen Namen nachlaufen! So'n Staatsmädel wie die könnte doch gewiß in ihrem Kreise die glänzendsten Partien machen."

„Gott gebe, daß darin sobald keine Änderung eintritt," sagte der Major schalkhaft. „Wo sollten denn unsere armen Junker sonst noch den Mut hernehmen, Leutnants zu werden?"

In diesem Augenblicke trat Herr von Meyern an Se. Exzellenz heran und flüsterte ihm die Bitte zu, seine Gattin zu Tische führen zu wollen. Es war eine gewisse Unruhe in die ganze Gesellschaft gekommen, sobald man bemerkte, daß der Hausherr mit dem Spannzettel unter=

wegs war. Jeder von den Herren hätte überaus gerne das Fräulein Schönbeck geführt und auch die Damen waren sehr begierig zu erfahren, welcher Kavalier ihr zugeteilt werden würde, weil sie davon eine Bestätigung ihrer Vermutungen erwarteten.

Charlotte selbst wurde immer unruhiger, als sie zusehen mußte, wie alle Paare sich zusammenthaten und sie allein noch übrig blieb. Se. Exzellenz war mit der Frau des Hauses an ihr vorbeigezogen, der Herr Landgerichtsdirektor Ungewitter mit dem älteren der Fräuleins von Mayburg; Herr von Meyern mit Frau Ungewitter, ihr Bruder Heinrich mit Fräulein Karola von Klinkenberg, der junge Graf hatte das niedliche Fräulein von Wichmann von ihrer Seite fortgeholt, der Herr Hofschauspieler Hellhoff ebenso ihre Schwester Hedwig, der Afrika-Reisende schritt mit so finsterer Miene, als sollte er ein peinliches Gericht abhalten über einen aufsässigen Negerhäuptling, neben dem jüngeren Fräulein von Mayburg einher und zum Schluß kam der Major von Wichmann lachend mit je einem der beiden Backfische an jedem Arm vorbeigehumpelt.

Da erst trat Aribert auf sie zu und sagte: „Sind Sie mir böse, mein gnädiges Fräulein? Sie sollten eigentlich den Major von Wichmann bekommen, welcher ohne Zweifel von der ganzen Gesellschaft der amüsanteste Tischnachbar ist. Aber denken Sie, er wollte durchaus die beiden kleinen Ungewitter haben. Nun müssen Sie schon mit mir vorlieb nehmen.“

Charlotte sah ihn ein wenig zweifelnd von der Seite an und dann sagte sie, indem sie leicht errötete:

„Ich glaube wirklich, — daß der Herr Major sehr liebenswürdig ist.“

„Jedenfalls ist er ein Menschenkenner,“ versetzte Aribert. „Sie glauben nicht, wie dankbar ich ihm bin, daß er mir die beiden Backfische abgenommen hat.“ Und er drückte ihren Arm zärtlich an sich, bevor sie noch die Schwelle überschritten.

„Ich bitte Sie,“ flüsterte Charlotte hastig. „Die Leute beobachten mich alle so. Setzen Sie mich nicht in Verlegenheit.“

Sie nahmen als die letzten ihren Platz an der langen Tafel ein. Charlotte hatte den Afrikareisenden zu ihrer Rechten, Aribert zu seiner Linken die ältere Kusine Mayburg.

Vor Genugthuung über die freundliche Wendung seines Schicksals erhellte sich Herrn Schmidts kaffeebraunes Antlitz, als ob man plötzlich eine große Portion Milch dazu gegossen hätte, und er wandte sich sofort von seiner Nachbarin in schwarzer Seide, mit der er noch kein Wort gesprochen hatte, ab, um mit weit aufgerissenen Augen seine Nachbarin in weißen Spitzen anzureden.

„Wissen Sie, mein Fräulein, warum ich Sie vorhin immerfort anschauen mußte?“

„So? Ich habe nichts bemerkt,“ versetzte Fräulein Schönbeck naiv.

„Ich habe Sie thatsächlich immerfort anschauen müssen,“ betonte der kühne Reisende ein wenig gekränkt.

„Ach, das thut mir leid,“ erwiderte Charlotte zerstreut, denn gleichzeitig hatte ihr Aribert mit verhaltener Leidenschaft zugeflüstert:

„Sie sind so schön heute, so schön, — zum Rasen, — nehmen Sie roten oder weißen?“ Und sie bat, tief erglühend um roten.

Herr Schmidt wollte sich aber nicht beirren lassen, denn er war ein Mann von Charakter; und mit einfach edlem Vortrag, wie Othello vor dem hohen Rat von Venedig, hub er an zu erzählen:

„Als ich eines Abends in der Dämmerung an der Mauer des Serails des Sultans Muley-Hassan in Fez entlang spazierte, — es war bei meinem ersten Einbruch in den dunklen Kontinent von Nordwesten her . . .“

„Ach bitte, Herr Doktor, wollen Sie nicht Ihre Nachbarin mit Wein versehen?“ unterbrach ihn Aribert rücksichtslos. „Meine Kusine verschmachtet.“

„Pardon,“ sagte Herr Schmidt, indem er Aribert einen wahren Tierbändigerblick zuwarf. Und dann schenkte er dem Fräulein von Mayburg ohne lange zu fragen von dem weißen ein, der gerade vor ihm stand.

Aribert benutzte die Gelegenheit, um Charlotten zuzuraunen:

„Ich habe die ganzen Tage über nur an Sie gedacht, Sie glauben nicht, wie ich mich nach diesem Abend gesehnt habe. Sagen Sie mir, bitte, haben Sie auch ein bißchen an mich gedacht? Und an das, was ich Ihnen an dem Abend sagte?“

Aber ehe sie noch etwas zu erwidern wußte, begann der Nachbar zur Rechten bereits in seiner höchst interessanten Erzählung fortzufahren:

„Da sah ich plötzlich an einem der vergitterten Fensterlöcher zwei Sterne aus tiefem Dunkel aufleuchten . . .“

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe," fuhr Aribert laut dazwischen. „Sie wollten eben erzählen, wo Sie zum ersten Male eingebrochen sind, wenn ich nicht irre."

Einige der zunächst sitzenden Herrschaften hatten den Scherz aufgefangen und lachten laut darüber. Die Gespräche an diesem Ende der Tafel verstummten und aller Augen wandten sich Herrn Schmidt zu. Der begnügte sich, Aribert einen seiner schrecklichsten Blicke zuzuwerfen, da ihm keine witzige Abfertigung für seine Bosheit einfallen wollte.

Fräulein von Mayburg faßte sich ein Herz und unterbrach das peinliche Stillschweigen durch einen schüchternen, kleinen Ausruf.

„Ach, Sie sind in Afrika gewesen? Das ist ja sehr interessant."

„Ja wohl, mein gnädiges Fräulein, ich bin in Afrika gewesen," versetzte Herr Schmidt mit steigender Entrüstung. „Das ist nämlich sozusagen mein Beruf."

„Ach, da sind Sie wohl Missionär? Wie schön!" sagte das Fräulein sehr sanft und freundlich.

„Ja wohl, ganz recht, bei den Menschenfressern," knirschte der Forscher mit einem vernichtenden Blick auf das arme Fräulein.

„Gräßlich! Wie haben Sie denn das bloß ausgehalten? Da müssen Sie ja immer eine schreckliche Angst ausgestanden haben."

„Ach Gott, Fräulein, ich war damals so mager, ich reizte die lieben Leutchen nicht. Ich stand mich sogar

sehr gut mit ihnen. Ich war immer bei den vornehmsten Persönlichkeiten zum Diner eingeladen."

„Herrgott, Sie haben doch nicht — am Ende — — mitgegessen?"

„Anfangs hegte ich allerdings die gewöhnlichen Vorurteile der Europäer," versetzte Herr Schmidt kühl, „aber nachdem ich erst einmal ein Stückchen probiert hatte ... ich versichere Sie, es schmeckt delikat, besonders die Weichteile junger Damen unter zwanzig."

Der Diener hatte schon eine ganze Minute lang mit einer dampfenden Schüssel hinter dem entsetzt lauschenden Fräulein gestanden und bot ihr jetzt abermals an, indem er sie dabei absichtlich am Arm streifte, um sie aufmerksam zu machen.

Schaudernd wies sie die Schüssel zurück. „Nein, ich kann jetzt nichts mehr essen, um keinen Preis," sagte sie matt und sah den Menschenfresser ganz verschüchtert von der Seite an.

Die zunächst Sitzenden gaben sich alle Mühe, das Fräulein zu überzeugen, daß ihr Tischherr sich nur einen Spaß erlaubt habe. Der Appetit war und blieb ihr verdorben und obwohl sie sich im weiteren Verlauf der Mahlzeit dazu aufraffte, sich ein wenig Huhn und ein wenig Kompott auf ihren Teller zu thun, so verspürte sie doch jedesmal, wenn der schreckliche Mensch sie oder ihren Teller mit seinem starren Blicke streifte, eine peinliche Anwandlung von Übelkeit.

Da Herr Schmidt nun einmal die Lacher auf seiner Seite und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, so hielt er es für vorteilhaft, die romantische Ge-

schichte von den strahlenden Augensternen am Serailfenster des Sultans Muley-Hassan in Fez unter den Tisch fallen zu lassen und statt dessen lieber auch im Gespräch mit seiner schöneren Nachbarin das dankbare Thema des Menschenfraßes fortzuspinnen. Fräulein Schönbeck war kein dummes Gänschen, das über derlei Dinge gleich in Ohnmacht fallen will, aber eine Gänsehaut bekam sie doch mehr als einmal, besonders wenn sie die Blicke des Herrn Schmidt so gierig an ihrem bloßen Arm herauf- und herunterspielen sah. Der kühne Reisende warf sich nämlich zum Panegyriker des Kannibalismus auf und erreichte es durch solches Gewaltmittel thatsächlich, sich die allgemeine Aufmerksamkeit für einige Zeit zu sichern. Er erklärte sich für einen abgesagten Feind der modernen Humanitätsduselei, welche das sanfte, unschuldsvolle Schaf und den biederen Menschenfreund, den Ochsen, die fromme Taube und das ehrliche Huhn ohne jegliche Gewissensbisse zum Massenmord verurteile und andererseits für alle Schurken und Schufte, Schwächlinge und Krüppel des Körpers und Geistes sich zärtlichst besorgt zeige. Statt von dem sauren Schweiß des fleißigen Bürgers Zucht-, Irren- und Findlingshäuser zu unterhalten, sollte man lieber den gesamten Ausschuß der Menschheit als Volksnahrungsmittel nützlich verwenden, wodurch man am sichersten vom Laster abschrecken und eine kräftige Regeneration der ganzen Rasse erreichen könnte.

„Ich gebe Ihnen vollkommen recht," rief Aribert laut, „und ich würde mir selbst einen wohlgenährten Wahnsinnigen gut schmecken lassen; aber was die Zuchthäusler betrifft, so möchte ich doch zweifeln, ob ein hart-

gesottener Verbrecher jemals weich werden dürfte. Eine Portion „Pallisaden-Karl“ könnte mich sogar getrüffelt oder in Gelee nicht reizen.“

„Nee, Kinder, jetzt hört aber auf!“ rief der Major von Wichmann in gutmütiger Entrüstung über den Tisch herüber. „Ich bitte zu berücksichtigen, daß ich hier zwischen zwei allerliebsten Backfischen sitze. Wenn Sie fortfahren, in dieser raffinierten Weise meinen Appetit zu reizen, dann stehe ich für nichts.“

Die Damen, von denen die meisten dem grauslichen Gespräch mit wachsendem Unbehagen gelauscht hatten, waren dem Major von Herzen dankbar, daß er durch seinen Spaß dem schnöden Übermut ein Ende machte. Mit wahrer Inbrunst warf man sich nun wieder auf gesittete, der Verdauung zuträgliche Gesprächsstoffe, und der Afrikareisende, als der geschmackvolle Urheber so bösartiger Scherze, wurde mit allgemeiner Verachtung bestraft. Da er nun einsehen mußte, daß auf dem Gebiete der empörenden Behauptungen keine Lorbeeren mehr für ihn zu pflücken waren, so beschränkte er sich fortan darauf, sein Fräulein von Mayburg über das Hofzeremoniell afrikanischer Majestäten zu unterhalten und nach Kräften den Herrn von Klinkenberg in der lebhaften Unterhaltung mit seiner schönen Nachbarin zu stören.

Aribert hatte eben seiner Bewunderung für Charlottens Schönheit wieder so kräftigen Ausdruck gegeben, daß diese sich die Schmeichelei ernstlich verbat und zur Strafe ihre Aufmerksamkeit dem Afrikareisenden zuwandte. Da benutzte die ältere Kusine Mayburg die Gelegenheit, um ihn am Ärmel zu zupfen und ihm leise zuzuraunen:

„Du, Albertchen, ist das wahr? Der Herr Ungewitter sagte mir eben, wir hätten heute Abend noch etwas zu erwarten: Du und das reizende Fräulein? Das wäre ja zu schön! Darf man gratulieren? Ach, nicht wahr, Ihr besucht uns auch mal im Palais, wenn Ihr Eure Visitentour macht?"

„Ich bitte Dich um Gotteswillen, schweig doch still!" flüsterte Aribert ärgerlich, „wenn sie das hört! Du bringst mich ja in die größte Verlegenheit. Thu mir den Gefallen und wiegle ein bißchen geschickt ab."

„Ach, das wäre aber doch schade," versetzte das Fräulein kleinlaut, konnte sich aber doch nicht enthalten, noch die ganz leise Frage hinzuzufügen:

„Hat sie denn was?"

Aribert ließ sie ohne Antwort und warf dem Major von Wichmann, der ihm gerade gegenübersaß, eine kleine Neckerei über den Tisch zu. Er sollte froh sein, daß ihn sein Fräulein Tochter von ihrem Platz aus nicht beobachten könnte.

Die beiden Backfische kicherten und der Major rief laut zurück, mit dem Finger drohend:

„Ach seien Sie nur ganz still. Ich verteile das Feuer meiner Leidenschaft doch wenigstens unter zweie — da richtet es weniger Schaden an. Aber Sie . . . na ja, ich bin ja schon still."

Aribert hatte erschrocken mit einem abwehrenden Wink der Augen einen Finger auf die Lippen gelegt. Der Major war imstande, mit seinen gemütlichen Scherzen Charlotten ernstlich böse zu machen. Er hatte so schon erfahren müssen, daß ihr mit heiß geflüsterten Schmeiche-

leien, so aufrichtig sie auch in der That gemeint waren, nicht viel abzugewinnen sei und er beeilte sich, ehe die Tafel aufgehoben wurde, ein anderes Verfahren einzuschlagen. Er brachte das Gespräch auf ihre Familie, sprach von dem tiefen Eindruck, den das Porträt ihrer Mutter auf ihn gemacht habe, und veranlaßte sie dadurch, von den Erinnerungen an die Frühverstorbene, sowie namentlich von ihrer eigenen Kindheit und Erziehung durch den Bruder zu sprechen. Sie ging sehr gern auf dieses Thema ein und war aus Herzensbedürfnis beredt, ganz besonders im Lobe des Bruders.

Aribert machte sie darauf aufmerksam, daß sie ihren Heinrich ganz gut beobachten könnte, wenn sie sich ein wenig nach seiner Seite hin beugte, wo sie um den im Wege stehenden Tafelaufsatz herumschauen könnte; der Herr Doktor schiene sich mit seiner Schwester Karola sehr gut zu unterhalten und das freue ihn von Herzen. Er knüpfte daran eine warme Schilderung der weiblichen Tugenden und Charaktereigenschaften seiner lieben Schwester.

Charlotte beugte sich etwas seitwärts, um nach ihrem Bruder auszuschauen. Zufällig sah Karola gerade nach der Richtung hin und machte sogleich ihren Tischherrn aufmerksam. Nun erhob Aribert sein Weinglas, lächelte und nickte freundlich und trank ihm aus der Entfernung zu. Charlotte folgte seinem Beispiel. Doktor Schönbeck machte zuerst ein komisch betretenes Gesicht, als er die beiden Köpfe da so dicht aneinander sah, so vertraut lächelnd hinüberlugend. Karola hatte schon ihr Glas an die Lippen gesetzt, um dem Paar da drüben nachzukommen; da konnte er sich denn natürlich nicht ausschließen.

„Ihre Schwester ist wirklich ein ganz entzückendes Geschöpf,“ sagte sie zu Doktor Schönbeck. „Ich habe leider vorhin nur wenige Worte mit ihr wechseln können, aber ich begreife vollkommen die Schwärmerei meines Bruders. Er hat uns gleich ganz entzückt von ihr geschrieben und so lange ich hier bin, hat er von gar nichts anderem gesprochen, wie von Ihrem Fräulein Schwester.“

Er verneigte sich stumm und brauchte eine ganze Weile, bis er sich dazu aufraffte, sie aufzufordern, sie doch auch einmal in Tegel zu besuchen. Er hatte sich bis jetzt ziemlich lebhaft mit Karola unterhalten und auch Gefallen an ihr gefunden, aber jetzt begann er unruhig und zerstreut zu werden. Sollten die beiden da drüben wirklich schon so weit sein? Der Junker schien ja bereits seine ganze Familie ins Geheimnis gezogen zu haben. Der arme Doktor Abele fiel ihm ein, der den ganzen Abend über mit seinem schrecklichen Katarrh mit dem alten Herrn allein saß, während hier bei Lichterglanz und Gläserklang ein anderer das Herz seiner Stillverehrten bestürmte. Er hatte ja auch am Ende gegen diesen Herrn von Klinkenberg nichts Gewichtiges vorzubringen, und was er von seiner Familie und seinen Verhältnissen durch ihn selbst, sowie durch die Meyerns erfahren hatte, die ja einen unzweifelhaft soliden und vornehmen Eindruck auf ihn machten, das konnte ihn eigentlich nur in seiner guten Meinung bestärken. Und dennoch war ihm nicht wohl bei dem Gedanken an eine drohende Verlobung. Nicht nur, weil er mit seinem Freunde Abele Mitleid hatte, sondern auch, weil er über das Gefühl nicht hinweg-

kommen konnte, als ob seine stille, ernsthafte Schwester und dieser laute, bewegliche und, wie ihm dünken wollte, etwas effekthascherische Kavalier doch nicht recht zusammenpaßten.

Sobald die Tafel aufgehoben wurde und die Gäste sich im Salon und im Zimmer des Hausherrn, wo man alsbald zur Cigarre griff, zu neuen Gruppen zusammenschlossen, gesellten sich sowohl Frau Prümmer als auch Herr Schönbeck und Karola zu Aribert und Charlotten.

Frau Prümmer bemächtigte sich sofort ihrer Schwester, führte sie ein paar Schritte abseits und flüsterte ihr begeistert zu:

„Ach Lottchen, ist der Herr Hellhoff aber ein reizender Mann! Wir haben uns wundervoll unterhalten. Natürlich vom Theater. Du glaubst nicht, wie edel und groß er von seiner Kunst denkt."

„Ach wirklich? Du hast ihn auf der Bühne eigentlich doch immer ziemlich langweilig gefunden," versetzte Charlotte lächelnd.

„Ich? Hellhoff?" fuhr Frau Hedwig ganz erstaunt auf. „Das wüßt' ich wirklich nicht. Übrigens man läßt sich ja leider Gottes so leicht beeinflussen durch das Zeitungsgeschwätz. Diese modernen, nervösen Mätzchenmacher verderben einem ja in der That manchmal ganz den Geschmack an der echten, großen Kunst. Ich sage Dir, Herr Hellhoff hat mir ganz neue Gesichtspunkte eröffnet. Das ist wirklich noch ein denkender Künstler. Er hat so klar und schön gesprochen — und schließlich hab' ich mir auch ein Herz gefaßt und habe ihm gestanden, daß ich so brennend gern zur Bühne gehen wollte. Und

denke Dir, er hat sich erboten, mir Unterricht zu geben. Ist das nicht riesig liebenswürdig?"

„Aber nein, — Hedwig! Du denkst doch nicht wirklich im Ernst daran?"

„Gewiß, ganz im Ernst. Gleich morgen gehe ich hin, um mich prüfen zu lassen. Er hat mir heilig versprochen, daß er mir ganz ehrlich sagen will, ob ich Talent habe, oder nicht. — Du, nun sag' mal, wie weit bist Du denn jetzt mit Deinem Aribert?"

Charlotte drückte erschrocken ihren Arm; es war bedenklich laut herausgekommen.

Da trat der Bruder zu ihnen. „Na, was habt Ihr denn für Heimlichkeiten?" scherzte er. Sie merkten ihm beide auf den ersten Blick an, daß ihm irgend etwas im Kopfe herumging, was er gern los werden wollte; aber er wußte nicht recht, wie er es vorbringen sollte. Er sah die beiden Schwestern etwas hilflos lächelnd abwechselnd an und hörte nur zerstreut auf das, was sie sagten. Plötzlich ergriff er Charlotten bei der Hand, zog sie nahe zu sich heran und flüsterte ihr ins Ohr:

„Du, Lottchen, ich bitte Dich, sei besonnen."

Sie zuckte die Achseln. „Was willst Du denn? Findest Du etwa, daß ich mich nicht richtig betrage?"

„Ach, Du wirst schon wissen, was ich meine. Aber wenn er was sagen sollte, dann weich' ihm aus, hörst Du? Halte Dich ein bißchen fern von ihm. Die Leute gucken schon alle so."

Charlotte wandte ihm geärgert den Rücken und schritt lebhaft auf Karola zu, die in heimlichem Geflüster mit ihrem Bruder ganz in der Nähe stand.

Heinrich schickte ihr einen schweren Seufzer nach. Und dann wandte er sich bekümmert an seine ältere Schwester und sagte:

„Bleib' doch ein bißchen in der Nähe, damit nichts passiert — Du weißt schon."

„Ja, natürlich weiß ich," lachte Frau Hedwig. „Aber ich werde doch nicht so abscheulich sein und meiner Schwester Steine in den Weg werfen? Pfui! Das sähe ja aus, als ob ich neidisch wäre."

Heinrich schüttelte den Kopf, seufzte noch einmal tief auf und zog sich dann langsam nach dem Herrenzimmer zurück, um sich mit einer Cigarre zu trösten.

„Nein, was ist Ihr Herr Bruder bloß für ein liebenswürdiger, interessanter Herr!" rief Karola halblaut, indem sie Charlottens Hand leicht drückte und dem davonschreitenden Doktor Heinrich einen fast verklärten Blick nachsandte. „So ruhig, so sicher in seinem Urteil. Man fühlt gleich heraus, daß er nur von Dingen spricht, die er auch wirklich versteht, während die meisten unserer Herren doch nur um jeden Preis schwatzen wollen. Die glänzen immer übers ganze Gesicht vor Eitelkeit, wenn sie eine Dummheit vorgebracht haben, die nach irgend etwas klingt. Einem Manne wie Ihrem Bruder gegenüber hat man gleich so ein zuversichtliches Gefühl, sodaß man sich auch selber mit der Sprache heraustraut. Der hört einem doch noch ernsthaft zu und giebt sich die Mühe, einem etwas klar zu machen, wenn er merkt, daß man es nicht recht verstanden hat. Sie sind wirklich zu beneiden, liebes Fräulein. Wie gut muß es sich in einem Hause leben lassen, in dem ein Mann, wie Ihr Bruder,

den Ton angiebt, auf den das ganze Zusammenleben gestimmt ist."

Charlotte blickte ein wenig erstaunt, aber mit dankbarem Lächeln zu dem großen Mädchen auf. Dies warme Lob ihres Bruders nahm sie sofort für Karola ein, und ihre großen, etwas starkknochigen Züge schienen ihr dafür zu sprechen, daß diese junge Dame in ihrer Art auch so etwas wie ein „ganzer Kerl" sein müßte, und sie erwiderte sehr herzlich: „Das freut mich aber wirklich aufrichtig, daß Sie meinen Bruder so schätzen. Er ist sonst im allgemeinen gar kein Mann für Damen und gar nicht so leicht zu durchschauen. Er weiß eben äußerlich so gar nichts aus sich zu machen, darum wird er meistens als alter Hagestolz einfach abgethan."

„Ich muß gestehen, daß ich nicht ganz unvorbereitet war," versetzte Karola, bescheiden die Augen niederschlagend. „Die Entdeckung Ihres Bruders ist kein besonderes Verdienst von mir. Ari hatte mir schon so viel von ihm geschrieben und erzählt, daß ich schon darauf vorbereitet war, einen ungewöhnlichen, bedeutenden Mann zu finden. Darum habe ich mir ihn auch zum Tischherrn ausgebeten."

Charlotte war gar nicht erfreut darüber, daß in diesem Augenblick der Husarenleutnant herangeklirrt kam und ihr Gespräch mit dem Fräulein von Klinkenberg unterbrach. Hinter den geschlossenen Flügelthüren zum Eßzimmer vernahm man gewaltiges Rumpeln und Poltern. Sie schoben dort drin die Tafel zusammen und räumten die Stühle beiseite, um für das Tanzen Platz zu schaffen.

„Hören Sie, meine Gnädigste, die liebliche Musik da drin?" rief Graf Proch-Laska munter. „Das Ball-

orchester stimmt schon. Darf ich um den ersten Walzer bitten?"

Aribert begab sich auf einen Wink der Hausfrau in das Speisezimmer, um die Vorbereitungen zu beaufsichtigen und Karola folgte ihm alsbald dahin nach.

„Na Karline," redete er die Schwester an, „wie hast Du Dich mit Heinrichen unterhalten?"

Sie zuckte die Schultern. „Du hast ganz recht: ein gräßlich langweiliger alter Peter. Jedes Wort muß man mühsam aus ihm herausquetschen. Er thut, als ob er sich etwas zu vergeben hätte, wenn er mit unsereinem überhaupt redet."

„Laß nur Charlotte das nicht merken. Sie scheint den Biedermann riesig zu verehren."

„Hältst Du mich für so dumm?" versetzte Karola naserümpfend. „Ich habe eben kräftig für Dich gewirkt. Uebrigens das Mädchen ist wirklich ganz famos in ihrer Art. Eigentlich viel zu gut für Dich, mein Junge. Ich bitte mir aus, daß Du sie anständig behandelst, wenn Du wirklich das unverschämte Glück hast, sie zu kriegen. Das ist ja geradezu eine Schönheit! Mit der kannst Du einmal Staat machen. Bloß noch ein bißchen aufgeweckter muß sie werden; ich glaube, Temperament hat sie nicht viel."

„Schad nischt; davon habe ich um so mehr," sagte Aribert, sich auf die Brust schlagend. „Ich sage Dir, ich bin rasend verliebt! Na, jewiß, dabei ist gar nichts zu lachen, — Ehrenwort! Ich bin doch schließlich Vatern sein Sohn."

Karola dämpfte ihre Stimme zu einem Flüstern herab,

indem sie erwiderte: „Ja Du, wie steht's übrigens damit? Wissen die Schönbecks von Vatern was? Er war doch eigentlich eine stadtbekannte Persönlichkeit."

„Es scheint nicht, glücklicherweise; der muß selbstverständlich so lange wie möglich in der Versenkung verschwunden bleiben. Denke Dir nur, der Major Wichmann hat mich vorhin immerzu auf meinen guten seligen Papa angezapft — mit so einem verdammt mitleidigen Augenaufschlag. Du weißt doch, Wichmann steckt seine Nase in jeden Topp und ist über alle Familienverhältnisse aufs genaueste orientiert. Hilf ein bißchen mit aufpassen, daß er sich mit den Schönbecks nicht so viel zu thun macht."

Tische und Stühle waren hinausgeschafft oder beiseite gerückt, der Parkettfußboden aufgefegt und der gemietete Klavierspieler saß vor dem geöffneten Pianino.

„Na, denn legen Se los, Herr Wehmeier; eine kräftige Polonaise, wenn Sie so gut sein wollen," rief Aribert und sobald Herr Wehmeier in die Tasten griff, und dem schlechten, rohen Instrument entsetzlich verstimmte Akkorde entlockte, warf Aribert die Flügelthüren auf und schmetterte in den Saal hinein die Aufforderung, zur Polonaise anzutreten.

Exzellenz von Hufnagel war heute in besonders rosiger Laune. Er legte ohne Murren seine dicke Upman Regalia beiseite, erhob sich elastisch und sagte: „Na, denn wollen wir mal mit gutem Beispiel vorangehen." Er trat in den Salon und ging gerade auf Fräulein Charlotte Schönbeck zu.

„Ah, pardon, ich sehe ich komme schon zu spät," rief er, als er bemerkte, daß die Schöne bereits ihren Arm

in den des jungen Grafen gelegt hatte. Und er schritt rasch auf das fünfzehnjährige Fräulein Ungewitter zu, indem er ihr von seiner Höhe herab huldvollst den Arm hinunterreichte.

Das kleine Mädchen machte einen tiefen, erschrockenen Knix, und dann trat es, puterrot im Gesicht, als erste mit Seiner Exzellenz über die Schwelle des Speisezimmers.

Der Scherz des Generals war natürlich das Signal zum allgemeinen Umsturz guter Sitte. Die Jüngsten nahmen die Ältesten und umgekehrt. Nur der erbprinzliche Adjutant ließ sich nicht irre machen, sondern hielt seine schöne Beute fest, sehr zum Ärger Ariberts, welcher als letzter mit der älteren Kusine Mayburg den Zug beschloß.

Ein Walzer schloß sich unmittelbar an die Polonaise an. Se. Exzellenz ließ zur Bewunderung der ganzen Gesellschaft sein kleines Mädchen zweimal um den ganzen Raum herumfliegen. Er tanzte ein bißchen steifbeinig mit weitausgreifenden Schritten und drehte sich dabei mit einer merkwürdigen Vehemenz herum, wobei sein Püppchen allemal den Boden unter den Füßen verlor. Dann hatte er aber auch genug und flüchtete sich, von Beifallsklatschen begleitet, in das Rauchzimmer zurück. Die älteren Herrschaften folgten alle seinem Beispiel und die junge Welt blieb nun unter sich.

Graf Proch-Laska gab auch jetzt seine Tänzerin noch nicht frei, was Aribert natürlich sehr wenig behagte; aber er mußte sich hüten, sich auffallend zu machen, und durfte sich daher nicht dazwischen drängen. So tröstete er sich einstweilen mit Frau Prümmer, die sich übrigens als eine ganz ausgezeichnete Tänzerin erwies.

Er wollte eben die reizende kleine Frau mit einem Händedruck und einer kurzen Verbeugung in die Ecke stellen, um sich einer anderen Dame zuzuwenden, denn er hatte Frau Prümmer gegenüber kein ganz reines Gewissen und wollte es nach Möglichkeit vermeiden, sich mit ihr in eine Unterhaltung einzulassen. Aber sie hielt ihn fest, indem sie ihm ziemlich laut nachrief: „Ah, Herr von Klinkenberg, Sie haben es ja furchtbar eilig; gönnen Sie sich doch einen Augenblick zum Verpusten. Sie sind ja ganz außer Atem. Oder haben Sie vielleicht Angst vor mir? Jajaja, ich habe schöne Dinge von Ihnen gehört."

Aribert lächelte etwas unbehaglich. „Von mir? Ich bitte Sie, gnädige Frau, ich bin ja ein gänzlich unberühmter Mensch. Von mir spricht man ja gar nicht"

„O, doch," gab sie, schalkhaft mit dem Finger drohend, zurück. „Aber viel Gutes freilich nicht. Sie sollen sich erst jüngst wieder eine schöne Nacht und eine gute Gelegenheit zu Nutze gemacht haben, um sich in ein unbewachtes Herz einzuschleichen."

„Ah! Oh! aber nein, da muß ich doch bitten . . ."

„Doch, doch! meine kleine Schwester hat sich bitter bei mir über Sie beklagt. Sie kam ganz verwirrt nach Hause an dem Abend. Und wenn ich ihr nicht gehörig den Kopf zurechtgesetzt hätte, so hätte sie sich am Ende gar etwas eingebildet. Das konnte ich doch unmöglich dulden — wo sie doch mit dem braven Doktor Abele so gut wie verlobt ist. Heute war er draußen in Tegel und hat um sie angehalten."

„Ach, verflucht!" entfuhr es Aribert. Er konnte sich nicht helfen. Und ein Gesicht machte er dazu, so entsetzt,

so hilflos verzweifelt — etwa wie ein Student der allernotwendigst zwei Thaler braucht und die Thür des Leihhauses schon verschlossen findet.

Frau Hedwig fühlte doch Mitleid mit ihm — nun, da sie ihr Rachegelüst gebüßt hatte — und sie fügte schelmisch hinzu: „Aber bitte, gratulieren Sie ihr noch nicht; sie hat sich noch Bedenkzeit erbeten, bis das Männle seinen Schnupfen auskuriert haben wird.“

Aribert stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und sagte: „Ist es nicht schon vorgekommen, daß einer am Schnupfen gestorben ist? Himmelbataillon, ich wünsche dem Herrn das beste. Sagen Sie mir um Gotteswillen, liebste, gnädige Frau, glauben Sie wirklich, daß sie ihn ohne Schnupfen genommen hätte?“

Frau Prümmer zuckte die Achseln. „Da müssen Sie sie schon selber fragen.“

„Ich danke Ihnen,“ sprach Aribert, ihr gerührt die Hand drückend. „Ich danke Ihnen von Herzen — wie geht es denn Ihrem süßen kleinen Rudi?“

„Konradchen, meinen Sie? Ach Gott, der arme Kerl hat sich so erkältet bei dem nassen Wetter; heute hat er den Ziegenpeter. Er ist ganz entstellt, der arme Wicht.“

In diesem Augenblick hörte der Walzer auf und die tanzenden Paare stoben mit heißen Gesichtern auseinander. Mit einem äußerst flüchtigen Wunsch für gute Besserung flog Aribert davon, um nun endlich dem erbprinzlichen Adjutanten seine Charlotte zu entreißen.

„Sie hatten mir die Polka versprochen, gnädiges Fräulein,“ behauptete er frischweg.

Charlotte legte mit einer drollig nachdenklichen Geberde ihren Fächer an die Stirn und dann sagte sie:

„Ich glaube, Sie irren sich; das war der Herr Afrikareisende. Der hat mir gleich gesagt, er könnte nur Polka tanzen."

„Ich wette, daß auch das noch aufgeschnitten ist," sagte Aribert. „Afrikareisende schneiden immer auf. Dann aber den nächsten Tanz, was es auch sein mag."

Sie nickte zustimmend, und Aribert beeilte sich, sobald sie mit ihrem Kavalier im Salon verschwunden war, bei dem Klavierspieler einen Rheinländer zu bestellen. Herr Wehmeier that, wie ihm geheißen, und Aribert eilte Charlotten nach. Es entstand ein kleiner Wortwechsel zwischen ihm und dem kaffeebraunen Herrn, welcher aus gänzlichem Mangel rythmischen Gefühls und musikalischen Gehörs diesen Rheinländer standhaft für eine Polka erklärte und sich nicht eher beruhigte, als bis drei als Sachverständige hinzugezogene ältere Damen seinem Gegner recht gaben.

Nun konnte endlich Aribert mit seiner Dame abziehen. „Ach Gott," sagte Charlotte, „Rheinländer kann ich ja auch nicht tanzen! Nein, nein, lassen Sie nur, ich mag mich nicht blamieren."

„Umso besser — dann plaudern wir ein bißchen mit einander," flüsterte Aribert. „Ich habe Ihnen ja so viel zu sagen."

„Nein, das geht ja nicht," gab sie rasch zurück. „Sie müssen Ihre Pflicht thun. Sehen Sie doch, die beiden kleinen Mädchen und sogar das Fräulein von Wichmann sitzen ohne Tänzer da."

Das war in der That der Fall, denn der Graf drehte sich mit Frau Prümmer, Herr Hellhoff mit Karola allein herum, während der Afrikareisende grollend mit verschränkten Armen am Thürpfosten lehnte.

„Sie sind zu grausam!" sagte Aribert aufgeregt. „Habe ich Ihnen denn etwas zuleide gethan? Wofür soll ich denn büßen?"

„Gehen Sie, gehen Sie, thun Sie Ihre Schuldigkeit. Ich laufe Ihnen davon."

Sie lief wirklich in den Salon zurück und es blieb Aribert nichts anderes übrig, als während der ganzen Dauer des Tanzes die drei jungen Mädchen abwechselnd herumzuschwenken. Er haßte den Rheinländer, weil er schon ein wenig faul war und sich nicht gern mehr anstrengte als unbedingt nötig war.

Nach dem Rheinländer kam eine Polka und Aribert mußte zähneknirschend zusehen, wie Herr Schmidt, der diesen Tanz bei den Aschantis gelernt zu haben schien, mit seiner Angebeteten herumsprang, fast ohne ihr eine Pause zu gönnen. Unmittelbar darauf ließ er einen Walzer intonieren und nun endlich konnte Charlotte sich ihm nicht mehr entziehen.

„Ich muß Sie um Schonung bitten," keuchte sie atemlos. „Dieser Herr tanzt wirklich wie ein Wilder. Ich bin ganz fertig — und es ist so furchtbar heiß hier."

„Ja, Sie haben recht," pflichtete er eifrig bei. „Kommen Sie, lassen Sie uns ein wenig dahinaus gehen. Da wird es kühler sein."

Vom Eßzimmer sowohl, wie vom Salon führten

Thüren, die man offen gelassen hatte, nach dem Entreeraum hinaus, welcher mit Waffentrophäen, trockenen Palmen und Stoffen, sowie einigen Korbstühlen ganz hübsch ausstaffiert und nur durch eine mattblaue Ampel mild erleuchtet war. Die Korbstühle standen an der Wand zwischen den beiden Thüren, so daß man sie von den Gesellschaftszimmern aus nicht sehen konnte. Aribert lud Charlotten ein, dort Platz zu nehmen und rückte sich einen Stuhl dicht an ihre Seite. Jetzt hieß es rasch auf sein Ziel losgehen. Aribert eröffnete die Unterhaltung damit, daß er ihr berichtete, was er soeben von Frau Hedwig über die Absichten des Doktor Abele erfahren hatte.

„Nicht wahr,“ schloß er erregt und versuchte, ihre Hand zu ergreifen, die sie ihm aber rasch entzog: „nicht wahr, Sie denken doch nicht daran, ihn zu heiraten?“

Charlotte spielte verlegen mit ihrem Fächer und erwiderte verwirrt:

„Ich weiß nicht, warum Sie so fragen . . . ich . . . mein Bruder sähe es sehr gern.“

„Aber Sie werden doch nicht, Ihrem Bruder zuliebe, einen Mann nehmen, den Sie unmöglich — ganz unmöglich lieben können?“

„Oh, woher wissen Sie —? Sie kennen ja Doktor Abele gar nicht.“

„Aber ich habe ihn doch gesehen — das genügt. Es wäre ja eine Versündigung an der Natur, die Sie so schön gebildet hat.“

„Ich muß Sie bitten, Herr Baron, nicht so zu mir zu sprechen. Schon bei Tische . . . Nein, lassen Sie mich los. Ich gehe hinein.“

Aber er hielt sie fest bei der Hand mit der Rechten. Den linken Arm hatte er im Eifer um die Lehne ihres Stuhles gelegt. Sein Hauch streifte ihre Wange, während er sprach:

„Nein, ich kann Sie nicht lassen. Sie müssen mich hören. Ich muß Ihnen endlich sagen, was Sie mir eigentlich schon angemerkt haben müßten. Ich liebe Sie, Charlotte — ich kann nicht ohne Sie leben. Seit dem Tage, wo ich Sie so flüchtig in der Gesellschaft traf, liebe ich Sie. Alle die Monate über habe ich nur an Sie gedacht und mir das Hirn zermartert, wie ich es wohl erreichen könnte, Sie wiederzusehen. Meine ganze Familie weiß darum. Sie mußten es mir ja alle ansehen, daß in mir etwas Außerordentliches vorgegangen ist. Meine teure Mutter, meine lieben Schwestern, alle warten sie mit mir voll Bangen und voll Hoffnung auf ein Wort von Ihnen, das mich zum Glücklichsten der Menschen machen würde. Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, sprechen Sie das Wort!"

Er beugte sich auf ihre Hand hernieder, bedeckte sie mit heißen Küssen und schickte sich gar an, ihr zu Füßen zu sinken, als plötzlich dicht hinter ihnen ein kleiner unterdrückter Aufschrei laut wurde — dort von der Thüre des Eßzimmers her war er gekommen. Aribert sah gerade noch einen Schatten vorbeihuschen, als er rasch aufblickte.

Auch Charlotte hatte den Laut gehört. Sie sprang auf die Füße, wurde ganz blaß und wollte in der ersten Verwirrung durch die Salonthür davonlaufen.

Aribert hielt sie zurück und flüsterte ihr zu:

„Ich bitte Sie, bleiben Sie, beruhigen Sie sich doch; es war ja nichts. Antworten Sie mir doch: bin ich Ihnen denn ganz gleichgiltig?“

Charlotte zitterte am ganzen Körper. Die Hand mit dem Fächer hielt sie gegen die Brust gepreßt, ihre Augen irrten wie suchend am Fußboden herum und lange rang sie vergeblich nach Worten. Endlich warf sie einen flehenden Blick auf Aribert und sagte:

„Ich bitte Sie, gehen Sie hinein, lassen Sie mich ein paar Minuten hier allein. Sie haben mich so . . . Mein Gott, was soll ich Ihnen denn antworten? Ich kenne Sie ja noch kaum. Besuchen Sie uns doch draußen — vielleicht . . . Ach seien Sie doch barmherzig und gehen Sie jetzt.“

Sie ließ sich gänzlich erschöpft wieder in ihren Stuhl fallen und streckte, matt abwehrend, die Hände gegen ihn aus. Aber er konnte sich noch nicht entschließen zu gehen. Er trat dicht an sie heran, beugte sich zu ihr und sprach flüsternd auf sie ein. Ob er ihr denn zuwider sei? Oder ob sie vielleicht das Bild eines anderen Mannes in ihrem Herzen trage? Sie verneinte beide Fragen. Und dann bat er um ein wenig Hoffnung und wollte wissen, ob sie ihm nicht doch zum mindesten ein bißchen gut sei.

Da erhob sie sich wieder und sagte, indem sie rasch ihre Hand unter seinen Arm schob, ganz wirr und erregt:

„Kommen Sie — ich will tanzen.“

Und ehe sie den Saal betraten, legte er rasch den Arm um sie und drückte sie fest an sich mit den heißgeflüsterten Worten:

„Charlotte, ich liebe Dich!“

Und sie atmete tief auf, biß sich auf die Lippen, schloß die Augen und lehnte, wie im Schmerz, den Kopf zurück, sodaß ihr Haar leicht seine Schulter berührte.

In diesem Augenblicke trat über die Schwelle des Salons Se. Excellenz, der Herr General von Hufnagel und dicht hinter ihm folgten der Major von Meyern und seine Gattin, der Major von Wichmann und so weiter Kopf an Kopf, bis auf die jungen Paare im Speisezimmer, welche sich in ihrem Walzer nicht stören ließen.

Se. Excellenz ging mit ausgestreckter Hand auf Aribert zu, der natürlich Charlotten sofort losgelassen hatte und sie jetzt nur bei der Hand hielt, damit sie ihm nicht doch noch davonliefe und rief:

„Ah, bravo, bravo, meine jungen Herrschaften! Eben empfangen wir die freudige Nachricht. Gestatten Sie mir, der Erste zu sein, der Ihnen seine Glückwünsche zu Füßen legt.“

Und dann drängten sich alle die anderen stürmisch um die beiden und schüttelten ihnen die Hände. Die Fräuleins von Mayburg weinten sogar vor Rührung.

Aribert war kaum weniger überrascht, als die gänzlich verwirrte Charlotte. Aber er faßte sich rasch genug und nahm mit strahlendem Lächeln die Glückwünsche in Empfang, während er Charlottens Hand fest und fester in der seinen drückte, als könnte er ihr dadurch die Fassung wiedergeben.

Jetzt hörte der Walzer da drin auf, und von den lauten Stimmen im Vorzimmer aufmerksam gemacht, kamen die vier tanzenden Paare neugierig heraus. Frau

Prümmer als erste, ganz erhitzt und strahlend, am Arme ihres Helden Hellhoff. Und sie hatte kaum erfaßt, worum es sich handle, als sie den Knäuel der Gratulanten durchbrach, um ihrer Schwester um den Hals zu fallen und sie dermaßen abzuküssen, daß die jungen und die alten Herren gleicherweise neidisch werden konnten, den Bräutigam eingeschlossen.

Aribert benutzte das kleine Intermezzo, um seinen Schwager rasch beiseite zu nehmen, und ihn zu fragen, wie denn diese Überrumpelung zustande gekommen sei. Das Fräulein von Wichmann hatte sich neugierig an der Thüre herumgedrückt und irgend etwas Verdächtiges gehört oder gesehen. Da war es sofort mit der wichtigen Kunde einer eben geschehenen Verlobung zu seinem Papa gelaufen, der selbstverständlich nichts Eiligeres zu thun gehabt hatte, als die ganze Gesellschaft mit der Thatsache bekannt zu machen, worauf sich denn der Gratulantenzug in Bewegung gesetzt hatte.

„Weiß es denn Heinrich schon?" fragte Frau Hedwig die immer noch nicht zum Bewußtsein ihrer Lage gekommene Schwester, indem sie ihr eine letzte energische Quetschung angedeihen ließ.

„Ja richtig, wo steckt denn der Doktor Schönbeck?" trompetete Herr Major von Wichmann. „Herr — Dok — tor Schönbeck! Sie werden ergebenst um Ihren Segen gebeten."

Und nun strömten sie alle durcheinander, lachend und schwatzend in den Salon zurück; einige nahmen den Ruf übermütig auf, und allen voran stürmte Frau Prümmer, „Heini! Heini!" rufend, und alle Winkel durchspähend.

Da endlich entdeckten sie ihn. Im Rauchzimmer, hinter einem chinesischen Wandschirme, der ein kleines Schmollwinkelchen verdeckte, tauchte sein Kopf empor und neben ihm der des Herrn Landgerichtsdirektors, mit welchem er sich die ganze Zeit über in ein höchst ernsthaftes Gespräch vertieft hatte über die Frage, ob es eine öffentliche Meinung gebe oder nicht.

„Mein Gott, was giebt's denn?“ fragte er erschrocken, als er die ganze aufgeregte Schar gegen seine Schutzmauer anstürmen sah, auf der goldgestickte storchähnliche Vögel, nach kleinen Schlangen pickend, in den verschiedensten Stellungen zu sehen waren.

„Lotte hat sich verlobt!“ rief Frau Hedwig ihm triumphierend entgegen. Und in ihrem tollen Übermut erhob sie sich auf die Zehenspitzen, faßte den großen Bruder über den Schirm hinweg bei beiden Ohren und rief es ihm noch einmal lachend zu:

„Charlotte Schönbeck und Aribert von Klinkenberg empfehlen sich als Verlobte!“

Die ganze Gesellschaft lachte und quietschte und kicherte durcheinander. Es sah auch wirklich zu komisch aus, wie die kleine aufgeregte Frau da so auf und nieder wippte, als ob sie an ihres Bruders Ohren hinge, und wie die goldenen Störche dabei ins Schwanken kamen.

Nur dem Doktor Heinrich Schönbeck wollte die Sache gar nicht spaßhaft vorkommen. Er sagte zunächst nichts als: „Ach!“ und dann machte er sich ärgerlich von der kindischen Hedwig los und ging dem Brautpaare entgegen, welches, von Karola und dem Hausherrn mit sanfter Gewalt vorwärts geschoben, sich ihm näherte.

Er murmelte etwas Undeutliches in seinen Bart, was wohl ein Glückwunsch sein sollte und dann zog er sein geliebtes Schwesterchen mit beiden Händen zu sich heran und fragte leise:

„Wie ist denn das nur so plötzlich gekommen?"

Da warf sie die Arme um seinen Hals, drückte ihren heißen Kopf an den seinen und flüsterte ihm ins Ohr:

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, — — ich weiß gar nichts. Führe mich nur recht bald nach Hause."

Achtes Kapitel.

In welchem unser Junker zu dem Handschuh, den er schon besitzt, auch noch die passende Hand erwischt und Fräulein Karola sich in Tegel seßhaft macht.

Sobald wie sie gehofft hatte, war Charlotte nun allerdings an dem Abend nicht nach Hause gekommen. Es half ihr nichts, sie mußte noch mit einer rasch zu diesem Zwecke bereiteten Bowle den Glückwünschenden Bescheid thun und eine humoristische Rede des Majors von Wichmann über sich ergehen lassen, welcher sich mit einer Begeisterung ihrer Sache annahm, als ob er ein mindestens onkelhaftes Familieninteresse daran habe. Zu Ariberts größtem Ärger unterließ es der Redner auch nicht mit

ebenso viel Wehmut als Ausführlichkeit bei den Banden der Freundschaft zu verweilen, welche ihn mit dem guten, seligen Rittmeister a. D. von Klinkenberg verknüpft hätten. Trotzdem alle anwesenden Mitglieder der Familie Klinkenberg, einschließlich der beiden kaiserlichen Kammerfrauen, durch wildes Augenzwinkern und beredtes Grimmassieren dem gefährlichen Festredner Einhalt zu thun versuchten, ließ sich der kleine Major doch nicht abhalten, mit der echten Wehmutszähre des über sich selbst gerührten Gemütsmenschen in den Wimpern, des tragischen Schicksals seines hochbegabten, ideenreichen, aber leider finanziell talentlosen Freundes mit schonender Pietät zu gedenken und seinem Sohne, der, wie er versicherte, dem unvergeßlichen Vater wie aus den Augen geschnitten sei, zu seinem ersten, großen Glückswurf zu gratulieren. Es stehe sicher zu erwarten, daß aus diesem Liebesbunde des Land- und Sandjunkertums mit der chemischen Industrie der alte Stamm der Klinkenberge die Kraft zu neuen üppigen Trieben saugen werde.

Der gute Major bemerkte nicht, wie die Gesichter der Familienangehörigen immer länger wurden und wie Heinrich Schönbeck das Haupt nach vorn sinken ließ und immer nachdenklicher vor sich hinstarrte. Er ward nur immer humoristischer — unheimlich humoristisch — und schloß seine lange Rede mit den Worten:

„Da sehen Sie den Bräutigam an, meine verehrten Festgenossen, den glückstrahlenden — es ist nicht alles Gold, was glänzt; sehen Sie sich die Braut an, hold errötend in verklärter Schönheit — alles, was Gold ist, glänzt! Der Bräutigam ist es, meine Herrschaften, welcher

aus seinen Kornfeldern das schöne Gebäck erzeugt, das den Menschen am Alltag ernährt, und die Braut ist es, die den klingenden Berg ihr eigen nennt, der die Sonntagsbedürfnisse auserwählter Menschen befriedigt. So ist denn für Werkeltag und Feiertag aufs beste vorgesorgt, durch die Vereinigung von Schönbeck und Klinkenberg. Schönbeck und Klinkenberg, sie leben hoch! hoch! hoch!“

Herr von Wichmann that sich nicht wenig zu gute auf seine witzige Namensdeutung, die ihm zuerst eingefallen war und um deretwillen er eigentlich seine ganze Rede gehalten hatte. Und nun war zu seinem großen Mißvergnügen das überraschende Wortspiel nur sehr schwach, gleichsam vorsichtig belacht worden, und der Dank, den er für seine Leistung von seiten der Familienmitglieder erntete, fiel gar sehr kühl aus. Aribert drückte sich sogar ganz um jede Äußerung herum, ebenso wie dieser empörend langweilige, verbiesterte Giftmischer, dessen verdammte Pflicht und Schuldigkeit es doch gewesen wäre, im Namen der Familie Schönbeck einige passende Worte zu erwidern.

Herr von Meyern hatte den neuen Schwager beiseite genommen, und ihn, nachdem er sein Bedauern über die wenig taktvolle Rede des Majors ausgesprochen, gefragt, ob er nicht das Wort ergreifen wollte, worauf jener kurz und bündig erklärt hatte, er bedauere, alle diese zweifellos wohlgemeinten Glückwünsche vorerst überhaupt nicht annehmen zu können; man schiene ganz vergessen zu haben, daß der Vater der Braut noch gar nicht um seine Einwilligung gefragt worden sei.

„Aber ich bitte Sie, liebster Doktor,“ hatte Herr von Meyern etwas betreten erwidert: „Fräulein Charlotte ist ja doch großjährig. Und außerdem, was sollte denn der alte Herr gegen unseren Aribert einzuwenden haben?“

„Mein Vater ist ein hartnäckiger, alter Achtundvierziger,“ hatte Heinrich zur Antwort gegeben. „Als solcher hegt er nun einmal ein unausrottbares Vorurteil gegen die Junker. Meine Schwester liebt aber ihren Vater viel zu sehr, um gegen seinen Willen eine Ehe einzugehen.“

Nachher hatte Charlotte auch mit Aribert noch ein paarmal tanzen müssen. Das konnte sie ihm unmöglich abschlagen. So war es denn doch ein Uhr geworden, ehe ihr Mietwagen, der schon seit Mitternacht wartete, sie nach Tegel heimführte. Aribert hatte sie selbstverständlich bis an den Wagen hinunter begleitet und auf der Treppe die Gelegenheit ergriffen, sie wegen der Überrumpelung um Entschuldigung zu bitten, die ihn selbst auf das peinlichste überrascht habe. Und sie glaubte seiner Versicherung und war ihm außerdem von Herzen dankbar, daß er sie nicht weiter bedrängte, um eine entscheidende Antwort auf die Hauptfrage, ob sie ihn denn nun wirklich liebe. Er hatte auch nicht versucht, ihr einen Kuß abzugewinnen; nur Du hatte er sie genannt, aber es ruhig geschehen lassen, daß sie, wenn die Anrede gar nicht zu vermeiden war, noch beim Sie blieb.

Auf dem Nachttischchen vor ihrem Bett hatte Charlotte einen Brief gefunden mit der Aufschrift: „An mein Lottchen.“ Sie erkannte sofort mit Verwunderung die altmodisch verschnörkelte, schon recht zitterige Handschrift ihres Vaters.

Sie riß den Umschlag ängstlich gespannt auf und entnahm ihm einen halben Briefbogen, der folgende Zeilen enthielt:

„Mein geliebtes Lottchen, Du sollst nur gleich, wenn Du nach Hause kommst, eine freudige Überraschung erfahren. Der Doktor Abele ist wirklich ein lieber Mensch. Er hat bis neun Uhr bei mir ausgehalten und mich sehr interessant unterhalten und dann hat er um Deine Hand angehalten. Ich halte ihn für einen zuverlässigen, gescheiten Mann mit den besten Aussichten. Außerdem Herz und Gemüt und alles, was man verlangen kann. Ich habe ihm gern zugesagt, wenn Du ihn leiden magst. Also überlege Dir's. Gute Nacht.

Dein treuer Vater W. S."

Als Aribert am nächsten Vormittag ziemlich spät in der Villa Schönbeck seine Aufwartung machte, war der Kampf innerhalb der Familie schon ausgekämpft. Es war recht gut für Charlotten, daß Heinrich früher aufgewesen war, als sie, und bereits mit dem Vater gesprochen hatte. Der alte Herr war sehr böse gewesen; aber da er in seinem Zorn gar zu übertrieben und ins blaue allgemeine hinein gegen leichtsinnige Kavaliere und Lebemänner, Habenichtse, Schwindler und Schwätzer loseiferte, so sah sich der stets besonnene und gerechte Heinrich selbst genötigt, Ariberts Verteidigung zu übernehmen. Insbesondere glaubte er den alten Herrn darüber beruhigen zu dürfen, daß der Herr von Klinkenberg seine Lotte nicht nur ihres Geldes wegen nehmen wollte, wie jener es von allen Adligen, die um wohlhabende Bürgertöchter werben, behauptete. Er hielt sich da an den überaus soliden Ein=

druck, den Meyerns auf ihn gemacht und das, was sie von Strehsen ihm erzählt hatten. Wenn er auch Aribert ein bißchen Geflunker zutraute, den Meyerns und auch Karola, die ihm recht wohl gefallen hatte, glaubte er unbedenklich vertrauen zu dürfen. Der alte Herr wollte trotzdem erst noch Erkundigungen über Ariberts Wandel und Verhältnisse einziehen, ehe er sich auf ein weiteres einließe, worauf Heinrich zu bedenken gab, daß nach den Aufklärungen, die sie doch von zuverlässigen Leuten erhalten hätten, ein solches Verfahren kleinlich und beleidigend erscheinen müßte. Er machte auch den Vater darauf aufmerksam, daß Lotte ja großjährig sei und daß man überhaupt zu ihrer ernsten Lebensauffassung das Zutrauen hegen dürfte, daß sie ihre Wahl nicht ohne reifliche Überlegung treffen würde . . . Er selbst hatte nämlich gestern Nacht den Eindruck mit heimgebracht, als ob sie durchaus mit ihrem Herzen noch nicht im Reinen wäre und sich auch durch die verfrühten Glückwünsche zu keiner Unbesonnenheit verführen lassen würde.

Und dann war Charlotte selbst heruntergekommen, bleich und übernächtig, denn sie hatte die ganze Nacht kaum eine Stunde unruhigen Schlafes finden können.

„Na, hast Du meinen Brief gelesen?“ fragte der alte Herr sie nach der ersten Begrüßung, indem er ihre beiden Arme, die sie schlaff zur Seite herabhängen ließ, mit seinen zitternden Händen festhielt. „Hast Du Dir die Sache schon überlegt?“

„Ja, lieber Papa,“ antwortete sie leise, aber fest. „Ich kann Doktor Abele nicht heiraten, ich . . . kann ihn nicht lieben.“

„So . . . aha . . . soso — na, liebst Du denn etwa — den anderen?“

Ein kleines Weilchen zögerte sie noch und dann erhob sie ihren Blick vom Boden, holte tief Atem und sagte ganz leise:

„Ich glaube, ja.“

Ganz erschrocken, eilfertig aufgeregt kam der Bruder aus der Ecke, in die er sich bei Charlottens Eintritt zurückgezogen hatte, hervor und auf sie zu.

„Aber, Lottchen, Du warst doch gestern Abend noch ganz . . . Hast Du Dir's denn auch reiflich überlegt?“

„Laß sie! Hörst Du, laß sie ganz zufrieden!“ rief der alte Herr, indem er seine Tochter losließ und seine Linke abwehrend gegen den Sohn ausstreckte. „Sie ist alt und verständig genug, sie muß wissen, was sie thut. Daß sie mir nicht gequält wird, hörst Du, Heinrich? Daß sie mir nicht gequält wird! Und dem Doktor Abele soll sie selber abschreiben, wenn sie sich doch mal entschieden hat. So, jetzt — jetzt geh mit Gott, mein Kind. Ich will Dir nur wünschen, daß Du's nie zu bereuen hast.“

Damit hatte er hastig die beiden zur Thüre hinausgeschoben und sich in seinem Zimmer eingeschlossen bis zum Mittagessen.

Als dann Aribert sich einstellte, empfing ihn Heinrich zunächst allein, denn Charlotte hatte sich im Salon ein wenig zur Ruhe ausgestreckt. Er teilte ihm mit, daß der alte Herr bereits unterrichtet sei und gegen die Verlobung nichts einzuwenden habe, nachdem Charlotte sich

einmal für ihn entschieden. Dann drückte er Aribert kräftig die Hand und sagte:

„Also, mein lieber Herr von Klinkenberg, ich heiße Sie hiermit herzlich in unserer Familie willkommen."

Dem Junker löste sich ein schneidender Strick vom Herzen. Er konnte nicht umhin, einen tiefen Seufzer der Erleichterung auszustoßen. Die schlaflose Nacht, die Aufregung, die marternde Angst, daß Charlotte unter der Beeinflussung der Ihrigen sich doch noch eines anderen besinnen könnte, hatten ihn so schwach gemacht, daß ihm jetzt die Thränen in die Augen traten. Eine ganze Weile vermochte er kein Wort hervorzubringen und drückte nur immer wieder Heinrichs Hand.

Der sah es mit Erstaunen. Einer solchen Gefühls-äußerung hatte er den Junker nicht für fähig gehalten.

„Nun gehen Sie nur hinein zu ihr," sagte er sehr freundlich und geleitete ihn bis an die Thür des Salons.

Charlotte lag noch auf dem Divan. Bei seinem Eintritt richtete sie sich rasch empor, stellte die Füße auf den Boden und legte, tief errötend, die Hände auf ihrem Schoß ineinander.

„Charlotte! Ist es wahr? Ist es wirklich wahr, was mir Dein Bruder gesagt hat? Darf ich Dich mein nennen?"

Damit trat er langsam auf sie zu. Und sie blickte auf, sah die Glücksthränen noch in seinen Augen schimmern, erhob sich rasch und schmiegte sich mit einem leisen „Ja" sanft an ihn, den Kopf an seine Schulter lehnend.

Und er nahm sie in seine Arme und küßte sie, ganz zart, fast ängstlich behutsam, nur auf die Stirn und auf

die kühle Wange. Und dann traten sie mit einander ans Fenster und schauten hinaus in die trübselige Landschaft, über den See und die schwarzen Wälder, über welche der Wind von Zeit zu Zeit den dünnen Regen wie einen zerfetzten alten Theaterschleier hinwehte. Sie sprachen nur sehr wenig miteinander. Aribert fragte gar nicht, wie sie über Nacht dazu gekommen sei, sich über ihr Gefühl klar zu werden. Er suchte auch nicht nach überschwenglichen Worten. „Mein süßes Lottchen! — Ich bin so glücklich! — Wie wird sich meine Mama freuen!“ — Das war mit einigen Variationen ungefähr alles. Und es war gut so. Denn es paßte in Lottens Stimmung und in den trüben Tag hinein.

Lange sollten sie nicht allein bleiben, denn Frau Hedwig ließ es sich nicht nehmen, sie so bald wie möglich zu stören, um mit einer Flut von Fragen und Neckereien und Liebkosungen über sie herzufallen. Sie war erst um elf Uhr aufgestanden, nachdem sie neun Stunden lang prächtig geschlafen hatte. Frisch, rosig und übermütig beweglich, spottete sie des wehleidigen Wetters, und es schien schier unglaublich, daß das ziegenpeterige, quarrige Bürschchen, das sie in eine Decke eingewickelt zum gratulieren herbeischleppen ließ, ihr Sohn sein sollte. Schon nach zehn Minuten bestand sie darauf, daß sie sich nun doch mit dem Schwager duzen müßte und zur Besiegelung des Duzvertrages bekam er von ihr einen äußerst wohlschmeckenden Kuß mitten auf den Mund, welcher noch immer nicht gewagt hatte die Lippen der blassen Braut zu berühren. Es war übrigens ein wahrer Segen, daß Frau Prümmer etwas Leben in die Ge-

sellschaft brachte, sonst wäre es mit der Zeit doch selbst für den verliebten Bräutigam etwas langweilig geworden.

Er blieb natürlich zu Tische, und da erschien auch der alte Herr wieder, höchst würdig und feierlich anzusehen, in seinem tadellosen, schwarzen Sonntags-Anzug und in der blendend weißen Wäsche. Seine Begrüßung des Schwiegersohnes war jedoch weniger feierlich. Er schnappte einigemal einleitend mit der merkwürdigen Unterlippe und dann reichte er ihm die Hand hin und stieß rasch hervor:

„Na, also Sie, ich weiß schon; lassen Se's gut sein . . ehemm . . . meine Tochter will Sie ja; na — wenn's nich anders is, — die Freiheit ist das kostbarste Gut. Hab' ich immer gesagt, also . . . hem . . . meinetwegen. Lassen Se, lassen Se — setzen Se sich, lassen Se sich's gut schmecken."

Nach der Mahlzeit ersuchte der alte Herr Schönbeck Aribert und seinen Sohn mit ihm auf sein Zimmer zu kommen. Der glückliche Bräutigam bekam auf einmal eiskalte Hände. Jetzt kam das peinliche Verhör, das ahnte er und er wußte auch, daß er sich nicht in besonders glänzendem Verteidigungszustand befinde. Die Verlobungsbowle und die schlaflose Nacht äußerten ihre Nachwirkungen durch ein Gefühl von Schlaffheit im Magen und Schwäche in den Gelenken. Er hatte sich auch nicht getraut, sich an den guten Weinen bei Tische Mut zu trinken, da er bereits gemerkt hatte, daß er durch ein zurückhaltendes Wesen, das wie scheue Verehrung aussah, mehr bei Charlotten ausrichtete, als durch

witzelnde Beredsamkeit, die bei ihm in der Weinlaune leicht ausartete.

Nun saß er also auf dem altfränkischen, ledergepolsterten Stuhl, den der alte Herr, wie überhaupt die ganze Einrichtung seines Zimmers, aus der Apothekerzeit in die Rentiersvilla hinübergenommen hatte, rieb sich nervös die Hände und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Die beiden Schönbecks, Vater und Sohn, hatten sich inzwischen in eine Fensternische zurückgezogen, wo sie leise miteinander sprachen.

Jetzt traten sie beide mit ernsthaften Mienen wieder hervor und nahmen Aribert gegenüber an dem Tisch vor dem Sofa Platz.

„Mein Vater ersucht mich," begann Heinrich, „wegen der finanziellen Sicherung Eurer Zukunft einige Aufklärungen . . . Du wirst begreifen, lieber Schwager, daß es in unserem beiderseitigen Interesse liegt, sich darüber von vornherein klar zu sein."

Aribert verbeugte sich und murmelte etwas Unbestimmtes, indem er sich möglichst unauffällig mit seiner glatten Frisur zu thun machte. Er fühlte nämlich einige kühle Tropfen auf seiner Stirn, die er bei dieser Gelegenheit entfernte.

Heinrich Schönbeck fuhr fort:

„Über Dein Gut wissen wir ja durch Dich und Deinen Herrn Schwager bereits Bescheid. Du sollst ja ein sehr tüchtiger Landwirt sein und da ist ja aus einem Gute von achtzehnhundert Morgen gewiß eine ganz hübsche Rente herauszuwirtschaften — selbst wenn etwas viel

Sand dabei ist. Die Hauptfrage ist also nur die: hast Du viele Schulden darauf?"

„Nur das Vermögen meiner Tante," versetzte Aribert rasch, „aber das fällt ja doch wieder an uns zurück und mein gutes Tantchen ist ein sehr altes Fräulein."

„Deine beiden Schwestern haben keine kündbaren Hypotheken darauf stehen?"

„Nein; meine Schwestern sollten durch das Vermögen der Mutter schadlos gehalten werden. Mein Vater wünschte, daß das Gut ungeteilt beim Mannesstamm verbleiben sollte. Mein Vater war eben ein eingefleischter Aristokrat und sah darin das einzige Mittel, dem drohenden Verfall des Adels vorzubeugen."

Er sagte das mit gleichsam entschuldigendem Lächeln, gegen den alten Herrn gewendet.

Der zog die Augenbrauen hoch und murrte:

„Aha! Majorat, was?"

„Nein, pardon, Minorat. Wie leider die Verhältnisse liegen — mein älterer Bruder . . ."

„Du hast noch einen älteren Bruder?" unterbrach ihn Heinrich verwundert. „Von dem hast Du uns ja noch gar nichts erzählt."

„Ach, wirklich? Sollte ich von Friedrich Karl noch nicht gesprochen haben?" versetzte Aribert, indem er seinen Schwager groß ansah. „Das heißt — es ist wohl möglich — wir haben uns ja überhaupt noch so wenig gesehen und dann . . . mein Bruder ist nämlich leider von etwas zarter Gesundheit, und dann ist er auch etwas Sonderling, ein einsamer Gelehrter, der ans Heiraten nicht denkt. Darum hat eben mein Vater auch diese

Bestimmung zu meinen Gunsten getroffen. Wenn ich heirate, so wird meine Mama wohl in irgend eine Universitätsstadt mit ihm ziehen, und ihm die Wirtschaft führen. Es steht zu erwarten, daß er so wie so demnächst zur Leitung eines wissenschaftlichen Instituts berufen werden dürfte."

„Soso . . . was ist denn sein Fach?" fragte der Doktor.

„Hauptsächlich wohl Chemie."

„Ach, also ein Kollege?" rief Heinrich interessiert. „Na, wenn er Lust hätte, vielleicht findet sich in meinem Betrieb etwas für ihn. Oder will er sich etwa habilitieren?"

Jetzt kriegte Aribert aber doch einen roten Kopf; da hatte er eine schöne Dummheit gesagt. Und er stotterte hastig:

„Habilitieren? . . . Ach nein . . . Das würde doch wohl nicht . . . Er ist nämlich — nämlich mit der Sprache etwas behindert . . . er — er ist nämlich — sozusagen taubstumm; aber sonst ganz harmlos, und äh . . . kosten thut er mich gar nichts. Das gute Tantchen sorgt ganz für ihn."

„Hm," machte Heinrich, indem er mit gerunzelter Stirn den Blick nachdenklich auf des Schwagers Stiefeln heftete.

Es entstand eine bedrückende Pause. Und dann begann der alte Herr Schönbeck auf den Tisch zu trommeln, zwinkerte mit den Augen, ließ die Lippe hörbar zuschnappen, räusperte sich und sagte endlich:

„Die Hauptsache ist: Haben Sie Schulden?"

Aribert gab sich einen Ruck und lächelte anmutig:

„Verzeih, lieber Papa: hast Du Schulden? Du hast wohl vergessen? . . .“

„Ach was, na ja, Du — Sie . . . is ja Nebensache,“ fuhr der Alte etwas gereizt auf und sein glattes Köpfchen wackelte dabei nervös hin und her. Sein Sohn legte ihm mahnend die Hand auf den Arm und da nahm er sich zusammen, bemühte sich, den Kopf still zu halten und sogar freundlich zu lächeln. „Kavalier und Schulden, das gehört ja wohl zusammen . . . hehe. Also, heraus damit.“

Aribert legte sein Gesicht in äußerst ehrbare Falten und versetzte mit mildem Vorwurf im Ton:

„Ich meine doch, lieber Papa, das sollte für einen denkenden Menschen ein überwundener Standpunkt sein; ich wenigstens habe die Pflichten des wahren Adels immer ganz wo anders gesucht. Außerdem hat das Beispiel meines Vaters mich frühzeitig darüber belehrt, äh . . .“ er suchte nach Worten.

Jetzt blickte Heinrich wieder auf und sah ihm grad ins Gesicht.

„Ja, was ich fragen wollte . . .“ sagte er, „der Herr Major — wie hieß er denn gleich, der da gestern die Rede hielt — der machte doch Anspielungen, als ob Dein Vater — na, nicht gerade mit Geld umzugehen gewußt hätte.“

Aribert seufzte und richtete einen wehmütigen Blick zum Fenster hinaus.

„Ja, leider, leider! Mein guter, armer Vater . . . Das wollte ich eben sagen. Das Beispiel, das er mit

seiner allzugroßen Vertrauensseligkeit gegeben hat, ist mir eine heilsame Lehre gewesen. Ich bin ja auch jung und lebenslustig gewesen — und auch heut noch kein Duckmäuser — aber Schulden machen, nie!"

„Na, das ist ja sehr erfreulich," sagte der alte Herr, befriedigt schmunzelnd. „Also keine Schulden. Ich denke da werden wir ganz gut miteinander auskommen, mein Sohn, hehe . . ."

Aribert verbeugte sich gegen den Alten und dann strich er mit den ausgespreizten Händen an seinen Schenkeln herunter, um dann mit festem Griff seine Kniee zu packen. Er mußte einen Halt haben, denn jetzt kam der entscheidende Punkt. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und sagte in ehrlichem Biedermannston:

„Ich äh . . will ganz offen sein . . . lieber Papa — und lieber Heinrich; wenn ich sage, ich habe keine Schulden, so ist das vielleicht nicht ganz korrekt, denn als Ehrenmann muß ich mich selbstredend verpflichtet fühlen, die Schuld meines Vaters als die meinige zu betrachten. Ich habe, so lange ich Strehsen bewirtschafte, leider noch keinen Pfennig zurücklegen können, weil ich immer noch Abzahlungen für meinen Vater zu leisten habe. Leider sind aber immer noch einige Gläubiger unbefriedigt geblieben und zwar gerade einige recht unangenehme. Es sind noch Wechsel im Betrage von cirka zwanzigtausend Mark uneingelöst."

Vater und Sohn Schönbeck reckten sich gleichzeitig auf ihren Stühlen steif auf. Der Vater sah den Sohn und dieser den Vater betroffen an und nachdem sie eine ganze Weile geschwiegen hatten, zuckte Heinrich die Achseln —

und forderte den alten Herrn durch Miene und Geberde zum Reden auf. Der erhob sich in seiner ganzen Länge und trat langsam ans Fenster. Wohl an zwei oder drei Minuten lang schaute er da hinaus. Aribert erschienen sie wie mindestens eine Viertelstunde. Dann drehte er sich herum, erhob seine langen Rockschöße und stützte sein Gesäß gegen das Fensterbrett. Dann räusperte er sich längere Zeit und that endlich den Mund auf.

„Ich habe jeder von meinen Töchtern testamentarisch zweihunderttausend Mark ausgesetzt," sagte er, fortwährend mit den Augen zwinkernd und den Kopf ruckweise hin- und herbewegend. „Aber das Geld, müssen Sie wissen, steckt im Geschäft und kann von ihrer Seite, ich meine von den Mädchens, nicht gekündigt werden. Die beziehn also nur die Zinsen, fünf Prozent — das is heutzutage, wie Sie wissen, schon eine Ausnahme. Mein Sohn ist aber im Geschäft ganz selbständig. Wenn er ohne das Kapital glaubt auskommen zu können, dann kann er's auszahlen, verstehn Se? Er muß aber nich — er wird auch nich. Er muß nur, wenn eins von den Mädchen mit Hinterlassung von Kindern stirbt und die Erben es verlangen. Verstehn Se das? Ich meine, ich wollte sagen, verstehst Du das?"

„Jawohl, lieber Papa, vollkommen," stieß Aribert kurzatmig hervor. Er war so aufgeregt, daß er hörbar mit den Zähnen geklappert hätte, wenn er sie nicht krampfhaft aufeinander gebissen hätte. Zweimalhunderttausend Mark! Nach den Äußerungen, die damals in jener Bankiersgesellschaft gefallen waren, hatte er auf das Doppelte rechnen zu können geglaubt. Aber immerhin

— fünf Prozent gaben zehntausend Mark. Das genügte ja, um auf Strehsen leidlich bequem Haus zu halten. Aber seine Schulden konnte er doch unmöglich davon bezahlen. Wie in aller Welt sollte er das dem alten Manne beibringen? Wenn er wirklich kein Kapital in die Hand bekam, dann konnte ihm ja die ganze Verlobung nichts nutzen.

„Na, dann geht nur wieder zu den Damen," fuhr der alte Herr nach einer kleinen Pause fort, indem er verabschiedend mit der Hand winkte. „Ich pflege um diese Zeit ein bißchen zu nicken. Du wirst mich entschuldigen."

Aribert erhob sich, machte eine korrekte Verbeugung vor dem Schwiegervater und wollte sich mit Heinrich, der gleichfalls aufgestanden war, zurückziehen, als jener noch bei seinem Stuhle zögernd, den Vater fragte:

„Und wegen der zwanzigtausend Mark, Papa? Hast Du da etwas beschlossen?"

Aribert trat rasch zwei Schritte zurück und griff mit zitternden Händen nach der Lehne seines Stuhles. Gespannt blickte er zu dem alten Herrn hinauf.

Der schnitt ein bitterböses Gesicht, fuhr sich mit den Fingern zwischen Hals und Binde herum und seine Unterlippe schlappte bedenklich. Endlich verließ er seinen Platz am Fenster und steuerte auf das Sofa zu. Dabei knurrte er halb vor sich hin, halb für seinen Sohn bestimmt:

„Ich will nicht, daß meine Lotte in solche Schuldenwirtschaft reinkommt. Die zwanzigtausend Mark müssen bezahlt werden. Wollen mal später darüber reden. Aber schenken — i bewahre — is nich — — —"

Als sie zusammen die Treppe zum ersten Stockwerk hinaufstiegen, schob Aribert seinen Arm zutraulich unter den des neuen Schwagers und sagte:

„Papa ist wirklich zu gut. Du glaubst also, daß er mir das Geld geben wird? Ich würde ihm ja so unendlich dankbar sein. Sieh mal — Du als Kaufmann verstehst das vielleicht nicht — aber ich denke so streng, daß mir diese Wechsel mit unserm Namen darauf wie eine Schande für die ganze Familie vorkommen.“

„Beruhige Dich nur, ich denke gerade so streng,“ erwiderte Heinrich, „und darum will ich dafür sorgen, daß Dir geholfen wird. Papa hat ja noch für seine alten Tage ein Kapital aus dem Geschäft gezogen; davon wird er Dir wohl die zwanzigtausend Mark leihen können. Ich werde ihm dafür Bürgschaft leisten, und wenn Du sie nicht zurückzahlen kannst, dann müssen sie eben später mal von Lottens Vermögen abgezogen werden. Übrigens: zwanzigtausend hat meine Schwester Hedwig damals zur Aussteuer bekommen und Lotten wird Papa gewiß nicht weniger geben wollen.“

Als Aribert eine Minute später seiner Braut die Hand drückte, war die seinige wieder ganz warm. Seine Augen glänzten und er stand wieder fest und stattlich auf seinen zwei Beinen. Er war den ganzen Nachmittag über sehr aufgeräumt und liebenswürdig, und als Charlotte sich an den Flügel setzte, hörte er fast eine Stunde lang ehrerbietig zu und widerstand sogar der Versuchung, zwischendurch mit der lustigen Frau Hedwig zu schwatzen.

Gleich nach dem Abendessen empfahl er sich, weil er

am andern Morgen schon wieder nach Strehsen zurück mußte, wo eben die Ernte beginnen sollte, die seine Anwesenheit dringend notwendig machte. Die Hochzeit sollte schon in wenigen Wochen, Ende August oder anfangs September spätestens stattfinden. So hatten sie's verabredet und zwar hier draußen in der Tegeler Villa. — Charlotten war's ganz recht, daß er so früh schon ging, denn sie begann nach dem Abendessen sehr müde zu werden. Unten an der Treppe, beim Abschiednehmen, bekam sie ihren ersten, wirklichen Kuß. Er regte sie nicht auf und sie vermochte ihn ebenso regelrecht zurückzugeben, wie er ihr zu teil geworden war. Sie schlief sehr fest und traumlos diese Nacht, und als sie am andern Morgen spät erwachte und sich bei klaren, frischen Sinnen überlegte, wie das alles denn nun eigentlich gekommen war, da fühlte sie sich ganz zufrieden mit sich und ihrer Wahl und meinte nun zu wissen, wie einer glücklichen Braut zu Mute sei.

Im Laufe des Vormittags stellten sich Meyerns nebst Karola ein, um ihren schuldigen Besuch zu machen. Sie waren alle drei von innigster Teilnahme für das Glück ihres Bruders und Schwagers erfüllt. Keiner von ihnen hatte im Grunde geglaubt, daß er als Sieger von seinem schweren Gange nach Tegel zurückkommen würde, denn das Gebahren Charlottens wie ihres Bruders nach der Überrumpelung während des Tanzvergnügens war ihnen höchst verdächtig vorgekommen, und sie waren vollständig darauf gefaßt gewesen, daß die Schönbecks diese Komödie, vielleicht auch gar die unglückliche „humoristische“ Rede des Majors von Wichmann, zum Vorwand nehmen würden,

um Aribert mit langer Nase heimzuschicken. An Charlotten selbst erinnerte sich niemand, irgend welche Symptome von Verliebtheit bemerkt zu haben.

Herr von Meyern war derartig liebenswürdig, daß selbst der alte Herr Schönbeck ganz warm wurde, und seine Gattin rang sich etliche Zärtlichkeiten für Charlotten ab, welche diese wirklich mit Stolz erfüllten. Mit solcher Herzlichkeit von der gesamten Familie des Bräutigams willkommen geheißen zu werden, das schien ihr eine keineswegs unerhebliche Bürgschaft für ihr zukünftiges Glück zu sein. Frau Hedwig, die „freie Witwe", wie Frau von Meyern sie boshafter Weise im Kreise der Ihrigen nannte, wurde während der ganzen Dauer des Besuches von ihr wie Luft behandelt. Und wenn nicht Karola um so eifriger mit ihr geplaudert hätte, je auffallender die sittenstrenge Schwester sie mied, so hätte Frau Hedwig sicher merken müssen, woran sie mit der Majorin war. So aber war es ihr ganz gleichgiltig, ob jene ein schiefes Gesicht zog oder nicht, als sie Karola in der gewohnten naiven Begeisterung von ihrem Plan zur Bühne zu gehen erzählte. Karola zeigte sich übrigens für diesen Plan lebhaft interessiert und der Major behauptete sogar, er hätte ihr sofort den Beruf zur dramatischen Künstlerin angesehen und nur nicht gewagt, davon zu sprechen, weil man bei einer Dame aus der Gesellschaft doch nie recht wissen könne, wie eine Aufforderung, sich der Bühne zuzuwenden, aufgenommen würde. Er prophezeite ihr eine glänzende Zukunft und versicherte, er werde bestimmt unter denjenigen sein, die ihr den ersten Lorbeer spendeten. Charlotte hatte den Blick wohl gemerkt, mit welchem die

Majorin ihren Gatten für seine warmen Worte belohnte. Sie beeilte sich, die gestrenge Schwägerin zu versichern, daß sich die Familie Schönbeck selbst durch Frau Hedwigs kühne Idee am allerwenigsten bange machen lasse.

„Aber ich bitte Sie," sagte Frau Eva mit lieblichem Lächeln, „Sie werden doch Ihre Frau Schwester nicht hindern wollen, sich den Platz zu erobern, auf den sie unzweifelhaft hingehört . . .?"

Und damit erhob sie sich, um das Signal zum Rückzug zu geben. Sie wollte noch am selben Nachmittag auf ihr Gut zurückkehren.

Bedauern hüben und drüben, daß der Besuch so kurz gewesen, daß man den Doktor Heinrich nicht gesehen habe, daß man nicht noch einmal wenigstens zu einer gemütlichen Familienfeier in Tegel beisammen sein könne, daß man sich nun bis zur Hochzeit nicht wiedersehen werde — liebliche Redensarten, flötende Achs! und Ohs!, herzgewinnendes Lächeln, feuchtwarme Blicke Auge in Auge gesenkt — und der Abschied war ausgestanden.

Einen praktischen Erfolg hatte aber das lebhafte Hin und Her billiger Liebenswürdigkeiten doch gehabt. Karola nämlich hatte es so geschickt zu beklagen und zu beseufzen gewußt, daß sie nach nur fünftägigem Aufenthalt in Berlin nun schon wieder obdachlos und daher gezwungen sei, nach Strehsen zurückzukehren, daß die Schönbecks es gar nicht gut vermeiden konnten, sie recht herzlich aufzufordern, sie möchte ihnen doch die Freude machen, noch einige Zeit bei ihnen zuzubringen. Karola sträubte sich ein wenig mit dem Hinweis darauf, daß sie der Bruder wegen des nahen Termins der Hochzeit wohl in Strehsen nötig haben

werde, um ihm bei der Instandsetzung des alten Herrenhauses zum Empfang der jungen Frau behilflich zu sein. Hiergegen hatte Charlotte wieder geltend gemacht, daß ihr der Rat der Schwägerin, die mit den Erfordernissen des Landlebens doch weit vertrauter sei als die Ihrigen, bei Beschaffung der Aussteuer von größtem Werte sein würde. Aribert hatte ja doch die Mutter und die Tante zur Seite. Da auch der alte Herr Schönbeck die Einladung unterstützte, so ließ sich Karola endlich bewegen, noch am selben Tage mit ihrem Koffer anzurücken. Die Einladung war den Schönbecks wirklich von Herzen gekommen, da das große Mädchen ihnen allen recht wohl gefiel. — —

Der Juli ging zu Ende und auch der August — und das Fräulein von Klinkenberg hauste noch immer in Tegel. Sie verstand es so vortrefflich, sich in die Eigenheiten aller Familienmitglieder zu schicken, daß sie bald zum allgemeinen Liebling des Hauses geworden war. Stundenlang hielt sie mit dem alten Herrn beim Angeln aus und interessierte sich auch auf das Lebhafteste für Lebensweise und Charaktereigentümlichkeiten aller hier vorkommenden Süßwasserfische; sie ruderte das „Papachen" in der Gondel, die den Namen „Charlotte" trug, auf den See hinaus, unterhielt ihn, las ihm vor oder saß still lesend dabei, je nachdem er's verlangte. Mit Frau Hedwig trieb sie allerlei Übermut, heckte Pläne zu immer neuen Amüsements aus, half ihr beim Einstudieren von Rollen für den Unterricht bei Herrn Hellhof, der allerdings erst nach den Ferien des königlichen Schauspielhauses beginnen sollte, und verwöhnte das Konradchen

schrecklich. Charlotten war sie in der That eine nützliche Beraterin beim Einkauf der Ausstattung. Sie war so praktisch und umsichtig — sie kaufte immer nur das Teuerste, weil sie die Erfahrung gemacht hatte, daß man bei der billigen Ware so sehr viel schlechter fortkam. Und so viel von allem mußte es sein, daß die ganze Familie Schönbeck keinen geringen Respekt bekam vor dem großen, wahrhaft vornehmen Stil, in dem das Hauswesen auf Schloß Strehsen geführt wurde. Es war wirklich gut, daß wegen dieser Aussteuer gar so viel zu denken, zu bereden und zu schaffen war, denn das gab immer den besten Vorwand für Karola ab, sich unauffällig aus der Schlinge zu ziehen, so oft Charlotte versuchte, ihr für ihre ernsthafteren geistigen Interessen Teilnahme einzuflößen. Karola hatte nämlich herzlich wenig gelernt. Kaum, daß sie ein leichtes französisches Buch lesen und sich bei dem Gespräch über die Tagesereignisse in Politik, Wissenschaft und Kunst vorsichtig beteiligen konnte, ohne sich allzu große Blößen zu geben. Sie hatte immer nur Romane und die altbackenen Familienblätter des Klinkenberger Journalzirkels gelesen. Die populärwissenschaftlichen Bücher und ernsthaften Dichterwerke, welche Charlotte ihr empfahl, langweilten sie gräßlich. Aber davon ließ sie sich nichts merken und bedauerte nur immer schmerzlich, daß ihr jetzt so wenig Zeit bliebe, sich in diese „herrlichen“ Werke wirklich zu vertiefen.

Ihr Meisterstück aber vollbrachte sie in der Behandlung Heinrich Schönbecks. Seine Schwestern hätten es gar nicht gewagt, ihn so mit zärtlichem Diensteifer zu plagen, selbst wenn sie gewollt hätten. Sie meinten

immer, ihm lästig zu fallen, wenn sie sich um sein persönliches Wohl zu viel bekümmerten. Das mochte auch wohl wirklich der Fall sein; aber von einer fremden jungen Dame so eifrig bedient, so umtänzelt mit Liebenswürdigkeiten, so förmlich mit gierigen Blicken umlauert zu werden nach einer Gelegenheit, ihm irgend eine Freude zu machen, etwas zu seiner Behaglichkeit beizutragen, das war doch sehr schmeichelhaft — und Heinrich Schönbeck war schließlich auch kein Unmensch, obwohl Hagestolz und allem losen Flirt im Grunde seiner Seele abgeneigt. Karola brachte das Kunststück fertig, den lieben guten Schwager fast zu allen Vergnüglichkeiten in Berlin mitzuschleppen und gewöhnte es ihm fast ganz ab, abends nach dem Essen sich zum Studium seiner Fachzeitschriften und zur Bearbeitung seiner wissenschaftlichen Pläne in sein Zimmer zurückzuziehen. Man konnte jetzt den steifen Doktor Schönbeck wie einen Jüngling auf dem Rasenplatz herumspringen und mit den jungen Damen Federball schlagen oder abends im Hause mit Karola Mühle spielen sehen — wobei er übrigens immer verlor, denn das Geheimnis dieses schwierigen Spieles wollte diesem gescheiten Kopfe niemals aufgehen. Ja, er holte sogar seine Geige Karola zu Liebe wieder hervor, welche er seit seiner Studentenzeit kaum wieder angerührt, und übte mit Charlotten Duos ein. Es war durchaus kein Genuß, das Gekratz mit anzuhören, aber Karola lobte seinen festen, männlichen Strich und ermahnte ihn, sein schönes Talent ja nicht wieder einschlafen zu lassen.

Es war sehr notwendig, daß der liebe Heini bei guter Laune erhalten wurde, denn die Rechnungen für Wäsche,

Kleider, Silberzeug u. s. w. u. s. w., die ihm in dieser Zeit vorgelegt werden mußten, waren wohl geeignet, auch das freundlichste brüderliche Gemüt zu verdüstern. Er schüttelte zwar manchmal den Kopf bedenklich und neckte seine Damen mit ihrer Verschwendungssucht, aber er zahlte trotzdem und raffte sich sogar mehrmals dazu auf, der Schwägerin sehr stattliche Geschenke mit heimzubringen, weil man ihr doch irgendwie seine Dankbarkeit beweisen mußte für all die Mühe, die sie sich Charlotten zu Liebe machte. Diese Geschenke, zu welchen noch jene kamen, welche die beiden Damen gelegentlich hinzufügten, befriedigten immer ein dringendes Bedürfnis, denn Karola verstand es meisterlich, immer am rechten Ort und zur rechten Zeit einen leisen Wink fallen zu lassen.

Von Frau von Klinkenberg war natürlich gleich in den ersten Tagen ein Schreiben eingetroffen, in welchem sie Charlotten schlicht und herzlich als Schwiegertochter willkommen hieß und sie einlud, ihr doch ja recht bald die Freude zu machen, sie in Strehsen zu besuchen, da sie selbst zu schwerfällig sei, sich zu einer Reise nach Berlin aufzumachen.

Schönbecks hatten darauf natürlich gerechnet und Charlotte sich bereit erklärt, sobald es gewünscht werde, mit ihrem Bruder auf acht Tage hinauszukommen. Es lag Heinrich viel daran, diese Gelegenheit zu ergreifen, um das Gut kennen zu lernen und sich aus eigener Anschauung ein Urteil über Ariberts Verhältnisse und Aussichten zu bilden. Aber da hieß es erst, man bäte um einen kleinen Aufschub, weil Aribert sich jetzt, mitten in der Ernte, seiner Braut nicht genug werde widmen können.

Drei Wochen später erschien Aribert selbst, um Braut, Schwager und Schwester nach Strehsen zu begleiten. Er ließ sich's einige Tage wohl sein in der Tegeler Villa und spielte mit großem Glück den zärtlichen Liebhaber und ungeduldigen Bräutigam. Aber am Abend vor der beabsichtigten Abreise traf ein Telegramm von Tante Lollchen ein, des Inhalts, daß die Mama plötzlich bedenklich erkrankt sei und der Arzt schleunige Abreise in ein Bad anbefohlen habe. Da mußten denn die Koffer für diesmal wieder ausgepackt werden und Aribert als guter Sohn schleunigst allein heimreisen, um die gute Mutter zu begleiten. Er hinterließ bei aller Welt den günstigsten Eindruck, auch bei den wenigen Freunden und entfernten Verwandten der Familie Schönbeck, bei denen er Besuch gemacht hatte, sowie auch bei — Herrn Schmöks, dem er bei dieser Gelegenheit endlich seine Schuld bezahlt hatte.

Neuntes Kapitel.

Handelt von der stillen, kleinen Hochzeit und von dem glänzenden Einzug des jungen Paares in seine Baronie.

In den ersten Septembertagen fand die Hochzeit statt, eine stille, kleine Hochzeit im engsten Kreise. Der Schwiegerpapa wäre zwar bereit gewesen, auch die Kosten

für ein großes Festmahl in einem Berliner Hotel, für einen Polterabend und sonstige etwa für nötig erachtete Scheußlichkeiten zu tragen; denn der Abschied von seinem Liebling, seinem Nesthäkchen, ging ihm sehr nahe und es wäre ihm ganz recht gewesen, wenn durch den wüsten Lärm einer Hochzeit großen Stils die heimlichen Seufzer seines alten Herzens übertäubt worden wären. Das war freilich ein rohes Mittel und der alte Herr hatte sein Lebtag große Gesellschaft gehaßt, jene zu niemandes Lust und niemandes Nutz veranstalteten Ringelstechen und Lanzenbrechen, in welchen immer der größte Lügner den besten Dank davonträgt und ein jeder durch lautes Wesen und breites Lächeln den anderen und besonders den thörichten Gastgeber zu überzeugen versucht, daß sein warmes Herz, seine ganze Seele aufgehe wie ein Kuchenteig — im wohlgeheizten Backofen der Freundschaft und sinnigen Fröhlichkeit. Der alte Herr hatte schlimme Ahnungen — nicht Charlottens wegen, denn er glaubte an ihre Liebe zu dem Junker und hielt den immerhin für eines der besten Exemplare seiner Gattung — was ihn so wehmütig stimmte, war die Vorahnung, daß mit dem liebsten Kinde der letzte Rest von Lebenslust, Geistesfrische und herzwärmender Jugendlichkeit ihm genommen werde. Die lustige Frau Hedwig hatte ja auch schon deutlich genug aufgekündigt. Dann saß er mit seinem alternden Sohne allein da, ein stumpfer wackeliger Greis. Um so besser, wenn's dann recht rasch zu Ende ging.

Und dennoch war er Aribert dafür dankbar, daß jener selbst aufs eifrigste sich gegen alle lärmenden Veranstaltungen und gegen alle Zwangsmaßregeln, welche gesellschaft-

liches Herkommen gegen hilflose Neuvermählte in Anwendung zu bringen pflegt, mit Entschiedenheit aussprach. Es ist nun einmal so: man fürchtet sich vor einem schweren Abschied und dennoch fühlt man sich innerlichst verletzt, wenn einem die Gelegenheit dazu genommen wird.

Aribert hatte seine guten Gründe, sich gegen eine große Hochzeit zu sträuben. Wenn er genötigt war, mehr als die nächsten Verwandten zu der Feier zuzulassen, dann mußte er einen ganzen Haufen unsicheren Volkes herbeiziehen, Leute, die ihn nur von jenen Seiten kannten, die er im Verkehr mit den Schönbecks sorgfältig verborgen hatte. Wenn er daran dachte, was bei großen Polterabenden an geschmackvollen Scherzen und Anspielungen auf die Vergangenheit des sehr ehrenwerten Bräutigams geleistet zu werden pflegt, so konnte ihn ein Schauder überlaufen. Außerdem dünkte es ihn weise, die Börse des alten Herrn jetzt nicht für unnütze Dinge in Anspruch zu nehmen, da man ihrer doch wohl bald für nützlichere bedürfen könnte. Aus diesem Grunde erklärte er sich auch für einen Gegner der thörichten Sitte der Hochzeitsreisen. Er sehne sich vielmehr innigst danach, sein Weibchen zunächst einmal in sein „trautes Heim“ zu führen — umsomehr, da sein „gutes Mutterchen“ sich so danach sehnte, das „liebe Bräutchen“ endlich ans Herz drücken zu dürfen, und umsomehr, als man nach der letzten bedenklichen Krankheit gar nicht wissen konnte, ob die gute Frau sich überhaupt noch lange an ihres Sohnes Glück würde freuen dürfen. Aribert hatte einen hübschen Erfolg in dieser neuen Rolle des rührenden Sohnes, besonders beim Schwager Heinrich. Charlotte und auch ihre

Schwester fanden es zwar ein bißchen komisch von ihm, daß er sich jetzt gar so viel mit Verkleinerungssilben und überhaupt mit allen syrupsüßen Redensarten des Backfischstils befaßte, aber sie schrieben das mehr einer gewissen litterarischen Unbildung zu und mochten darum nicht an der Echtheit seiner kindlichen Gefühle zweifeln. Aribert spielte seine Komödie so gut, daß er schließlich selber nicht mehr an die Komödie glaubte und der Schwester Karola, die ihn unter vier Augen rücksichtslos verspottete mit seinem „Mütterlein" und „trauten Heim" und aller bräutlichen Süßig- und Holdseligkeit, gar scharf in die Parade fuhr. Er verbitte sich allen Spott und alle Anzüglichkeiten, da er, wie er sich wörtlich ausdrückte, „effektiv entschlossen sei, den alten Adam zu ersäufen und einen exemplarischen Lebenswandel zu führen, welcher geeignet sein sollte, vorbildlich, ja geradezu epochemachend zu wirken im ganzen Gebiete der ehemaligen Baronie Klinkenberg und sogar noch in den angrenzenden Dörfern — Ehrenwort." Und so fuhr er fort, während der ganzen fünf Tage vor der Hochzeit, die er in Berlin oder vielmehr in Tegel zubrachte, einherzugehen mit schwebendem Schritt und lautlos wie auf Filzsohlen, seine Stimme zu dämpfen, wie der staunende Fremde in der einsamen Kathedrale und das milde Lächeln allgemeiner Menschenliebe, wie es das Antlitz eines satten Gottesmannes verklärt, stolz zur Schau zu tragen wie ein Ehrenherold das gestickte Wappen auf seiner Brust. Von seiner Familie sollte niemand bei der Trauung anwesend sein, außer Karola und Meyerns; er verzichtete sogar auf den Beistand der Tante Luise und der Kusinen im Palais; die Mutter und der Bruder,

Karl Friedrich, mußten auf ihren leidenden Zustand Rücksicht nehmen und durften sich keinerlei Anstrengung und Aufregung zumuten. Die Schönbecks hatten auch nur ein halbes Dutzend Leute eingeladen, ein paar alte Freunde des Hauses, eine alte Tante und zwei Vettern.

Das Brautpaar fuhr in Begleitung Heinrich Schönbecks und des Majors von Meyern nach dem Standesamt, wo die Trauung mit der äußersten Nüchternheit, deren ein preußischer Beamter irgend fähig ist, vor sich ging. In der Tegeler Dorfkirche harrten die übrigen Familienmitglieder und sonstigen Gäste der Neuvermählten, um den Segen des Himmels auf ihre Häupter herabflehen zu helfen. Der alte Pastor Dierichs, der Whistgenosse der Schönbecks an manchem langen Winterabend, strengte sich bei dieser seltenen Gelegenheit ganz besonders an. Er hatte die Traurede für diesen Fall neu ausgearbeitet, einige Anlehen von besonders wohlklingenden, poetischen Wendungen bei den gedruckten Altarreden berühmter Amtsbrüder und sein schon etwas eingerostetes Organ durch vorherigen Genuß eines Eiergrogs geschmeidig gemacht. So konnte es denn nicht fehlen, daß die heilige Handlung, zum mindesten auf die weiblichen Teilnehmer, einen wahrhaft erhebenden Eindruck machte. Die Ehrentante als einzige anwesende ältere Dame fühlte sich gewissermaßen doppelt Mutter und vergoß dementsprechend reichliche Zähren, und sogar Karola gelang es, ihren nicht allzu bereitwilligen Thränendrüsen einige Tröpfchen abzugewinnen.

Aus der Kirche begab sich die ganze Gesellschaft einschließlich des geistlichen Herrn zu einem soliden Gabel-

frühstück nach der Villa Schönbeck. Der Brautvater hatte eigenhändig die dazu nötigen Fische gefangen. Die Rede auf die Neuvermählten hielt Heinrich Schönbeck. Nicht eben schwungvoll, aber doch wärmer, als mancher es ihm zugetraut hätte. Aribert antwortete kurz und schlicht und hatte dabei so mit der Rührung zu kämpfen, daß ihm zum Schluß fast die Stimme versagte. Es machte alles den besten Eindruck, die Reden sowohl als auch das Menu und besonders die vortrefflichen Weine, welchen der Major von Meyern und Pastor Dierichs mit schicklichem Ernst und Eifer zusprachen. Nicht mehr als anderthalb Stunden saß man bei Tische, dann zogen sich die Neuvermählten zurück, um sich zur Reise umzukleiden und die wenigen Gäste empfahlen sich im Laufe einer weiteren halben Stunde. Und dann kam das Schwerste, der Abschied der Braut vom Vaterhause. Aribert war froh, als das überstanden war. Alle hatten sie geweint, sogar Heinrich, und Aribert hatte, die Hand auf dem Herzen, mit bebender Stimme Vater, Bruder und Schwester sein heiliges Ehrenwort verpfändet, das ihm anvertraute kostbare Gut in guten wie in bösen Tagen getreulich hegen und pflegen, alles Leid ihm fernhalten und nach besten Kräften bestrebt sein zu wollen, ein dauerhaftes Glück ihm aufzubauen.

Nun saßen sie, eng aneinandergeschmiegt, in einem Abteil erster Klasse des Hamburger Schnellzugs und fuhren gen Norden. Sie waren nicht allein und so konnten sie sich nicht viel Zärtlichkeit erweisen. Charlotte wäre mehr als je zuvor in der Stimmung gewesen, sich um den Atem drücken und um alle Besinnung küssen zu

lassen, nur um die bleierne Schwere der Abschiedswehmut loszuwerden, die ihr auf Leib und Seele lastete. Aribert begnügte sich damit, von Zeit zu Zeit ihre Hand zu drücken. Im übrigen schaute er zum Fenster hinaus und hing seinen Gedanken nach. Ihm bangte doch ein wenig vor den Überraschungen, die seiner jungen Frau harrten, obwohl er sich wegen all der Listen und Lügenkniffe, die er hatte anwenden müssen, um in den Besitz dieses lieben, schönen Geschöpfes zu gelangen, das Gewissen nicht eben arg beißen ließ. Er war sich der besten Vorsätze bewußt; Geldnot mit all den kleinlichen Sorgen, den unwürdigen Lagen, die sie im Gefolge hat, verdarb eben den Humor und verdüsterte das Gemüt auch des besten Menschen. Aber nun lag das ja, hoffentlich für immer, hinter ihm. Jetzt konnte es ja keine Schwierigkeiten mehr machen, ein anständiger Mensch zu sein und zu bleiben, und die bisher leider schlummernden Tugenden und Kräfte der Seele, die er als Mann von guter Familie eo ipso zu besitzen glaubte, zu hegen und zu pflegen nach Herzenslust. Hübsch allmählich sollte sein Weibchen von jetzt an die volle Wahrheit erfahren über ihn und seine Verhältnisse, und wenn sie sich daran gewöhnt hatte, dann brauchte ja nicht mehr gelogen zu werden. „Au fond, bist Du ja doch 'n guter Kerl," sagte er sich zum Schluß seiner Selbstbetrachtung. „Und wenn Lottchen das nicht genügt, um mit mir glücklich zu werden, — i, dann stellt sie eben übertriebene Anforderungen, die sie sich abgewöhnen muß. Jeder vernünftige Mensch muß sich ja was abgewöhnen, wenn er durchkommen will im Leben. Ich gewöhne mir das

Flunkern, das Schuldenmachen und die schlechte Gesellschaft ab; Donnerwetter, das is 'ne Leistung, dafür werde ich doch wohl verlangen können, daß sie sich eine vernünftige, realistische Weltanschauung angewöhnt!"

Die beiden Herren, welche das Coupé mit dem jungen Paar teilten, schienen eingeschlafen zu sein und darum wagte es Charlotte, das Schweigen endlich zu unterbrechen. Sie hatten schon über eine Stunde lang kein Wort mehr miteinander gewechselt.

„Erzähle mir doch noch etwas von Deiner Mutter," begann sie, indem sie ihren Arm unter den des Gatten schob und sich, wie im Frost, noch enger an ihn nestelte.

Aribert fuhr fast erschrocken zusammen und ließ sich die Frage wiederholen.

„Von Muttern?" versetzte er, die Beine übereinanderschlagend, indem er das hochzeitliche Lächeln rasch wieder in seine Mienen zauberte. „Ja, Du lieber Gott, was soll man da erzählen? Du wirst ja sehen. Sie ist ein bißchen, wie soll ich sagen, — scharfkantig und manchmal sogar 'n bißchen — komisch, — na, wie eben ältere Damen sind, die einsam gelebt und viel durchgemacht haben."

„Du sagtest doch, sie hätte ein so weiches Herz?"

„Natürlich, ja, das hat sie, — sie kann es nur nicht so zeigen."

„Ist sie am Ende sehr adelsstolz?"

„Ach nöö, das nicht grade. Dazu hat sie ja schließlich auch keine Ursache; denn eigentlich ist sie doch, wie man zu sagen pflegt, man eine einfache Frau. Mit ihrer

Bildung — weißt Du, da mußt Du Dir keine Illusionen machen "

„Aber Du sagtest doch, sie wäre aus einer sehr alten, angesehenen Familie —?"

„O ja, wie man's nimmt. Die Kraatzkes sollen schon über hundert Jahr' in Schievelbein sitzen, wenn sie auch den Stammbaum nicht weiter als bis zum Großvater zurückverfolgen können. Der hat als Destillateur den Grundstock zu dem Vermögen der Familie gelegt. Der Vater hat nachher mit seiner Brauerei großartige Geschäfte gemacht."

„Aber Deine Schwester Eva sagte mir doch . . ."

„Ach, was die sagt," unterbrach Aribert rasch. „Eva ist mit Mama nie sehr gut ausgekommen, und jetzt, wo sie die reiche Frau von Meyern ist, schämt sie sich wohl gar ihrer Mutter. Ich kenne doch Evchen; die muß ja immer vornehm thun, da kommt's ihr schließlich auch auf ein bißchen Geflunker nicht an."

„Deiner Schwester Eva? Ach, das hätte ich nicht gedacht." Und nach diesem Ausruf erschrockener Verwunderung versank Lotte in nachdenkliches Schweigen.

Aribert wurde jetzt gesprächig. Er ließ die Mutter vorläufig aus dem Spiel und begann von Tante Lollchen zu erzählen. Er that es mit gutem Humor, und da Charlotte gewohnt war, in religiösen Dingen ganz frei zu denken, so sah sie auch in der Bigotterie harmloser alter Dämchen nur Stoff zum Lachen. Aribert war glücklich, als er seines Weibchens wehmütige Miene allmählich sich aufhellen sah und endlich gar die ersten weich gluckfenden Lachtöne von ihr vernahm.

Sie kamen inzwischen nach Wittenberge, wo sie längere Zeit auf den Zug nach Perleberg warten mußten. Eingehakt, in flottem Schritt marschierten sie die langen Bahnsteige auf der Magdeburger wie auf der Hamburger Seite auf und ab und Aribert plauderte die ganze Zeit über, um sie nicht aus der Stimmung kommen zu lassen. Er nahm seine Gutsleute und die liebe Nachbarschaft der Reihe nach durch und ließ sie mit ihren komischen Eigenheiten, ihren verbohrten und verschrobenen Ansichten vor Lottes Einbildungskraft vorbeidefilieren. Und dieselben lieben Nachbarn, welche er bei seinem ersten Besuche in Tegel mit so viel Stolz als Männer von erlesenem Geist und hohem Talent gepriesen hatte, erschienen nun als ebenso viele Dummköpfe, Stümper und eingebildete Narren. Aber Charlotte unterhielt sich trefflich bei dieser Parade, lachte viel und sagte sich: Wenn mein Aribert mit so freiem Humor diese ganze Gesellschaft verurteilen kann, dann muß er doch geistig hoch über ihr stehen. Und so war sie's zufrieden.

Sie drückte zärtlich seinen Arm und lachte vergnügt:

„Ach Du, das wird lustig, so viele Hofnarren! Jetzt freue ich mich erst recht auf Dein altes Ahnenschloß!"

„Schloß? Na, weißt Du, mein Herzblatt, Schloß ist 'n bißchen viel gesagt. Sagen wir lieber Ahnenstall. Ich glaube, die Rosse meiner Ahnen sind einst noch besser untergebracht gewesen, wie jetzt ihre bescheidenen Enkel selber. Unsere Schlösser sind zerfallen und der Wind streicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin — Du weißt doch?"

„Aber Du hast doch selbst immer von Deinem Schloß . . .“

„Im Spaß natürlich,“ unterbrach er rasch. „Aber laß nur gut sein, wir werden uns die alte Baracke schon gemütlich einrichten. Und wenn wir erst allein drin hausen, dann möcht ich sie mit keinem Feenschloß vertauschen. — Du, da steht unser Zug. Die Lokomotive schnauft schon so unternehmungslustig. Ich denke, wir steigen ein.“

Und sie stiegen ein und waren allein — kein Mensch weiter in dem ganzen Wagen. Aribert schloß die Thür und zog die Vorhänge zu. Und als nach weiteren zehn Minuten endlich der Schaffner kam, um die Billete einzuzwicken, da rückte die junge Dame gar so schnell in die entfernteste Ecke und schaute so angelegentlich zum entgegengesetzten Fenster hinaus. Ach Gott, wenn der Mann nur nichts gemerkt hatte! Das Hütchen saß ihr ganz hintenüber, die Frisur war auseinandergegangen und hing wirr bis halb auf den Rücken hinab und das Ohrläppchen und das Stückchen Wange — wie die glühten! Natürlich hatte der Mann etwas gemerkt; und als ihm Aribert mit bedeutungsvollen Augenzwinkern einen Thaler in die Hand gleiten ließ, da wußte er erst recht Bescheid, und sagte verschmitzt grinsend:

„Herr Baron können ganz ruhig sein, hier kömmt keiner rein.“

Der junge Ehemann bekam seine erste Schelte. Aber ganz gehörig kriegte er's! Gar nichts mehr wollte sie von ihm wissen, wenn er so ungezogen war. Aber er war ein verstockter Sünder und zeigte weder Reue noch

Besserung. Ach, Charlotte mußte nun wohl einsehen, daß sie sich in diesem Menschen getäuscht hatte und — in sich selber auch! Wie das doch erniedrigt, was man so Liebe nennt! Lotte mußte mitten in ihrem Taumel an das dumme Hausmädchen denken, das sie einmal gehabt hatten. Das hatte es mit einem Kanonier aus Spandau gehalten und war abends gar so häufig plötzlich verschwunden; und wenn man es rief, dann tauchte es aus dem Dunkel des Gartens irgendwo auf, zerzaust, mit rotem Kopf, rasch atmend und mit so glänzenden Augen. Sie hatten die Person entlassen müssen. Daß ihr diese Minna jetzt gerade einfallen mußte, diese gräßliche Minna die sich nicht einmal schämen wollte! Lotte schämte sich doch, schämte sich, weil sich ihr die demütigende Erkenntnis plötzlich in die Seele bohrte, daß wir Menschen unser überschwenglichstes, reinstes Glück mit den niedrigsten unseres Geschlechts, ja selbst mit den Tieren teilen müssen. Die Minna mit ihrem Kanonier war dem fein empfindenden Fräulein widerlich gewesen, sie mochte sie gar nicht nah an sich herankommen lassen. Und nun wußte sie, wie selig trunken diese selbe Minna einhergegangen und gegen alle Schelte, Scham und Schande gefeit gewesen war in ihrer Liebesseligkeit. Und Charlotte weinte, weil sie ihrem Gatten nicht ernstlicher zürnen konnte und — weil sie nun ahnte, was die Liebe sei.

Es war bereits dunkel, als sie endlich an der kleinen Station ausstiegen, wo ihr Fuhrwerk sie erwartete — i h r Fuhrwerk. Aribert war selbst erstaunt, als er den eleganten Landauer, bespannt mit zwei feurigen, schlanken Rappen in neuem silberplattiertem Geschirr, erblickte. Ein

Diener in dunkelgrüner Livree mit goldenen Knöpfen, schwarzen Sammethosen und gelben Gamaschen hatte sie schon am Bahnsteig erwartet, ihnen das Gepäck abgenommen und hielt jetzt den Wagenschlag für das junge Paar offen, den Hut in der Hand. Aribert hob die Frau Baronin galant in den Wagen, der Grünschwarzgelbe schwang sich auf den Bock und — „So, Krischan, nu man tau!“

Das war eine sinnige Überraschung von Mama. Aribert kannte Fuhrwerk und Dienerschaft ganz wohl: sie gehörten dem Grafen Reetz: aber er hütete sich, seinem Weibchen die schöne Illusion zu rauben. Das erfuhr sie morgen noch früh genug, wenn er ihr den Stall zeigte, in dem außer vier ruppigen Ackergäulen nur sein „Schneekönig“ hauste, der verdienstvolle alte Schimmel, der sein einziges Reitpferd war und auch noch immer recht flott in der Gabel trabte. Und die Trauer über das Fehlen des Landauers mußte dann die Erkenntnis der vielen Vorzüge seines leichten Jagdwagens und das historische Interesse an der Droschke des Kaisers Nikolaus wett machen. Aber jammerschade war's doch, daß er dem Grafen Reetz Geschirr und Leute wieder heimschicken mußte, spätestens morgen früh und nicht ohne ein fürstliches Trinkgeld. Charlotte und der Landauer paßten so gut zu einander und sie sah so strahlend glücklich aus, in die weichen Polster zurückgeschmiegt an seiner Seite, Hand in Hand. Er studierte ihr Gesicht in dem schwachen Lichtschein, der von den Laternen ausging, und er sah so viel frohe Hoffnung sich darin ausprägen. Eine junge Königin, die zum erstenmal durch ihr neues Reich fährt in der glänzenden Staats-

karosse — vorher ist sie nur eine kleine Prinzessin gewesen. Üppige Felder und stolze rauschende Wälder mochte sie sich vorstellen zu beiden Seiten der Straße. Es war ja stockfinster — da that der viele Sand — rechts und links Sand, nichts als Sand — ja weiter keinen Schaden. Nur ein knappes Stündchen hatten sie zu fahren; es war etwas über neun Uhr, als sie in Strehsen ankamen. In den meisten der kleinen Kathen zu beiden Seiten des Weges war noch Licht und die Bewohner standen, die Ankunft der jungen Herrschaft erwartend, in kleinen Gruppen vor den Hausthüren. Hie und da zog ein Mann seine Mütze, sonst blieb alles ganz still. Aribert nahm seinen Hut ab und grüßte mit fürstlicher Herablassung nach beiden Seiten hin. „Döskoppe, könnt Ihr nicht ‚Hurrah‘ brüllen?“ brummte er vor sich hin; und dann wandte er sich zu Charlotten mit entschuldigendem Achselzucken:

„Etwas schwerfälliger Schlag hier, aber sonst gute Leute, fabelhaft anhänglich an ihre angestammte Herrschaft.“

Und nun fuhren sie durch eine einfache Ehrenpforte, gebildet von zwei Masten, die mit einer Tannenguirlande umwunden waren und von deren Spitzen zwei schräggesteckte Fähnchen herunterwimpelten, in den Gutshof hinein. Im selben Augenblick krachte ein Kanonenschlag. Die feurigen Rappen, an dergleichen Überraschungen nicht gewöhnt, bäumten wild auf und preschten wie toll davon.

Der Kutscher konnte sie nicht halten, obgleich er sofort, sich rasch vorbeugend, die Zügel kurz gefaßt hatte. Und da, dicht vor dem Hause — bumm! krachte es noch ein=

mal los, und gleichzeitig eröffneten zwei pots-au-feu, die in Blumentöpfen zu beiden Seiten der Treppe aufgestellt waren, ihre feuerspeiende Thätigkeit. Die erschreckten Gäule richteten sich abermals steil auf und wollten sich fast gleichzeitig zur Seite werfen, in entgegengesetzter Richtung davonzujagen. Mit einem Krach zerbrach die Deichsel, das Sattelpferd verwickelte sich mit seinen Hinterbeinen in den Zugriemen und sprang mit den Vorderhufen dem Handpferd auf den Rücken. Das knickte zusammen und durch seinen Fall wurde das abgebrochene Stück der Deichsel emporgeschnellt und versetzte dem Tier einen heftigen Schlag gegen die Kinnlade. Aber der Wagen stand nun wenigstens und die beiden Grünschwarzgelben, der Kutscher und der Lakai, sprangen vom Bock, um den Tieren zu Hülfe zu kommen.

Charlotte hatte sich in ihrer Angst an Aribert geklammert, welcher, am Eisengestänge des Kutschbocks sich festhaltend, aufrecht im Wagen stand und fürchterlich fluchte. Sobald die Pferde zu Falle kamen, sprang er aus dem Wagen, hob Charlotten herunter und machte sich dann sofort von ihr los, um in großen Sätzen nach der Haustreppe zu springen. Es knatterte und knallte ihm lustig um die Ohren. Die Feuertöpfe spuckten Leuchtkugeln, Schwärmer zischten durch die Luft und zerbarsten, Feuerfrösche hüpften auf der Erde herum, während Aribert wütend auf die Männer losfuhr, die zu beiden Seiten der Treppe Aufstellung genommen und offenbar auf Kommando alle diese Feuerwerkskörper gleichzeitig in Brand gesetzt hatten.

„Ihr verfluchten Himmelhunde, seid Ihr denn blöd-

sinnig geworden?“ schrie er schon von weitem mit seiner durchdringenden Trompetenstimme. „Ich wer' Euch dat Füerwark unnern Oars anpötten, Schwinkerls infamichte!“

Und dann stürzte er sich auf den nächsten, der ihm gerade zur Hand war. Das war der alte Jochen, der zur Feier des Tages seine alte Kutscherlivree mit dem langen, erbsengelben Überrock angezogen und den lackierten Cylinder aufgesetzt hatte. Der hielt noch einen brennenden Schwärmer zwischen den Fingern und schwenkte mit heiserm Hurrahgeschrei den Arm im Kreise herum, als Aribert ihn bei der Brust packte und wie ein Rasender schüttelte.

„Jochen, olles Nilpferd, wirst Du dat Ding wegsmeten?“

Pfffff — sch — — puff! Der Schwärmer platzte, Aribert sprang zurück und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach den Augen, wobei er sich den Hut herunterstieß, während gleichzeitig der alte Jochen sich laut aufheulend an die Nase fuhr.

„Dunnerkiel, min Näs!“ heulte der Alte auf.

Zwischen den Fingern seiner weißbaumwollenen Handschuhe sickerte Blut durch.

Einige von den Burschen, die zum Abbrennen des Feuerwerks dort aufgestellt waren, drückten sich vor der Wut des Herrn scheu ins Dunkle davon; ein paar von den Männern waren schon vorher davongelaufen, um der fremden Dienerschaft beizuspringen. Von dem roten und grünen bengalischen Feuer, welches in den beiden alten Cementvasen unten an der Treppe brannte, phantastisch beleuchtet, standen Frau von Klinkenberg in

grauer und Tante Lollchen in schwarzer Seide, durcheinander kreischend und heftig gestikulierend. Und hinter ihnen ward der bucklige Karl Friedrich sichtbar, der mit schauerlich gellenden Tönen lachte und mit seinen langen Armen in der Luft herumfuchtelte. Von rückwärts erscholl das vielstimmige Gelärm der Leute, die um die Pferde bemüht waren.

Aribert überschrie sie alle.

„Ich will wissen, wer diesen verdammten Blödsinn angestiftet hat.“ Und er packte die Hausmagd, die ihm gerade zunächst stand, mit so hartem Griff beim Arm, daß sie laut aufschrie.

„Ick war't nich, Herr Baron, bi Gott, ick war't nich!“ jammerte die dicke Person. „Der Herr Entspekter . . .“

„Was, Sie mein Verehrter?“ fuhr Aribert nun auf den Inspektor los, einen kleinen untersetzten, jungen Menschen, der eben im Begriff war, sich davon zu machen. Er erfaßte ihn bei der Rockklappe, riß ihn zurück und schrie ihm ins Gesicht: „Sie werden mir den Schaden bezahlen, Sie Schafskopp Sie, mit Ihrem dämlichen Geknalle. Welcher Satan reitet Sie denn?“

„Die gnädige Frau . . .“ stammelte der erschrockene kleine Mann. Aber weiter kam er nicht.

„Wissen Sie, was Ihnen gehört?“ brüllte ihn Aribert an. „Ein paar Ohrfeigen gehören Ihnen, daß Ihnen das Feuer aus den Augen spritzt!“ Und klatsch! hatte er des Junkers kräftige Rechte auf der Backe sitzen.

„Au, Dunnerwettstock! Herr Baron, das brauch' ich mich nich zu gefallen zu lassen!“

„Halten Se'n Rand, Sie Oberfeuerwerker, Sie! Wir sprechen uns noch." Und damit ließ ihn Aribert stehen und rannte nach dem Landauer zurück, um zu sehen, was aus den Rappen geworden sei.

Alles schrie durcheinander. Sie hatten die gestürzten Gäule inzwischen wieder auf die Beine gebracht. Ein paar Mann hielten die zitternden Tiere fest, während andere das Geschirr losschnallten. Der gräfliche Kutscher machte seinem Herzen Luft wie ein ostpreußischer Sergeant, der polnische Rekruten drillt.

Aribert legte ihm die Hand auf die Schulter und herrschte ihn an:

„Ich bitte mir Ruhe aus. Lassen Sie mal sehen, was ist denn passiert? Wird wohl so schlimm nicht sein."

„So? Na, ick danke, Herr, wenn Sei dat noch nich schlimm genug is," brauste der Kutscher respektlos auf. „Da kieken Se sich mal dat Handferd an; een Jammer is dat mit dat Beest; ick will nich Krischan heeten, wenn de Gaul nich sin Leiwdag een schäp Mul behöllt! Un dat Sattelferd, dat hinkt up alle vör Been."

„Na, lassen Sie man gut sein," versuchte Aribert den Aufgeregten zu beruhigen. „Ich komme natürlich für den Schaden auf, Sie können ja nichts dazu. Ich werde dem Gaul selbst eine kalte Kompresse um den Kopf legen."

„Ach wat, da fragt de Gaul nix nach, Herr Baron, ob See oder ick ihn de Kumpress' umlegt," schrie der Mann, fast heulend vor Zorn. „Ick bün den Herrn Grafen verantwortlich för sine Pier', un de Pier', de

kosten mihr, as See betalen könn'n, Herr Baron, — dat könn'n See mi dreist glöwen. Ick krieg dat nu von'n Herrn Grafen un See betalen em keene nigen Trakehner nich — See betalen ja öwerhaupt nix, Herr Baron. Abers dat kann ick See man seggen: dat was dat ierst un dat letzt Mal, dat Herr Graf so dumm west is' und leiht den iersten besten sin Pierd un Wagen."

„Werden Sie nicht unverschämt!" rief Aribert, seine Stimme dämpfend. „Ich werde das schon ausmachen mit dem Herrn Grafen."

Wenn nur Charlotte die losen Reden dieses frechen Burschen nicht gehört hatte! — Ja, wo war denn die junge Frau geblieben? Er hatte sie in der Aufregung ganz vergessen. Er sah sich nach der Treppe um. Die bengalischen Feuer waren gerade im verlöschen. Mutter und Tante stiegen eben die steinernen Stufen herunter, um, nachdem sie sich von dem ersten Schreck erholt hatten, nun auch ihrerseits nachzusehen, wer etwa bei dem Unglücksfall zu Schaden gekommen sei.

„Ist meine Frau schon im Hause?" rief ihnen Aribert entgegen, ehe er sie noch begrüßt hatte.

„Nein, wir haben sie noch gar nicht gesehen. Herrgott, es wird ihr doch nichts passiert sein!" rief Frau von Klinkenberg und lief aufgeregt an den Schlag, in der Annahme, daß die Schwiegertochter vielleicht noch ohnmächtig im Wagen sitzen geblieben sei.

Aribert trat zu seiner Mutter. Er war so wütend, daß er nicht damit warten konnte, ihr seine Meinung zu sagen. Und während die Leute mit den verwundeten Pferden sich entfernten, flüsterte er ihr heiser ins Ohr,

indem er halb auf die abziehende Schar und halb auf den Wagen wies:

„Siehst Du, da haben wir die Bescherung. Wenn Du doch bloß keine Ideen haben wolltest! Kost mich ne Stange Gold, Deine Überraschung. Den Grafen haben wir uns auf ewige Zeiten zum Feinde gemacht. Und außerdem die Blamage vor Lotten, — scheußlich!“

„So — so —,“ fuhr die hagere Dame laut zeternd den Sohn an: „Das ist also der Dank, den man davon hat, daß man in der ganzen Nachbarschaft herum betteln geht, um Euch einen würdigen Empfang zu bereiten — mit Equipage und galljonierten Bedienten, wie sich's gehört?! Das ist der Dank dafür, daß man sich beiseite schieben läßt wie ein altes Gerümpel, das nicht präsentabel ist, wenn der Herr Sohn Hochzeit macht! Du sollst mir bloß wiederkommen mit in die Bäder gehen und . . .“

„Da ist sie ja, da ist sie ja!“ rief da auf einmal Tante Luisens hohe Stimme dazwischen. Und sie zog Charlotten an der Hand hinter dem Landauer hervor. „Ach mein armes Kind, Sie haben gewiß einen schönen Schreck bekommen! Danken wir Gott, daß er Sie so gnädig behütet hat. Nein, aber auch das dumme Feuerwerk! Hättet Ihr nur auf mich gehört. Der gute selige Onkel Viktor hat es auch schon immer gesagt: Unnütz Schießen und Geknall ist Schuld an manchem Unglücksfall.“

Frau von Klinkenberg hatte sich inzwischen gefaßt. Sie ergriff Charlottens andere Hand und zog sie zu sich heran.

„Ja ja, es ist ja gut, Tante, laß sie nur los. Zuerst kommt doch wohl die Schwiegermutter, dächte ich.“ Und dann öffnete sie die Arme weit und flötete zuckersüß: „Laß Dich umarmen, mein geliebtes Kind. Gott segne Deinen Eingang.“

Charlotte führte eine korrekte Verbeugung vor ihrer Schwiegermama aus und dann ließ sie sich, ohne ein Wort zu sagen, umarmen und küssen.

Aribert stand ungeduldig daneben, tippte seiner Mutter auf den Arm und sagte:

„Nanu kommt nur endlich hier aus dem Duſtern. Ihr müßt sie Euch doch mal bei Licht besehen.“ Und dann löste er sein Weib aus der mütterlichen Umarmung los, nahm sie um die Taille und drückte sie an sich. „Armes Herz, wo hast Du denn nur gesteckt?“ fragte er zärtlich.

„Mir war ganz schlecht geworden von dem Schreck,“ versetzte sie leise, indem sie seine Hand von ihrer Hüfte entfernte. „Ich habe mich hinten am Wagen festhalten müssen.“

„Ach Gott, mein armes Lottchen! Und ich habe Dich so schändlich im Stich gelassen — bitte tausendmal um Verzeihung; aber ich mußte der Schwefelbande erst einmal über die Köpfe fahren.“

„Wie kann man nur so entsetzlich fluchen!“ sagte Charlotte ganz leise, indem sie den Kopf schüttelte und ängstlich zu ihrem Mann aufblickte.

„Das geht in meinem Geschäft nich anders,“ versetzte Aribert lächelnd.

Die Tante und die Mutter tasteten sich bereits die

Steintreppe hinauf, als da oben auf der Plattform ein Streichholz aufflammte. Und gleich darauf schlängelte sich zischend ein Schwärmer durch die Luft und unmittelbar hinterher kam ein Feuerfrosch die Treppe heruntergehüpft, gerade auf das junge Paar zu Lotte kreischte unwillkürlich auf und sprang zur Seite; aber es war, als ob der zischende, puffende Irrwisch sie mit seinen Sätzen kreuz und quer verfolgen wollte. Und da kam noch ein Frosch und noch ein Schwärmer und abermals einer und das zischte und pufft und knallte um ihre Köpfe und um ihre Füße herum. Und in dem Lichte des Funkenregens unterschied Charlotte mit Grausen eine garstige Gnomengestalt da oben auf der Plattform, einen dicken Kopf zwischen schmalen, hohen Schultern und einem langen Arm, der einen Feuerwerkskörper nach dem anderen aus der Tasche holte, an dem brennenden Wachsstreichkerzchen entzündete und in die Luft schleuderte, gerade auf sie zu. Und dazu stieß der Gnom jedesmal ein kurzes, durchdringendes Geheul aus. „Haaa . . . lalala . . . Haa . . . lalala . . .“

Aribert hatte sich schützend vor sein Weib gestellt, folgte ihren Bewegungen und schlug mit der Hand nach den Schwärmern, die ihm zu nahe kamen. Aber wie ihrer immer mehr wurden, sprang er mit zwei Sätzen die Treppe hinauf, und fiel dem Bruder in den Arm, indem er ihm das Kerzchen auspustete.

„Jetzt hab' ich's satt, dummer Bengel!“ knirschte er wütend, indem er Friedrich Karls Handgelenke fest umspannte und ihn nach der Hausthür zu drängen suchte, durch welche die Mutter und die Tante schon längst

hineingeflüchtet waren. Friedrich Karl wand sich unter dem eisernen Griff und zeigte knirschend die Zähne. Er wollte nicht zurückweichen. Aribert sah seine Augen im Dunkeln leuchten wie die eines wilden Tieres. Und er wandte sich zu Charlotten zurück und rief ihr zu: „Komm nur, Liebchen, komm nur ruhig vorbei. Ich halte ihn fest, er thut Dir nichts."

Und im raschen Vorbeischlüpfen flüsterte Lotte ganz entsetzt:

„Wer ist denn das? Ist er wahnsinnig?"

Aribert lachte gezwungen.

„Ach wo, das war ja nur Kinderei, — das ist Friedrich Karl."

„Dein Bruder?"

„Ja, leider."

Charlotte trat nun rasch über die Schwelle, in den kleinen Vorplatz hinein, der nach rechts in einen schmalen Korridor auslief und von dem aus links die Treppe nach den Dachräumen hinaufführte. In dem schwachen Lichte, das eine gelbe Ampel verbreitete, gewahrte Charlotte eine Menge Weibervolk und zwei Mannsbilder. Frau von Klinkenberg trat ihr entgegen, hieß sie willkommen in ihrem neuen Heim und bat sie, wegen des verunglückten Empfanges doch ja nicht böse zu sein. Dann stellte sie der jungen Frau die Dienstboten des Hauses vor; die Mamsell, die Köchin, das Stubenmädchen, und noch zwei ältere Taglöhnerfrauen, welche bei außerordentlichen Gelegenheiten, Waschfest, Groß-Reinemachen und Schweineschlachterei zugezogen wurden, sowie auch den alten Jochen, als Kutscher z. D. und

einen sehr dumm dreinschauenden, halbwüchsigen Burschen, Namens Karl, der in eine neue Livree gesteckt war, die ihm nicht recht saß und zu seiner plumpen Leibesbeschaffenheit gar nicht passen wollte: Bismarckbraunes Tuch mit gelben Passepoiles und mehreren Reihen blanker Knöpfchen — wie sie neuerdings nach englischem Muster für die boys in großen Hotels in Aufnahme gekommen sind.

Das weibliche Hausgesinde war mit herbstlichen Blumensträußen, wie sie der echte Bauerngarten zu liefern pflegt, angetreten, und jede überreichte ihren dicken Busch mit einem Knix und dem gleichen offenbar einstudierten Segenswunsch: „Ich wünsch der jungen Frau auch viel Glück und Segen, Gesundheit und langes Leben im heiligen Ehestand."

Charlotte wußte bald nicht mehr, wohin mit den Sträußen und hatte keine Hand mehr frei zur Begrüßung der Weiber.

„Na, Karl, nimm der gnädigen Frau das Grünzeug ab. Immer'n büschen fixing zuspringen!" ermunterte Aribert den Burschen in der zu engen Livree, welche er selbst in Berlin ohne Maß fertig gekauft hatte. Und dann setzte er für Lotten erklärend hinzu: „Das ist nämlich der Groom; vorläufig ist er allerdings nur dick und gesund; das Übrige muß die Erziehung machen. Laß Du ihn nur auch feste springen, damit er bald in seine Livree hineinmagert."

Der Bursche wurde kirschrot im Gesicht, teils des engen Halskragens wegen, teils vor Verlegenheit, und nahm seiner jungen Gnädigen den Blumenflor ab.

Charlotte wandte sich nach ihrem Gatten um, der seinen Bruder an der Hand hinter sich hereingezogen hatte.

Die verwachsene Gestalt hätte ihr vielleicht nur ein unbehagliches Mitleid eingeflößt, wenn sie ihr nicht zum erstenmale unter so grotesk unheimlichen Umständen erschienen wäre, so aber fühlte sie sich unwiderstehlich angezogen durch den Reiz der mit etwas Grausen gemischten Seltsamkeit. Sie kehrte der Schwiegermutter, der Tante und all den Leuten den Rücken und vermochte keinen Blick von Friedrich Karl zu verwenden, der seinerseits hartnäckig die Augen niedergeschlagen hielt und von Zeit zu Zeit sich mit einem Ruck aus dem festen Griff des Bruders loszureißen suchte.

„Was ist ihm denn nur? Warum haßt er mich denn?“ fragte Charlotte ganz leise.

„Warum soll er Dich denn hassen?“ antwortete Aribert leichthin. „Taubstumme sind eben so mißtrauisch. Es dauert immer sehr lange, bis er sich an einen neuen Menschen gewöhnt.“

Charlotte überwand ihre Furcht, streckte ihre Hand aus und sagte mit freundlichem Lächeln:

„Nun, Herr Schwager, wollen Sie mir nicht auch die Hand geben?“

Mutter und Tante traten herzu, stießen Friedrich Karl an und suchten ihm begreiflich zu machen, was von ihm verlangt wurde. Auch Aribert ließ jetzt seine Linke los, nahm seinen rechten Arm in beide Hände und streckte ihn mit einiger Gewalt Charlotten entgegen. Da schlug endlich Friedrich Karl die Augen auf und blickte wild um sich. Er sah einige von den Weibern grinsen. Und dann richtete er einen scheuen, schrägen Blick in Charlottens Gesicht — und sah sie lächeln. Da riß er sich los und

lief die Treppe hinauf in sein Zimmer. Man hörte ihn die Thür zuschlagen und dann zweimal herumschließen.

„Ach was, laßt ihn laufen," sagte Frau von Klinkenberg. „Er stört ja doch nur die Gemütlichkeit. Komm, mein liebes Herz, wir wollen einen Happen essen. Ihr müßt doch einen fürchterlichen Hunger haben." Und damit zog sie Lottens Arm unter den ihrigen und wollte sie nach dem Eßzimmer geleiten. Sie wurde ganz ungeduldig, als die junge Frau noch um ein paar Minuten Urlaub bat, um sich vom Reisestaub ein wenig zu säubern. „Ach Gott, ach Gott, mach nur schnell; Du bist ja auch so hübsch genug, mein Engelchen. Um neun war schon alles parat und jetzt ist es schon halb zehn." Im Flüsterton fügte sie hinzu: „Es giebt ja eine Gans und nachher einen Auflauf, der wird gewiß nicht mehr zu genießen sein."

Aribert machte der Zögerung ein Ende, indem er seine Frau bei der Hand nahm und sie mit sich nach dem Schlafzimmer zog, das am linken Ende der Zimmerreihe nach dem Garten hinauslag. Er wusch sich selbst eilig Gesicht und Hände und dann ließ er sie allein mit der Mahnung, sich ja nicht zu lange aufzuhalten.

Sie legte Hut und Reisemantel ab und sah sich um. Es war ein langes schmales, einfenstriges Gemach, das sich an der östlichen Giebelwand entlang erstreckte. An dieser fensterlosen Wand standen die beiden Betten, — alte, plumpe Kasten von Birkenholz im Empirestil, hintereinander aufgestellt, jedes mit einem kleinen Nachttischchen davor, welche offenbar ein Dorftischler angefertigt hatte. Über den Betten hingen in schwarzpolierten flachen Rahmen die beiden bekannten Kupferstiche: „Der Tod des Generals

Wolf“ und „Napoleon mit dem kleinen König von Rom“. Über dem einen hing am Kopfende ein kleiner Pantoffel aus Pappe mit Muscheln beklebt. Weiter stand an derselben Wand noch ein alter Schrank mit Glasthüren, wohinter zerschlissene, grünseidene Vorhänge, auch von einer sehr hellen Holzart, mit vielfach geplatztem Fournier. An der anderen Wand befanden sich zwei Waschtische, der eine zum Aufklappen mit einem weißlackierten Blecheinsatz, der aber arg verbeult und abgesplittert war; der andere Waschtisch von imitiertem Nußbaum war erheblich größer und diente gleichzeitig als Wäschekommode und mit seinem Spiegelaufsatz als Toilettentisch. Außerdem standen an dieser Wand nur noch ein paar Stühle und ein Kleiderständer von Birkenholz. In der Schmalwand, die dem Fenster gegenüberlag, war noch eine zweite Thür, oder vielmehr eine Thüröffnung, die mit einem Vorhang aus allerbilligstem Kattun verhängt war. Charlotte nahm das Licht und schaute wißbegierig hinter den Vorhang. Aha, dies sollte wahrscheinlich die Badstube vorstellen! Ein kleines Kämmerchen mit einem Fenster, welches innen durch zwei praktikable Fliegenfenster verstellt war. Das Meublement bestand aus einem steifen alten Empire-Sofa, bei welchem Seiten- und Rückenlehne gleich hoch waren. Die flache Polsterung mit grün- und weißgestreiftem Kattun anscheinend neu überzogen. Vor dem Sofa stand inmitten einer Wachstuchunterlage auf dem Fußboden ein kreisrundes Blechgefäß von etwa einem Meter Durchmesser, aber mit nur zehn Centimeter hohem Rand. Es war kein Zweifel, daß dies die Badewanne sein sollte, denn es stand bereits ein Eimer mit Wasser daneben. Ein zweiter

Kleiderschrank von Tannenholz mit rotem Anstrich nahm die Schmalwand ein und am Fenster stand eine etwa mannshohe, sonderbare Stellage, welche von einem kleinen runden Drehspiegel gekrönt wurde, ein mindestens vormärzliches Institut zum selbstrasieren. Charlotte hätte beinah das Kabinett verlassen, ohne eines Möbels gewahr zu werden, welches ganz bescheiden dem Rasierspiegel gegenüber sich in die Fensterecke duckte. Und doch war dies entschieden das vornehmste Stück der Einrichtung, nämlich ein mit Armlehnen versehener und mit Lackleder überzogener, gepolsterter Leibstuhl.

Charlotte traute ihren Augen nicht. Sie erinnerte sich kaum in altväterischen Gasthäusern entlegener Gebirgsstädtchen einer derart ärmlichen, geschmacklosen und lächerlich unpraktischen Einrichtung begegnet zu sein Der Paradeleibstuhl setzte aber doch dem Ganzen die Krone auf! Sie kehrte in das Zimmerchen zurück, stellte den Leuchter mitten in die Badewanne und setzte sich auf das kleine Sofa. Dabei knisterte es verdächtig unter ihr; es war offenbar drei Finger dick mit Heu ausgestopft. Und Charlotte schlug die Hände ineinander und lachte — ein hartes, hysterisches, verzweifeltes Lachen, das bald genug in Weinen überging.

In den nächsten Tagen mußten ihre Kisten und Koffer ankommen mit den Haufen feinster, kostbarster Wäsche darin und den hundert anmutigen, praktischen Überflüssigkeiten, die eine elegante Dame zu ihren Bedürfnissen zählt. Auf Karolas Drängen hatte sie sich sogar einige seidene Nachthemden mit Spitzenbesatz gekauft. Die würden wahrhaftig prächtig zu dem elenden Plunder dieser Ein=

richtung passen! Charlotte kam sich auf einmal so erniedrigt und entwürdigt vor. Wollten sich denn diese Leute über sie lustig machen? Wozu denn dieses kindische Gaukelspiel mit vornehmen Allüren? Abscheulich, abscheulich! Man konnte sie doch unmöglich für eine alberne Zierpuppe halten? Oder ging diesen Leuten so gänzlich alles Stilgefühl ab, daß sie die lächerliche Dissonanz zwischen ihrer trostlos öden, kahlen Einrichtung und der raffinierten Eleganz, die sie von ihr zu verlangen schienen, nicht empfanden? Ihr war all der kostspielige Schnickschnack ja durchaus nicht Bedürfnis. Wenn sie an ihr reizendes, kosiges Schlafgemach im Vaterhause dachte! Da waren keine aufdringlichen, kostbaren Prunkstücke darin. Alles einfach, unauffällig, aber auch alles harmonisch, in Form und Farbe zusammengehörig, und vor allen Dingen jener frische Hauch peinlicher Sauberkeit über dem Ganzen schwebend, welcher Lebensluft ist für ein an Leib und Seele gesundes, reines Weib. Ja, hätte sie ihr Gatte noch in dem halb trunkenen Zustand verliebter Aufregung in dieses Schlafzimmer geführt, so hätte sie vielleicht den Humor besessen, ihn lustig zu verspotten wegen seiner Geschmacklosigkeit; aber nun war jene häßliche Szene dazwischen gekommen, die süße, dämmerige Sinnenschwüle wie durch einen grellen Blitz erhellend und wie durch einen kalten Platzregen abkühlend. Der Mann, der so gemeine Schimpfworte in den Mund nahm und so roh über seine Untergebenen herfallen konnte, war das derselbe, an den sie sich kurz zuvor mit schmachtend geöffneten Lippen zu langen Küssen angeklammert hatte? Wie war er ihr doch auf einmal so fremd geworden! Eine fürchter-

liche Ahnung wollte sich wie eine schwarz drohende Wolke auf sie herabsenken. Sie hatte wohl verstanden, was der fremde Kutscher zu ihm gesagt hatte, und eine Stimme, auf die sie nicht hören wollte, deren sie sich zitternd zu erwehren suchte, hatte ihr, während sie sich da unten im dunkeln Hof schwankend hinter dem Wagen versteckt hielt, durch all den wüsten Lärm hindurch deutlich vernehmbar zugerufen: „Siehst Du ihn jetzt, wie er ist? Ja, mache nur Deine Augen weit auf, — und Deine Ohren auch! Das ist die Wahrheit, die so schmetternd hell aus ihm trompetet. Er flunkert nicht nur zum Spaß, er lügt — hörst Du? — er lügt!"

Sie schauderte fröstelnd zusammen und sprang auf von dem harten Sitz. Es klopfte an die Schlafzimmerthür. „Nicht herein, nicht herein!" schrie sie mit halb erstickter Stimme auf. Und dann rannte sie im Dunkeln durch das lange, niedrige Gemach nach der Thür, tastete nach dem Schloß, schob den Riegel vor und drehte auch noch den Schlüssel herum.

„Na, na, gar so ängstlich? hehehe!" lachte draußen ihr Gatte. „Spute Dich bloß, mein Herzblatt, die Gans duftet schon durchs ganze Haus. Tantchen schnuppert in höchster Aufregung und Mamachen zittert für ihren Auflauf und sieht immerzu nach der Uhr."

„Ja ja, ich komme gleich," rief Charlotte, und dann lief sie wieder nach der Kammer zurück, nahm den Leuchter aus der Badewanne und setzte ihn auf den größeren Waschtisch. Hastig durchwühlte sie ihre Handtasche nach Waschzeug, Kamm und Bürste und dann riß sie sich die Taille herunter, wusch sich und brachte das zerzauste Haar

in Ordnung. Und dann hielt sie sich die Kerze vors Gesicht und schaute in den Spiegel. Sie sollten's ihr doch nicht ansehen, daß sie schon geweint hatte! — Nein, man sah nichts mehr. — Aber ehe sie wieder in die Taille schlüpfte, preßte sie noch einmal die nackten Arme aneinander und reckte sie aufwärts, als wollte sie sich von einer grausamen Gottheit mit halb verzweifeltem Drohen Kraft erflehen, das Schreckliche zu ertragen. In diesem Raume, so kahl, öd und garstig, mit diesem Manne, der ihr auf einmal wieder so fremd geworden war, als hätte sie ihn zum ersten Male gesehen — hier, und mit diesem Manne sollte sie die erste Nacht fern vom Vaterhause verbringen!

Sie stöhnte tief auf und dann fuhr sie in ihre Taille hinein und knöpfte sie mit zitternden Fingern zu. Vor der Thür hörte sie Aribert ungeduldig auf- und abgehen. Ach, sie durfte ja heute Nacht ihm den Riegel nicht vorschieben, sie war ja seine Sache! Kränkung und Gewaltthat, Hohn und niedrige Lust war ja Recht und Gesetz geworden, geheiligt noch obendrein durch den Segen der Kirche!

Nun war sie fertig. Sie nahm den Leuchter und schaute noch einmal um sich.

„Das einzige, was sie neu angeschafft haben," sprach sie zu sich selbst, „das sind die Bettvorleger und die Waschgeschirre — fünf Mark die Garnitur und die Bettvorleger zwei Mark fünfzig das Stück."

O, sie kannte sich aus! Und dabei kam's ihr doch wunderlich und lächerlich vor, daß ihr in solcher Stimmung diese nüchterne Bemerkung sich aufgedrängt hatte. Sie

lächelte bitterlich indem sie den Riegel zurückschob und den Schlüssel herumdrehte. Und mit diesem Lächeln auf den Lippen schritt sie über die Schwelle.

Zehntes Kapitel.

In welchem Frau Charlotten ein Licht aufgeht und sie Unterricht in der Fingersprache nimmt.

Als Aribert am anderen Morgen schon bald nach sechs Uhr aufstand, stellte Charlotte sich schlafend. In Wirklichkeit hatte sie die Sonne bereits geweckt, deren Licht durch die dünnen Kattunrouleaux nur ein weniges abgedämpft wurde. Er hatte sich über sie gebeugt, aber da er sie schlafend glaubte, sich leise davongeschlichen, um sie nicht zu wecken. Jetzt hörte sie ihn in dem Kämmerchen nebenan im Wasser planschen. Er zog sich auch ganz leise an und schlich sich auf den Zehen hinaus. Sie war ihm sehr dankbar für diese zarte Rücksicht und als sie allein war wühlte sie den Kopf tief ins Kissen und weinte sich in Schlaf.

Was den jungen Gatten veranlaßte, sich so leichten Herzens, ja sogar ohne den kleinsten Kuß von seinem Weibchen zu trennen, das war weder zarte Rücksicht, noch sträfliche Gleichgiltigkeit gegen so viel Liebreiz; es war vielmehr die Sorge um die Trakehner des Grafen Reetz,

welche ihm die ganze Brautnacht verdorben und ihn schon zu so früher Stunde aus unruhigem Schlummer aufgeschreckt hatte. Zu seiner großen Erleichterung stellte sich heraus, daß das Handpferd immerhin noch ganz gut fortgekommen war; zwar schaute es komisch kläglich drein mit seinem dickverbundenen Kopf und schien sich wie ein krankes Hätschelkind der Wichtigkeit zu freuen, die man seinem leidenden Zustand beimaß. Aber als man sich nun den Schaden bei Tageslicht besah, zeigte es sich, daß abgesehen von einer tüchtigen Beule alles in Ordnung war. Das Sattelpferd lahmte zwar auch noch ein wenig, als man es im Hofe auf- und abführte, aber Aribert hatte es im Verdachte, daß es nur simuliere, um hinter seinem Kameraden nicht zurückzustehen. Und auch Krischan bequemte sich zu dieser Ansicht, nachdem ihm der Herr Baron ein Zwanzigmarkstück in die Hand gedrückt hatte. Auch der Lakai bekam ein gutes Trinkgeld und außerdem ein Briefchen an den Herrn Grafen mit, worin Aribert den Vorfall als ganz belanglos darstellte und sich zum Ersatz der zerbrochenen Deichsel erbot. Ein Stündchen später fuhren denn auch die beiden Grünschwarzgelben mit Roß und Wagen besänftigten Gemütes heim.

Aber Aribert sollte sobald noch keine Ruhe haben, denn jetzt ging ein wilder Tanz an mit dem schwer beleidigten Inspektor. Der Mann verlangte seine sofortige Entlassung und drohte außerdem mit Klage. Er ließ sich durchaus den Mund nicht verbieten und brüllte seinem Herrn mit einer Stimme zum Tote-Auferwecken eine gute Mandel auserwählter Artigkeiten ins Gesicht: Leute-

schinder, Geizkragen, Ruppsack, fauler Junge — ein ganzes, gedrängtes Kompendium ländlicher Höflichkeit. Und die Hofknechte und Tagelöhner, Männer und Weiber, kamen von allen Seiten herzu, horchten hoch auf und freuten sich diebisch.

Aribert schäumte vor Wut, und dennoch mußte er an sich halten, denn er war unbewaffnet, während der Inspektor seinen dicken Feldstecken mit der eisernen Spitze drohend in der Hand schwang und beim ersten thätlichen Angriff sicherlich ohne Bedenken gegen seinen Herrn gebraucht haben würde. An ihrem Schlafstubenfenster, das nach dem Hofe hinauslag, erschien bereits Frau von Klinkenberg die Ältere in weißer Nachtjacke, und wenn der Junker nicht warten wollte, bis auch noch das ganze Hausgesinde zusammenlief und womöglich gar seine Frau geweckt wurde, so blieb ihm nichts übrig, als sich schleunigst zurückzuziehen.

Als er durch den engen Hausgang schritt, um sich nach dem Eßzimmer zu begeben, ward die Thür des Schlafgemachs ein wenig aufgethan und die Frau Mama steckte ihren unfrisierten Kopf in den Spalt.

„Pst, Albertchen,“ rief sie ihn leise an, „töw mal eins: is Lotte schon munter?“

„Nee, die ratzt noch,“ gab Aribert brummig zur Antwort.

„Na, Gott sei Dank! Was mußt Du denn aber auch am frühen Morgen für einen Radau anfangen! O Gott, o Gott, wenn sie das gehört hätte!“

„Drum hab' ich's ja eben bei Zeiten abgemacht. Den Kerl bin ich los. Heute noch muß er raus. Und

nu verschaff' mir schnell ne Tasse Kaffee, Mutter. Eine Wut habe ich in mir . . .! Aber 'n bißchen stärker wie gewöhnlich."

Damit trat Aribert ins Eßzimmer. Er zündete sich eine Cigarre an. Und dann riß er die Flügelthür auf, die nach der Veranda hinausführte und pflanzte sich breitbeinig vor der Schwelle auf, die Hände in den Hosentaschen. Der Tag versprach wunderschön zu werden. In wolligen Strähnen strich Altweibersommer, vom leichten Morgenwind getragen, langsam durch den hellen Sonnenglanz. Funkelnde Brillanten hingen in allen Zweigen, tropften von allen Blattspitzen herunter, von den weiten Feldern hinter dem Garten stieg loser, weißer Dampf auf und alle Vögel in Busch und Feld äußerten sich quietschvergnügt über die Lust zu leben an solch herrlichem Herbsttag.

Aribert stand und paffte und klapperte mit den Schlüsseln in seiner Tasche. Und dann stampfte er die steinerne Treppe hinunter in den Garten. Von einem Haselbusch brach er einen starken, halbverdorrten Zweig ab und mit dem schlug er im weiterschreiten rechts und links um sich, bis er nur noch einen kurzen Stumpf davon in der Hand behielt. Die Tropfen spritzten ihm ins Gesicht und das that ihm wohl. Ein paarmal umschritt er seinen stolzen Park, rund fünfzig Schritt hin und fünfzig Schritt her und dann blieb er vor dem Fenster seines ehelichen Schlafgemachs stehen und schaute hinauf. Das Rouleau war noch heruntergelassen und kein Laut drang von da drin heraus. Er lächelte befriedigt und kehrte nach dem Eßzimmer zurück.

Bald darauf kam das Mädchen mit dem Kaffee und fast gleichzeitig erschien auch seine Mutter in einem schon etwas schmierigen alten Morgenrocke, die dünnen Schwänzlein ihres immer noch braunen Haares unter einer alten Haube vorläufig verborgen. Sie wartete bis das Mädchen hinaus war und dann trat sie hinter ihres Sohnes Stuhl und strich ihm zärtlich über den glatten Hinterkopf.

„Na, mein Jungchen, na? Gut geschlafen?“ begann sie, überaus freundlich lächelnd.

Er schenkte sich die Tasse voll, zuckte kurz auflachend die Achseln und ließ die Frage im übrigen unbeantwortet. Sie setzte sich zu ihm und schaute geduldig zu, wie er langsam das heiße Getränk hinunterschlürfte.

Als die Tasse leer war, fragte er: „Na, wie gefällt sie Dir?“

„Ach, so weit sehr gut,“ versetzte Frau von Klinkenberg, ihre schmalen Brauen hochziehend. „Sehr was Feines hat sie an sich. Ein bißchen still scheint sie mir.“

„Sie denkt mir etwas zu viel,“ erwiderte Aribert, indem er die ausgegangene Cigarre aufs neue in Brand setzte. „Nehmt Euch nur in acht, die paßt höllisch auf mit ihren sanften, blauen Augen und merkt alles.“

„Hat sie was gesagt wegen gestern Abend?“

„Gesagt hat sie nichts, aber sie hat sich ihr Teil gedacht, das hab' ich ihr wohl angemerkt. Und dann, Du — die Einrichtung in unsrem Schlafzimmer findet sie scheußlich.“

„Was? Wo ich die neuen Waschgarnituren angeschafft habe und ihr Vaters Gewehrschrank für ihre Kleider

eingeräumt? Na, ich dächte doch, wenn die Einrichtung für Deine Großmutter, die Reichsgräfin, gut genug gewesen ist, brauchte sich solche Apothekertochter nicht gar so sehr zu haben!"

„Mach' keine faulen Witze, Mama; Du kannst Dir doch denken, daß die's besser gewohnt sind."

„Und die besten Betten hab' ich ihr zusammengesucht," eiferte Frau von Klinkenberg weiter. „Soll sie sich's doch selber bezahlen, wenn sie's noch feiner haben will."

„Na, weißt Du, recht hat sie schon," erwiderte Aribert. „Nobel sieht's bei uns nicht aus. Da muß Wandel geschaffen werden. Aber später natürlich. Ich hab' schon Karola gehörig den Marsch geblasen, daß sie so viel überflüssiges, teures Zeug angeschafft haben. Ihr Ausstattungsgeld darf sie mir nicht verquasen. Darum hab' ich ihr ja auch gesagt, daß Möbel reichlich vorhanden wären. Der Alte hat sich vorläufig noch gänzlich abgeneigt gezeigt, mehr als die zwanzigtausend Mark in bar herauszurücken. Da heißt es zusammenhalten. Eh' nicht die Schulden alle bezahlt sind, wird für Luxus nichts ausgegeben. Du, apropos: wo ist denn der schöne, neue Teppich im Salon her? Den hast Du doch hoffentlich nicht gekauft?"

„I Gott bewahre, den hab' ich von den Burowern geliehen, und die neuen silbernen Theelöffel auch; unsere dünnen konnt ich doch nicht gut auflegen, die habt ihr ja als Kinder kurz und klein gebissen. Silber bringt sie ja auch genug mit. Wie ist es denn übrigens mit Deinem Hochzeitsgeschenk geworden?"

„O, fein sag' ich Dir! Ein Kollier für fünfzehnhundert Mark."

„Fünfzehnhundert Mark?!" rief Frau von Klinkenberg ganz entsetzt. „Aber Albertchen! So viel Geld hattest Du doch gar nicht mehr. Wovon hast Du denn das bezahlt?"

Aribert lachte gemütlich.

„Bezahlt! Was denkst denn Du von mir? Is ja das, was Meyern unserer Eva zur Hochzeit geschenkt hat. Die hat mir's gepumpt unter der Bedingung, daß ich ihr vierteljährlich hundert Mark zahle, bis ich's ihr mal wiedergeben oder abkaufen kann. Auf diese Weise hofft nämlich Evchen die Kosten wieder herauszuschlagen, die sie von meiner Verlobung gehabt haben. Aber sie wird sich eklig schneiden; denn weißt Du, sobald ich mit Lottchen erst ein bißchen intimer stehe, beichte ich ihr in einer gerührten Stunde meine Verlegenheit und luxe ihr das Ding wieder ab, wenn's ihr nicht gelingt, ihren Alten zur Zahlung zu bewegen. Ich denke, das Geschäft wird sich noch vor dem ersten Quartal erledigen lassen. Brillante Idee, was?"

Frau von Klinkenberg lehnte sich leise kichernd in ihren Stuhl zurück und blickte ihren Sohn mit ehrlicher Bewunderung an.

„Na, das muß ich sagen, Du verstehst drauf zu laufen," rief sie. „Aber sag mal, hast Du denn gar keine Angst, daß sie's schließlich doch übel nimmt, wenn Deine Geschichten so allmählich rauskommen?"

Aribert lächelte überlegen.

„Ja aber jeliebtes Muttchen, ich kann doch nischt da=

für, daß ich keen Krösus bin. Da muß man sich eben zu helfen wissen, — na und das wird sie ja schließlich doch einsehen. Überhaupt, wenn Sie mich lieb hat ... So viel Christentum kann man doch verlangen, daß man ein Auge zudrückt! Die Liebe duldet alles, die Liebe trägt alles — Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, oder wie es in der Bibel heißt. Und ich liebe sie ja doch auch — nee, nee, nee Ehrenwort, ich liebe sie, Du brauchst gar nicht so zu glupschen! Ich bin effektiv bis über die Ohren verschossen. Is doch schließlich auch 'n janz feudales Weib, — weeß gar nich, was De willst! Ich habe überhaupt die besten Vorsätze. Wenn ich man erst 'n bißchen Ordnung in die Verhältnisse gebracht habe, dann sollt Ihr mal was erleben! Ich bringe das Haus Klinkenberg noch mal hoch, da kannst De Jift drauf nehmen. — Du übrigens, Karola is doch nich übel. Hätt' ich gar nicht von ihr gedacht. Die is ja jrade so helle wie unsere Eva. Wie die den lieben Schwager Heinrich einjeseift hat, das is einfach zum schreien."

Er hatte seine Stimme bis zum Flüsterton herabgedämpft und die Frau Mama rückte dichter an ihn heran, legte zärtlich ihren Arm um seine Schultern und erkundigte sich neugierig nach den Aussichten des Verhältnisses zwischen Karola und Heinrich Schönbeck.

„Wir können alle Tage Verlobungsanzeige erwarten," sagte Aribert überzeugungsvoll. „Du solltest nur den steifen alten Knacker nach den Federbällen hupfen sehen, haha ... O, Karola is ein jeniales Mädchen!" Er gab noch einige komische Einzelheiten zum besten, und dann brach er auf, um sich seinen „Schneekönig" satteln zu lassen.

Er mußte heute überall selbst zum rechten sehen, damit der Inspektor ihm nicht etwa aus Rache irgend einen bösen Streich spielte. In der Thür wandte er sich noch einmal um und bat die Mutter, ihn bei Lotten zu entschuldigen. „Stell' ihr das nur richtig vor, was das heißen will, sich am Morgen nach der Hochzeit so früh aus den Armen seines Weibchens zu reißen. Sag' ihr nur, Dein Sohn hat den Wahlspruch: Selbst ist der Mann und die Pflicht über alles! Respekt muß sie kriegen. Na, denn macht's gut und — verschnappt Euch nicht! Morjen!" — —

Charlotte hatte bis halb zehn Uhr fest geschlafen und dann die Ruhe, die man ihr gönnte, benutzt, um ihre Koffer auszupacken. Lina, das Hausmädchen, hatte ihr dabei geholfen, und dieses gute Kind vom Lande war über all die Herrlichkeiten aus feinstem Leinen, Battist, Seide und Spitzen, sowie über die Kleider, die aus den beiden großen Reisekörben zum Vorschein kamen, so erstaunt, so hingerissen von Bewunderung, daß wenig fehlte und sie wäre ihrer jungen Herrin anbetend zu Füßen gefallen. Ihre Backen glühten, als hätte man ihr die Erlaubnis gegeben, in den goldenen Schätzen eines Feenschlosses zu wühlen, und mit ihren rauhen Fingern streichelte sie zärtlich die feinen weichen Stoffe und streichelte schließlich in ihrer Begeisterung gar die junge, schöne Gnädige selber, den Rock hinunter und über die bloßen Arme, als wollte sie sich davon überzeugen, ob dies vollkommene Gebilde wirklich auch ein Mensch von Fleisch und Blut sei.

Charlotte lachte nicht über die komischen Ausbrüche des Entzückens und die naiven Fragen des Mädchens.

Es that ihr wohl, das gute Ding reden zu hören und auf alle seine Fragen ihm freundlich Bescheid zu geben. Und dann fragte sie auch selbst allerlei: nach Linas Eltern und wie lange sie im Dienst sei, wie viel sie Lohn habe, wann und was die Dienstboten zu essen bekämen und dergleichen mehr. Sie war sehr erstaunt über die Niedrigkeit der Löhne, sagte aber nichts darüber, weil sie meinte, es müßte auf dem Lande wohl so üblich sein. Aber es war bei ihren Fragen auch sonst allerlei zu Tage gekommen. „Mamselling" schien ein böser, alter Drache zu sein, der den Mägden nicht einmal ein auskömmliches Essen gönnte — oder war es vielleicht Frau von Klinkenberg selbst, welche solch harte Sparsamkeit anordnete? Das blieb zweifelhaft, denn über die Frau des Hauses drückte sich Lina sehr vorsichtig aus, und Charlotte hütete sich auch, nicht etwa durch Fragen den Klatsch heraufzubeschwören.

„Ich werde mich jetzt schon selbst um die Wirtschaft bekümmern," sagte sie zu dem Mädchen, „und ich werde dafür sorgen, daß Ihr ordentlich und reichlich zu essen bekommt. Die Mamsell wird es wohl so bös nicht meinen Aber wenn die Hausfrau einmal längere Zeit krank oder gar abwesend ist, dann meinen solche Vertreterinnen gewöhnlich, sie müßten es ganz besonders genau nehmen."

„Wie meinen gnädige Frau?" fragte Lina und guckte dumm zu Charlotten auf.

„Ich meine, wie Frau von Klinkenberg im Bade war."

„Im Bade? Da weiß ich nix von; sie is doch in kein Bad nich west."

„So? Wissen Sie das nicht? Sie war doch diese

letzten vier Wochen fort? Sie ist doch erst vor acht Tagen wiedergekommen."

„I wo, de is doch nich aus't Haus west," sagte Lina grinsend.

Und Charlotte wurde blaß, bückte sich rasch über die Kommodenschublade und sagte verlegen:

„Nicht? Ach — da irre ich mich wohl."

Seit acht Uhr waren die beiden älteren Damen des Hauses, sowohl die Frau als auch das Fräulein von Klinkenberg, bereits auf dem Posten gewesen, um die junge Frau zu empfangen und beim Frühstück zu bedienen. Keine von den beiden Damen wich auch nur auf eine Minute von der Stelle, denn sie waren beide gleich neugierig auf das erste Auftreten Charlottens bei Tageslicht, — wie sie wohl aussehen, was sie wohl anhaben würde. — Tante Lollchen vertrieb sich die Zeit, indem sie abwechselnd einen Abschnitt aus einem erbaulichen Werke mit dem Titel: „Balsamine oder christlicher Blumengarten fürs ganze Jahr" und einige Seiten aus dem Prachtwerk: „Deutschlands Helden im Kampfe gegen den Erbfeind 1870/71" zu sich nahm; denn wie es sich für den Busen einer älteren, gesinnungstüchtigen Aristokratin gehört, wohnten auch in dem ihrigen die Sehnsucht nach dem himmlischen Paradies, wo die Löwen mit den Lämmlein friedlich gepaart das würzige Kräutlein nagen, mit der schwärmerischen Verehrung für grimmige Schlachtenlenker einträchtig beisammen. Und Frau von Klinkenberg, die den geistigen Genüssen weniger ergeben war, fand Muße, mehr als die Hälfte eines Strumpfes zu vollenden. Trotz solcher segenbringenden Thätigkeit wurden die beiden

Damen aber doch immer ungeduldiger, und als Charlotte nach halb elf Uhr endlich erschien, konnten sie nicht umhin, beide zugleich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung „endlich!“ zu rufen. Die junge Frau trug ein sehr einfach aber geschmackvoll gemachtes Kleid aus glattem, dunkelblauem Tuch und keinen anderen Schmuck, als eine mattgoldene Sicherheitsnadel mit drei kleinen Smaragden darauf an dem seitlichen Kragenschluß. Sie sah blaß und ernst aus und schien nicht sehr zum Reden aufgelegt. Die Frau Schwiegermama verstand es sehr gut, in ihre Entschuldigungen wegen des aufgewärmten Kaffees einen sanften Vorwurf wegen des späten Aufstehens hineinzulegen.

„Du mußt schon entschuldigen,“ schloß sie, „wenn wir darauf nicht gefaßt waren. Ich bin ja so lange aus den städtischen Gewohnheiten heraus; aber Du kannst Dir ja für künftig das Frühstück um zehn oder auch um elf Uhr bestellen, ganz wie Du willst. Du bist ja jetzt die Herrin im Hause — wenn Du Dich auch natürlich mit der Wirtschaft nicht viel wirst abgeben wollen. Das thut ja aber auch gar nicht nötig, dazu bin ich ja da. Dein Mann wird Dir dann freilich auch nicht Gesellschaft leisten können, denn der sieht überall selbst nach dem Rechten. Selbst ist der Mann — die Pflicht über alles, — das ist meinem Sohn sein Wahlspruch.“

Dieser Redeschwall drohte schon Lotten nervös zu machen. Sie seufzte leicht und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Und dann erwiderte sie, matt lächelnd:

„Du irrst Dich, liebe Mama. Es ist durchaus nicht meine Gewohnheit, so spät aufzustehen. Aber nach den

Aufregungen des Hochzeitstages . . . ich bin erst nach Sonnenaufgang eingeschlafen."

Sie hatte das ganz harmlos gesagt, aber die Schwiegermama lächelte wissend, indem sie Tante Lollchen zuzwinkerte, welche ihrerseits als wohlerzogenes Mädchen sofort die Augen niederschlug.

Charlotte bemerkte die kleine Komödie und der Unwille trieb ihr eine flüchtige Röte in die Wangen. Aber sie fuhr ganz ruhig fort zu reden.

„Du mußt auch nicht glauben, daß ich hier die Hände faul in den Schoß legen wollte. Ich habe ja zu Hause auch den Haushalt geführt. Ich werde Dir sehr dankbar sein, wenn Du mich baldigst in meine neuen Pflichten einführen möchtest. Wozu wäre ich denn da, wenn ich Dir nicht jetzt die Mühe abnehmen sollte — und überhaupt jetzt, wo Du doch nach der überstandenen schweren Krankheit gewiß der Schonung bedarfst."

Charlotte beobachtete scharf. Es entging ihr nicht, daß Tante Lollchen unruhig wurde und einen ängstlichen Blick zu ihrer Schwägerin hinübersandte, deren gelbes Gesicht übrigens ganz ruhig blieb — nur die Ohren wurden plötzlich rot, wenn auch nur für ein paar Sekunden. Charlotte konnte das gut beobachten, weil die altmodische Frisur, welche je ein dünnes Zöpfchen in anmutigem Bogen unterhalb der Ohren herumführte, diese nicht verdeckte.

„Du bist sehr freundlich," versetzte Frau von Klinkenberg die ältere ohne langes Besinnen, „aber das Bad hat mir wirklich so gut gethan, daß ich mich gar nicht mehr so ängstlich zu schonen brauche."

„So, wirklich?“ rief Charlotte ironisch. Ihre Nasenflügel zuckten und es kostete ihr Mühe, ihre Entrüstung zu beherrschen. Sie wandte sich rasch zur Tante. „Ich muß auch wirklich sagen, daß Mama recht gut aussieht. Findest Du nicht auch, liebe Tante? Ich habe sie ja leider vor ihrer Krankheit nicht sehen dürfen.“

Das alte Fräulein war wenigstens so ehrlich, dunkelrot zu werden. Es hatte sich gleich damals, als die plumpe Lüge einer Badereise im Familienrat ersonnen wurde, entschieden dagegen ausgesprochen, denn mit solchen Prüfungen, die Gott dem Menschen zu seinem Besten verordne, dürfe man nicht einen frevelhaften Spott treiben. Es war überzeugt, daß der Himmel zur Strafe der Schwägerin eine wirkliche Krankheit schicken würde. Es wollte auch mit solch einer gotteslästerlichen Lüge nichts zu thun haben, und hatte sich nur verpflichtet, der lieben Familie zu Gefallen den Mund zu halten. Nun war es in einer schrecklichen Verlegenheit und stammelte, den mahnenden Blicken der Schwägerin ängstlich ausweichend, ganz verwirrt:

„Ach ja — sie hat ja Gottlob eine sehr kräftige Natur. Es hat ihr eigentlich noch nie etwas gefehlt, ja — das heißt, wir stehen ja alle in Gottes Hand.“

Charlotte trank langsam ihren Kaffee aus und weidete sich an der Verlegenheit der beiden Frauen. Um das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, begann Frau von Klinkenberg von der Köchin zu reden. Aber mitten in ihrer Auseinandersetzung unterbrach sie Charlotte durch den lebhaften Ausruf:

„Die Lina gefällt mir übrigens sehr gut. Ihr habt sie wohl erst seit ganz kurzem in Dienst?"

„O nein, die dient schon im dritten Jahr," erwiderte Frau von Klinkenberg. „Warum meinst Du? Hat sie sich etwa ungeschickt benommen? Die Leute sind hier etwas schwerfällig."

Charlotte sah ihrer Schwiegermutter scharf ins Auge und sagte, jedes Wort betonend:

„Ach, dann muß sie aber ein merkwürdig kurzes Gedächtnis haben!"

Frau von Klinkenberg blickte Charlotten einen Augenblick fragend an — dann begriff sie. Und nun wechselte sie doch die Farbe. Ihre Finger zitterten, sie mußte das Strickzeug weglegen.

„Aribert wünschte ..." mehr brachte sie nicht heraus. Es schnürte ihr die Kehle zu. Herauskommen mußte es ja freilich doch einmal, darauf war sie ja auch gefaßt gewesen. Aber schon am ersten Tage, — das war doch sehr unangenehm.

„An Aribert werde ich mich auch halten," sagte Charlotte streng und kalt. „Bitte, gieb mir noch eine Tasse Kaffee."

Frau von Klinkenberg und die Tante sprangen beide gleichzeitig diensteifrig auf, froh, das Strafgericht von sich abgewälzt zu sehen. Mochte es Aribert ausbaden, der war ja der nächste dazu.

Frau von Klinkenberg hatte eigentlich dringend in der Wirtschaft zu thun, aber sie mochte die Schwiegertochter auch nicht mit dem Tantchen allein lassen — das war imstande, noch mehr Wahrheiten zu ent-

hüllen in seiner Einfalt, und für heute hatte sie davon gerade genug. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als indem sie das dicke alte Fräulein einfach unter dem Arm ergriff und vom Stuhl emporzog.

„Du entschuldigst uns wohl für einen Moment, liebes Kind," sagte sie süß lächelnd zu Charlotten. „Wir wollen bloß einmal nach der Wirtschaft sehen." Und als Tante Lollchen dagegen eine Einwendung erheben wollte, zwickte sie sie mahnend in den Arm und zog sie so rasch wie möglich mit sich hinaus.

Sobald die beiden hinaus waren, sprang Charlotte auf, lief nach der offenen Verandathür und blieb da tief aufatmend stehen. Sie durchschaute die ganze Gesellschaft. So rasch, mit so wuchtigen Schlägen war ihr Glaube zertrümmert! Es war grausam, daß das so plötzlich kam. Alles auf einmal, in noch nicht vierundzwanzig Stunden!... Aber vielleicht war's doch besser so. Wenn noch etwas zu retten war aus diesem Schiffbruch ihrer Illusionen, dann konnte es nur dadurch geschehen, daß sie sogleich und unerschrocken von ihrem Gatten Rechenschaft forderte. Er konnte jetzt doch nicht mehr lügen! Und ehe sie sich entschloß, mit ihm weiter zu leben, wollte sie wissen, wie viel ihm von all seiner Herrlichkeit übrig blieb, nachdem einmal eine strenge Scheidung zwischen Wahrheit und Lüge vorgenommen war. Ihr Gefühl konnte sie doch nicht so furchtbar betrogen haben! Es konnte doch nicht alles, was sie an ihm liebte, nur falscher Schein gewesen sein! Und wenn es doch so war? Wenn sich die Überzeugung ihr aufdrängte, daß auch seine Liebe zu ihr nur Spiegelfechterei gewesen, dann war es jetzt wenigstens

noch nicht zu spät, in das Vaterhaus zurückzukehren, denn noch hatte sie sich ihm nicht mit Seele und Leib zu eigen gegeben, noch würde sie die brennende Scham, sich an einen Unwürdigen weggeworfen zu haben, nicht durch das ganze Leben verfolgen. Und sie segnete den häßlichen Zwischenfall des gestrigen Abends, der sie aus liebeseligem Taumel gerissen und sie davor bewahrt hatte, sogleich auf den ersten Ansturm die Beute dieses — Fremden zu werden.

Sie hörte im Nebenzimmer die Thür gehen, und da zuckte sie erschrocken zusammen und sprang die steinernen Stufen hinunter in den Garten. Sie konnte jetzt nicht reden mit diesen schrecklichen alten Weibern — und auch mit ihm nicht. Sie wollte erst zur Klarheit über sich selbst gelangen. Und so floh sie den schmalen Weg zwischen dem dichten Buschwerk entlang, bis sie vor dem hölzernen Gitterthürchen stand. Niemand folgte ihr, keine Stimme rief ihr vom Hause her. Sie blieb stehen, um wieder zu Atem zu kommen und schaute um sich. Ah — der Park, von dem Aribert mit so viel Stolz gesprochen hatte, war also hier schon zu Ende! Sie lachte kurz und bitter auf und dann trat sie durch die unverschlossene Thür hinaus ins Freie. Ein elender Sandweg führte an dem Stoppelfeld entlang und sie verfolgte diesen Weg nach Westen weiter, wo sie einen dunkeln Streifen Waldes von dem Kamm einer niedrigen Hügelkette aufragen sah. Es war ihr gleichgiltig, daß sie sich ohne Hut und Handschuhe der Sonne aussetzte und daß der Sand alsbald ihre niedrigen Schuhe füllte. Sie wollte nur allein sein, möglichst weit weg von diesem Hause und seinen Bewohnern.

Sie kam auf dem elenden Wege nicht eben rasch fort, obwohl sie tüchtig ausschritt, wie sie es gewohnt war. Eine kleine halbe Stunde etwa brauchte sie bis sie den Waldsaum erreichte. Da standen Birken am Rande und dahinter Kiefern, noch nicht sehr alte. Sie ging jetzt langsamer, aber schon nach weiteren fünf Minuten hatte sie den schmalen Waldstreifen durchquert und sah hügelabwärts eine weite, rötlich schimmernde Heide vor sich ausgebreitet, am fernsten Saum der Heide eine Herde Schafe mit ihrem Hirten — sonst nirgends ein Haus oder ein Mensch zu sehen. Charlotte sog den zarten Duft der Erika begierig ein während sie so Umschau hielt, die Augen mit der Hand beschattend gegen die blendende Sonne. Hier mußte vor Zeiten ein Hochwald gestanden sein; ansehnliche Baumstümpfe und tief aufgewühlte Löcher, aus denen man starke Wurzeln herausgegraben hatte, bewiesen das. Es gefiel Charlotten hier. Hier wollte sie sich niederwerfen und nachdenken. Da bewegte sich etwas hinter einem Baumstumpf, nur wenige Schritte von ihr entfernt, etwas Braunes war es gewesen, vielleicht ein Reh. Auf den Zehen schlich sie sich näher. Als sie bis auf zwei Schritte herangekommen war, entdeckte sie, daß es ein Mann sei, der da hinter dem Baumstumpf in halbliegender Stellung im Heidekraut saß. Er mußte sehr fest schlafen, daß er sie nicht kommen gehört hatte, denn ihr seidener Unterrock raschelte laut genug. Ein etwas unbehagliches Gefühl überkam sie; wenn es vielleicht irgend ein Strolch war, — in dieser Einsamkeit — sie wollte sich doch lieber zurückziehen, unbemerkt, so weit wie möglich.

Da richtete sich plötzlich die Gestalt halb auf und schaute nach ihr um — es war Friedrich Karl von Klinkenberg. Er mußte ihre Nähe erwittert haben. Geschlafen hatte er nicht, nur mit offenen Augen geträumt, wie er es so gern that, hier auf der Heide an sonnigen Tagen. Er raffte sich vom Boden auf, starrte sie noch ein paar Sekunden lang ängstlich staunend an und war offenbar unschlüssig, ob er davonlaufen oder bleiben sollte. Ihr ging es auch nicht anders. Ihre erste Regung war Angst. Kehrt machen und davonlaufen vor dem wütigen Halbtier, als welches er ihr gestern erschienen war. Aber unwillkürlich fühlte sie sich von seinem Blick gebannt. Der Ausdruck des Hasses, der Bosheit der sie gestern so erschreckt hatte, lag gar nicht mehr in diesen großen, braunen Augen. Das waren ja weiche, ängstliche Rehaugen und das lange, schmale Gesicht mit dem dünnen, unregelmäßigen Bartwuchs, das gestern Abend in der phantastischen Beleuchtung des bunten Funkenregens der Schwärmer so grausig koboldhaft erschienen war, däuchte ihr jetzt bei Tage unter der Umrahmung des langen, seidenweichen Blondhaares fast mädchenhaft, trotz der schlaffen, alten Züge schmerzvergeistigt, märtyrerhaft verklärt.

Sie ging langsam auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. Und er zog seinen Hut und bewegte die Lippen, als ob er eine Begrüßung murmelte. Und dann fragte er durch Geberden, die sie leicht verstand, wie sie so allein und ohne Hut daherkomme. Sie zuckte nur die Achseln und lächelte. Wie sollte sie ihm das erklären? — Aber sie mochte wohl den Kopf nach der

Richtung des Herrenhauses gewendet und ihr Lächeln von dem bitteren Schmerz der Enttäuschung, der ihre ganze Seele erfüllte, etwas verraten haben, denn er schien sie zu verstehen. Er nickte eifrig mit dem Kopf und schleuderte mit verächtlichem Ausdruck die langen Arme in der Richtung nach Strehsen, als ob er sagen wollte: Jaja, Du hast ganz recht, lauf nur davon vor der Gesellschaft, wie Du gehst und stehst und so weit Deine Füße Dich tragen wollen. Und sie verstand seinen Blick und seine Geste auch, und plötzlich packte sie das Bewußtsein ihrer Verlassenheit, dieser schrecklichen Hilflosigkeit, welche sie auf einmal mit diesem Unglücklichen auf eine Stufe stellte, mit solcher Gewalt, daß ihre Kniee unter ihr zu zittern begannen und sie die Thränen nicht mehr zurückzudrängen vermochte.

Sie setzte sich auf den Baumstumpf und drückte das feine Tüchlein, das sie unter dem Taillenschluß eingeklemmt trug, gegen ihre Augen. Friedrich Karl stand daneben und verwandte keinen Blick von ihr. Und als sie nach einer ganzen Weile ihr Tüchlein wieder fortsteckte und mit einem Lächeln, das für ihre Schwäche um Entschuldigung bitten sollte, zu ihm aufsah, da holte er rasch sein Taschenbuch aus der Brusttasche, schlug eine leere Seite auf und reichte es ihr samt dem Bleistift hin.

Sie wußte nicht gleich, was sie schreiben sollte und betrachtete eine ganze Zeit lang die Spitze des Bleistiftes, ehe sie ihn in Bewegung setzte. „Warum waren Sie gestern so böse auf mich?“ schrieb sie.

Er las und verneinte, auf sie deutend, erst aufgeregt,

ehe er die Antwort schrieb. „Gar nicht böse auf Sie. Albert! (Der Name war dreimal heftig unterstrichen.) Nimmt mir alles. Ich nichts haben."

„Aber das ist ja Neid," schrieb sie und reichte ihm das Buch mit einem vorwurfsvollen Blick zurück.

Er stieß einen sonderbaren, gedämpften Laut aus und setzte die Antwort darunter: „Er verdient nicht." Und als ihn Charlotte fragend ansah, was er mit diesen Worten wohl meinte, da deutete er lebhaft auf sie, seine strahlenden Augen glitten an ihrer Gestalt herunter und seine ausgestreckten Hände folgten seinen Augen.

Sie errötete lieblich, wie wenn ihr ein gewandter Kavalier eine feine Schmeichelei gesagt hätte. Und dann schrieb sie wieder in sein Buch: „Nicht wahr, Sie haben kein Mißtrauen mehr gegen mich? Ich meine es wirklich gut. Warum sollen wir nicht Freunde sein?"

Er las und ein heller Freudenschimmer verklärte sein trauriges Gesicht. Er wurde ganz rot und atmete rasch. Er blickte sie scheu an und wies dann auf sich, indem er ungläubig den Kopf schüttelte.

Und sie schrieb wieder: „Machen Sie sich darum keine Sorge; ich habe gute Freunde sehr nötig!"

Er nickte sehr eifrig, wies wieder mit geballter Faust nach dem Herrenhaus hinüber und klopfte dann, sie seiner Ergebenheit zu versichern, ein paarmal rasch hintereinander gegen sein Herz. Dann schrieb er hastig: „Ich werde alles sehen. Ich werde wachen. Er soll nichts Böses Ihnen thun."

Charlotte biß sich auf die Lippen und schloß für einen Moment die Augen. So also stand der Bruder

in seiner Schätzung! Sie mochte dies Gespräch nicht fortsetzen und sie bat ihn, damit sie sich besser verständigen könnten, sie doch in der Fingersprache zu unterrichten.

Er ging eifrig darauf ein, zeigte ihr die Buchstaben und freute sich wie ein Kind, daß sie die einfachen Zeichen so leicht begriff.

Sie waren so sehr in ihr Studium vertieft, daß sie beide das Nahen eines Reiters gar nicht gewahr geworden waren und Charlotte ganz erschrocken zusammenfuhr, als sie sich plötzlich beim Namen rufen hörte. Es war Aribert, der auf dem Feldwege, welcher ringsum den Hügel herumführte endlich von seinem Inspektionsritt heimkehrte. Sie erhob sich und ging ihm langsam entgegen, nachdem sie Friedrich Karl vergeblich aufgefordert hatte, sie zu begleiten. Der hatte sich wieder ins Heidekraut geworfen und finster den Kopf geschüttelt.

„Guten Morgen, süße Frau Baronin!“ rief ihr Aribert lustig entgegen, indem er seinen Schneekönig anhielt und ganz tief den Hut zog.

Elftes Kapitel.

In welchem Aribert Schneekönig zum Zeugen seiner Unschuld aufruft, das Tantchen sich zum Tanzen veranlaßt sieht und Charlotte die Wirkung der Strehsener Luft verspürt.

Aribert sprang vom Pferde, streifte die Zügel über den rechten Arm und ging, seinen braven Wallach hinter sich herziehend, seiner Gattin einige Schritte bergauf entgegen.

„Komm, laß' Dich umarmen, schönste Gnädige," rief er und wollte sie umfassen.

Aber sie wich ihm aus und streckte abwehrend die Hand vor, mit einem Ausdruck, der ihn stutzen machte.

„Was hast Du denn?" fragte er ein wenig ärgerlich. „Wir werden uns doch vor Fritzen nicht genieren, oder vor der Hammelherde dahinten? Du siehst übrigens famos aus — brillante Farben. Verdirb Dir nur Deinen Teint nicht, so ohne Hut. Hat Dir mein Frère die Honneurs der Umgegend gemacht? Wie hast Du denn das Kunststück fertig gekriegt?"

„Wir haben uns zufällig getroffen. Ich bin allein hierher geraten," erwiderte Charlotte, indem sie an ihm vorbei auf den Weg sah und sich in der Richtung auf Strehsen in Bewegung setzte.

Er schritt neben ihr her, legte die Linke um sie und drückte sie trotz ihres Sträubens zärtlich an sich.

„Aber, Liebchen, das ist ja geradezu skandalös! Wie

konnten sie Dich bloß am ersten Tage Deines Hierseins so allein laufen lassen!"

„Ich wollt' es so," sagte sie tonlos. „Ich mußte allein sein. Aber es ist gut, daß ich Dich jetzt treffe. Ich wollte mit Dir reden, ehe ich mich wieder vor den Deinigen sehen lasse."

„Ja, was machst Du denn für ein Gesicht, Du?" sagte Aribert verdutzt. „Bist Du böse, weil ich Dich heute Morgen nicht in Deinem gesunden Schlaf gestört habe?"

„O nein. Ich bin empört, weil ich herausgefunden habe — daß Du lügst!" Und sie blieb stehen, hob den Kopf empor und blickte ihm fest und herausfordernd in die Augen.

„Erlaube mal," fuhr Aribert auf, „was soll denn das . . . ." Das Pferd wollte weiter gehen und warf den Kopf hoch, als es sich am Zügel zurückgehalten fühlte. Mit einem heftigen Ruck riß er es zurück, so daß es mit kleinen, ängstlichen Sprüngen sich um ihn herum zu drehen anfing.

Charlotte war rasch zurückgewichen und wartete in sicherer Entfernung ab, bis Aribert das Tier wieder beruhigt hatte. Inzwischen hatte er sich auch selbst wieder gefaßt. Er zwang sich zu einem Lächeln und rief ihr zu: „Komm nur wieder her, Schneekönig thut Dir nichts. Gestatte, daß ich Dir meinen alten Freund Schneekönig vorstelle. Wir sind beide nicht so schlimm, wie Du denkst. Der alte Herr flunkert auch nur ein bißchen, wenn er sich so wild anstellt. Du mußt nicht gleich so harte Worte gebrauchen, mein Engel. Sieh mal, ich kann mir

ja denken .... Du bist gewiß von Schloß und Herrschaft Strehsen ein bißchen enttäuscht. Ich hab Dir doch gestern in der Bahn schon gesagt, daß Du Dir nicht zuviel versprechen sollst. Na und gestern Abend die dumme Geschichte — ich habe Mama schon gehörig meine Meinung gesagt. So ein Unsinn! Sich den Landauer vom Grafen Reetz auszuleihen! Die gute Mama gedachte Dir damit besonders zu imponieren, haha! Sie hat eben leider manchmal etwas ausgefallene Ideen."

„War das vielleicht auch eine Idee von Deiner Mutter," rief Charlotte, vor Erregung rasch atmend, „daß sie sich krank sagen ließ, und daß sie aus einem Badeort, den sie nie mit einem Schritt betreten hat, an mich und an Karola sogar Briefe gelangen ließ, bloß um zu verhindern, daß ich und mein Bruder vor der Hochzeit hierher kommen sollten — ?"

Aribert lächelte nicht mehr. Er erfaßte sein Schnurrbärtchen mit den unteren Zähnen und kaute verlegen daran herum. „So, das hast Du also auch schon heraus bekommen?" sagte er, sie scheu von der Seite anblickend. „Ach weißt Du, liebes Lottchen, Du mußt das nicht so .... wenn Du wüßtest ...."

„Keine Ausflüchte, ich bitte Dich. Hast Du darum gewußt, oder nicht? Ach was denn, natürlich hast Du darum gewußt! So lange konnten sie Dich ja gar nicht täuschen."

Aribert seufzte tief auf. Und dann sagte er leise: „Na, also ja, ich habe darum gewußt. Du hast ganz recht, wenn Du mich deswegen tüchtig heruntermachst. Es war eine erbärmliche Feigheit. Ich kann Dich ver-

sichern, ich habe Qualen ausgestanden deswegen. Mein Gewissen hat mich bestraft genug. Es war ja eigentlich auch eine Lächerlichkeit — sich in eine solche schändliche Lügerei einzulassen, weil eine thörichte alte Frau kein — hochzeitliches Kleid hat! Die traurige Wahrheit ist ja doch eben die, daß wir uns hier alle zusammen höchst kümmerlich haben durchschlagen müssen. Die Schulden von meinem unglücklichen Vater her — ich habe Euch das ja ehrlich eingestanden. Es war absolut kein Pfennig übrig für irgend welche Luxusausgaben. Im Hause sieht alles so schäbig und verwahrlost aus, die Damen laufen in abgetragenen Fahnen herum, die vielleicht vor zwanzig, dreißig Jahren einmal Mode waren — da wagten wir's eben nicht, so verwöhnte Leute wie Ihr seid hineinschauen zu lassen. Das wird ja jetzt alles anders werden. Ich stehe ja jetzt schuldenfrei da und wenn wir die ersten Jahre nur etwas sparsam leben, dann werden wir schon so viel erübrigen, um das alte Haus wieder anständig und gemütlich herzurichten."

„Schätzest Du mich wirklich so niedrig ein?" rief Charlotte, ihn mit zornig aufflammendem Blick messend. „Glaubst Du, mein Glück wäre davon abhängig, ob ich auf echten Teppichen herumgehe, oder nicht? O, ich sage Dir, ich wäre auch mit weißgescheuerten Dielen und zinnernen Löffeln zufrieden, wenn nur die Wahrheit und die Liebe im Hause wohnten! Ich habe ja genug zum Leben, auch für zwei. Da und da soll mein Mann seine Reichtümer verwahrt halten. (Sie berührte Herz und Stirn.) Davon soll er soviel besitzen, daß er mir täglich und stündlich reichlich davon mitteilen kann, ohne zu ver-

armen. Aber das Allererste, das Allermindeste für zwei Menschen, die sich fürs ganze Leben aneinander binden, muß doch sein, daß sie sich gegenseitig achten und vertrauen können. Wie soll ich Dir denn vertrauen können, wenn ich schon am ersten Tage meiner Ehe auf Schritt und Tritt auf Lügen stoße? Und wie kannst Du mich denn achten, wenn Du meinst, daß mein Gefühl für Dich davon abhängen könnte, was für ein Kleid Deine Mutter anhat, oder wie mir der Stil Deiner Einrichtung gefällt!"

Aribert legte den Arm auf den Hals seines Pferdes, sie sah, wie seine zitternden Finger in der Mähne wühlten und wie es um seinen Mund zuckte. Er wagte nicht sie anzusehen und begann leise: „Du hast ja recht, Du hast ja tausendmal recht; aber ich glaube nicht, daß Du Dich in meine Lage ganz hineindenken kannst. Du bist eben im Wohlstand aufgewachsen, in absolut sicheren und geordneten Verhältnissen. Wie willst Du Dir da vorstellen, wie das einen Menschen beeinflußt, diese kleinlichen Sorgen, diese Demütigungen aller Art, die unausbleiblich verknüpft sind mit solcher Schuldenwirtschaft. Ich bin ja doch auch nicht in solcher Misère aufgewachsen. Mein Vater war ein glänzender Kavalier, der elegant zu leben wußte, — leider nur zu sehr — na und ich als Offizier . . . . Da geniert und bedrückt einen halt diese Dürftigkeit um einen herum. Man fühlt sich bei sich selber nicht zu Hause und wenn man dann wieder mal unter Menschen ist, die so leben, wie man's sich selber auch schuldig wäre, da — ich sage Dir, es ist ein ganz infam genantes Gefühl. Man strengt sich krampfhaft an, die Wirklichkeit

zu vergessen und lügt sich selber was vor, damit nur die anderen nicht merken sollen, daß man aus einer anderen Sphäre kommt."

„Aber das ist doch . . . ."

„Ja gewiß, das ist kleinlich, das ist sogar miserabel", unterbrach er sie, immer erregter sprechend. „Aber es ist einmal so. Ich versichere Dich auf Ehre man kann der anständigste, wahrheitsliebendste Mensch von der Welt sein; aber an dieser Klippe — wie soll ich sagen — des falschen Schamgefühls, da scheitern die stärksten Charaktere, da werden wir alle zu Lügnern — alle durch die Bank. Und nun stelle Dir doch bloß vor, liebste Lotte, denke doch bloß einmal daran, unter welchen Verhältnissen meine Liebe zu Dir entstanden ist. Ich lerne Dich flüchtig kennen in einer Gesellschaft von lauter reichen Protzen. Dann kehre ich sofort hier auf meine bescheidene Klitsche zurück und werde Dein Bild nicht los. Ich quäle mich entsetzlich, mir die tolle Leidenschaft aus dem Kopfe zu schlagen — ich sagte mir ja, es ist ein Wahnsinn von Dir elendem Habenichts, an so ein Mädchen zu denken! Herrgott, ich konnte doch nicht wissen, ob Du nicht vielleicht gar Millioneserin wärst! Wenn ich mich Deinem Herrn Papa vorstellte als Besitzer von zwanzigtausend Mark Schulden und einer Sandkuhle, dann konnte ich doch mal ganz sicher darauf rechnen, die Treppe hinunterzufliegen. — Schließlich hielt ich's aber doch nicht mehr aus. Ob ich mir nun bei der Geschichte den Hals brach, war mir ziemlich egal, denn ohne Dich konnt' ich doch nicht leben. Das hatten mir meine schlaflosen Nächte sonnenklar bewiesen. Und dann muß

ich Dir noch 'n Geständnis machen: mich besuchte mal, äh . . . ein — ein — ein Freund hier, der in der Berliner Geschäftswelt sehr bekannt ist und äh . . . da ließ ich im Gespräch Euern Namen fallen, und sagte absichtlich: der alte Herr Schönbeck soll ja wohl zehnfacher Millionär sein. Worauf mein Freund sagte: „I Gott bewahre des is ja bloß 'n kleiner Rentier'. Ich sage Dir, wie's da in mir aufjauchzte! Ich hätte dem Manne um den Hals fallen können. — Am andern Tage fuhr ich nach Berlin. Aber meine Mittel erlaubten mir noch nicht, mich lange dort aufzuhalten. Da hieß es eben mit altpreußischer Schneidigkeit vorgehen. Du hast Dich lustig gemacht über die blödsinnige Idee von der Dünger-Erzeugung, mit der ich Deinen guten Bruder in Schrecken setzte; es war eben der Strohhalm des Ertrinkenden. Es ist wahr, ich habe geflunkert, aber doch nur über Strehsen, also über Dinge, die, wie Du selbst sagst, das wahre Glück zweier liebenden Herzen nicht beeinflussen können. Und ich konnte doch damals nicht wissen, wie Du über solche Dinge denkst, oder gar Dein Vater und Dein Bruder. Vor Deinem Bruder hatte ich überhaupt, offen gestanden, Angst; ich sah doch, wie sehr Du Dich von ihm beeinflussen ließest. Wenn ich den hierher kommen ließ — lieber Gott, das mußt Du doch begreifen! Vor Dir allein hätte ich mich ja nicht gefürchtet, Du hattest mir ja gesagt, daß Du mich liebtest. Aber warum liebst Du mich denn? Du kanntest mich ja eigentlich gar nicht. Ich war mir ja nur zu wohl bewußt, daß es meine Person und meine zweifelhaften Verdienste nicht sein konnten. Ich versichere Dich, ich

denke sehr bescheiden über mich selbst. Ich konnte mir mein Glück nicht anders erklären, als dadurch, daß eben die Gewalt meiner Leidenschaft Dich unwiderstehlich mit hinriß. Ernste, tief veranlagte Frauen wie Du, sollen ja immer einen untrüglichen Instinkt besitzen für die Wahrheit der Leidenschaft. Deshalb mußtest Du mich lieben. Aber wenn Du vor der Hochzeit dahinter gekommen wärst, daß ich Dich in einigen unwesentlichen äußerlichen Dingen getäuscht hatte, und wenn dann die Damen kamen und Dir bange machten, dann konntest Du Dich doch vielleicht beirren lassen. Siehst Du, das war's. Ich wußte ja, daß ich Deiner noch gar nicht wert war, ich durfte ja Deine Liebe nur als ein Gnadengeschenk betrachten. Darum diese feige Angst — darum diese letzte Lüge."

Charlotte ließ ihn sich völlig aussprechen, ohne einen Versuch zu machen, ihn zu unterbrechen. Was er da sagte, war ganz logisch, es war eigentlich auch überzeugend. Und wie er ihr Gefühl für ihn richtig gedeutet hatte! Sie begriff sich jetzt eigentlich erst selbst Ja gewiß, diese rasch, fast tollkühn auf ihr Ziel losstürmende Leidenschaft, die war es gewesen, die ihm ihr Herz gewonnen hatte. Und sie war überzeugt, daß eine Stimme in ihrem Innern sie gewarnt hätte, wenn auch diese Leidenschaft nur Lug und Trug gewesen wäre. Er hatte gewiß recht: tiefer angelegte Frauen besaßen den untrüglichen Instinkt für die Wahrheit in der Leidenschaft. Und wenn er sie wirklich liebte, dann würde er sich sicherlich auch gern von ihr zu einer höheren Auffassung des Lebens leiten lassen. Er war ja nicht eigen=

sinnig, nicht kleinlich, eitel und rechthaberisch. Er demütigte sich ja gern vor ihr, wenn er einsah, daß sie ein Recht zu zürnen habe. Wie er da neben ihr herschritt, gesenkten Hauptes wie ein reumütiger Sünder, der sich doch seiner Reue nicht schämt, sondern in banger Ergebung auf Gnade und Erlösung hofft. Er that ihr schon leid und sie machte sich selbst Vorwürfe, daß sie so rasch bereit gewesen war, ihn ganz verloren zu geben. Und dennoch vermochte sie es nicht, sogleich ein versöhnendes Wort zu finden. Sie wiederholte halb hoffend, halb zweifelnd seine eigenen letzten Worte:

„Die letzte Lüge?"

Er wandte sich zu ihr und schaute sie groß an. Es zuckte ihm im Gesicht, er atmete schwer. „Du glaubst mir nicht!" sagte er, die Augen wieder niederschlagend. Ein paar Schritte noch ging er schweigend vorwärts. Sie sah wie seine Schultern zuckten und dann blieb er stehen und umschlang plötzlich seines Pferdes Hals mit beiden Armen und drückte sein Gesicht in das heiße Fell des Tieres. „Sie glaubt mir nicht!" stieß er schmerzgequält hervor. „Sie kann mir nie mehr glauben, weil ich einmal gelogen habe! Nur darum gelogen, weil ich sie sonst zu verlieren fürchtete." Und dann strich er dem Pferde zärtlich über die weichen Nüstern und fuhr mit thränenumflorter Stimme fort. „Mein lieber Alter, wir kennen uns doch so gut, kannst du denn nicht deinen Mund aufthun und ein gutes Wort für mich einlegen? Wir lieben uns doch auch, nicht wahr? Du weißt, daß ich's ehrlich meine mit denen, die ich liebe. Aber sie glaubt mir das nicht. Es wird wohl am besten sein,

man folgt dem Beispiel seines armen Vaters und schießt sich eine Kugel vor den Kopf."

Schneekönig steckte den Kopf über die Schulter seines Herrn, stand ganz still, spielte nur mit den Ohren und starrte Charlotten vorwurfsvoll an. Da legte sie zaghaft ihre Rechte auf Ariberts Arm und stieß ihn leise an.

Er machte sich los von dem Pferde und wandte sich ihr langsam zu. Ihre Augen standen voll Thränen wie die seinen. Er wartete, daß sie zuerst sprechen sollte.

Da streckte sie ihm die Hand entgegen und sagte mit einem bittenden Lächeln: „Nicht wahr, keine Lüge mehr zwischen uns?"

„Willst Du mir dann verzeihen, willst Du's dann noch mit mir wagen?"

„Du liebst mich ja doch," versetzte sie leise, ein wenig schalkhaft fast. Da schloß er sie fest in die Arme, bedeckte ihr Gesicht mit Küssen, und flüsterte dazwischen: „Ja, ja, ich liebe Dich, — ich liebe Dich wahnsinnig! Ich schwöre Dir bei allem, was mir heilig ist, nie, nie wieder! . . . Und Du hast gleich die Flinte ins Korn werfen wollen, gleich wieder zurück nach Hause, nicht wahr? Und mich verklagen beim strengen Heinrich? O, ich kenne Dich!"

„Aber Aribert, wie kannst Du das von mir glauben!" sagte sie. Doch kaum war es heraus, da fiel ihr ein, daß sie wirklich an so etwas gedacht hatte. Und sie ward blutrot und versteckte ihren Kopf an seinem Halse.

Lange standen sie in wortloser Umarmung so da und Schneekönig reckte seinen Kopf über sie und schnoberte an Charlottens Haaren herum, bis sein warmer Atem sie

im Ohr kitzelte. Da fuhr sie auf und streichelte glücklich lachend dem Tiere über die Nase und patschte ihm auf den Hals und ließ, sich auf den Zehen erhebend, seine Ohren durch ihre Hand gleiten.

Aribert ergriff sie bei der Linken und redete mit ernsthafter Miene sein Roß also an: „Na, alter Freund und Oberpriester, jetzt kannst du uns auch deinen Segen geben. Dreifach genäht hält besser — und du verstehst doch mindestens ebensoviel von der Liebe wie ein königlich preußischer Standesbeamter. — Sieh bloß, wie er sich freut, daß er uns nun wieder versöhnt und glücklich sieht! Er freut sich wirklich wie ein Schneekönig. — Na, nu lauf du in deinen Stall — wir brauchen dich nicht mehr."

Er gab dem Gaul einen derben Schlag auf die Flanken, so daß er einen Schreck bekam und schleunigst davon trabte. Aber bald blieb er wieder stehen, um nach seinem Herrn umzuschauen. Wie er sah, daß der sich gar nicht bemühte ihn einzuholen, verwunderte er sich baß, schüttelte den Kopf und dann sprang er wie ein Böcklein und schlug hinten aus, daß der Sand nur so stiebte. Er wollte doch einmal sehen, was er seinem Herrn bieten durfte. Merkwürdig, der kam mit seiner Dame Arm in Arm langsam hinter ihm dreingewandelt und kümmerte sich gar nicht weiter um solche sträfliche Anwandlung von jugendlichem Leichtsinn! Schneekönig grunzte und prustete und dann schlug er einen leichten Zottelgalopp an und gelangte so, unaufgehalten, bis auf den Hof.

Die jungen Eheleute schlenderten so langsam heim, daß sie nur eben noch zum Mittagessen zurecht kamen. Es

hatte einige Verwunderung erregt, daß Schneekönig reiter-los an seine Stallthür pochte, und Karl, der Groomlehrling, hatte mit einiger Aufregung den merkwürdigen Fall im Herrschaftshause bekannt gegeben. Sollte es Schneekönig auf seine alten Tage noch fertig gebracht haben, seinem Herrn durchzugehen? Wenn Aribert wirklich aus dem Sattel geworfen worden, dann wäre die Knochenbruchs-gefahr allerdings nicht bedeutend gewesen, weil man auf Strehsener Grund und Boden überall weich fiel. Aber ein bißchen unruhig waren die beiden alten Damen doch geworden, um so mehr, als auch die junge Frau seit zwei Stunden spurlos verschwunden war. Sie standen auf der Veranda und hatten mindestens schon zum zehnten Male aus Leibeskräften die Namen der Vermißten hinaus-geschrieen, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Ach Du lieber himmlischer Vater," rief Tante Soll-chen, „es wird doch nichts passiert sein! Ich weiß nicht, die Lotte hatte so einen Ausdruck in den Augen, als ob sie was Schreckliches vorhätte. Du weißt ja, wie Ari gleich jähzornig werden kann; wer weiß, vielleicht hat sie ihm Vorwürfe gemacht wegen der Lügerei und er . . . ach, Du lieber himmlischer Vater, ich mag gar nicht daran denken!"

Frau von Klinkenberg lächelte verächtlich. „Es könnte ihr gar nichts schaden, wenn ihr gleich von vornherein eins ordentlich klar gemacht wird, daß wir sie nicht in unsere Familie aufgenommen haben, um uns von ihr schul-meistern zu lassen. Wie sich eine Schwiegertochter an-ständig gegen ihre Schwiegermutter zu benehmen hat, davon scheint sie vorläufig auch noch keine Bohne Ahnung

zu haben. Solche Ausverschämtheit, mich da ins Gesicht Lügen strafen zu wollen! Da hört sich doch bei Gott alles auf!"

„Ich hab' es Euch doch aber gleich gesagt, daß das mit dem Lügen kein gutes Ende nehmen kann. Der liebe selige Onkel Viktor hatte so einen schönen Spruch, den hat er uns schon als Kindern immer eingeschärft: Wer sich das Lügen erst einmal angewöhnt hat, der kann es sich nachher schwer wieder abgewöhnen! Jaja, so ist es, das kannst Du dreist glauben, ich habe es zu oft im Leben bestätigt gefunden. Ich habe es auch gleich gewußt, daß heute noch was Schlimmes passiert, denn wie ich heute Morgen die Bibel aufschlage, da fällt mir gerade der zweiundfünfzigste Psalm in die Augen. Wart' einmal, ich hab's mir ausgeschrieben, weil es gar zu schön auf Euch paßt." Und sie holte ein kleines, vielbenutztes Merkbüchlein aus ihrer Tasche und las daraus ab: ‚Deine Zunge trachtet nach Schaden und schneidet mit Lügen, wie ein scharf Schermesser. Du redest lieber Böses denn Gutes, und falsch denn recht. Sela. Du redest gern alles, was zum Verderben dient mit falscher Zunge, darum wird Dich Gott auch ganz und gar zerstören und zerschlagen und aus der Hütte reißen und aus dem Lande der Lebendigen ausrotten. Sela. Und die Gerechten werden es sehen und werden Dein lachen.' — Das geht auf Dich, liebe Friederike. Du wirst es schon sehen, Gott wird Dich aus der Hütte reißen — das heißt: Du mußt aus Strehsen raus; paß nur auf, das wird die Folge sein."

Frau von Klinkenberg reckte sich hoch auf und ent-

gegnete aufgebracht: „So, also ich muß aus Strehsen raus? Und dann willst Du wohl die Gerechte sein, die noch über mich lacht? Na, wir wollen erst mal abwarten, wer zuerst hinausfliegt. Ich lasse mich jedenfalls nicht verdrängen. Steck' Du Dich nur unter eine Decke mit der Apothekerstochter. Wir werden ja sehn, was Ihr ausrichtet. So viel weiß ich gewiß, mein Sohn hält zu seiner Mutter."

Das Tantchen wurde rot und unruhig. Sie begann schon wieder ganz verdächtig zu lächeln, so daß Frau von Klinkenberg darauf gefaßt war, sie demnächst tanzen zu sehen. Und das Tantchen blätterte nervös in ihrem Merkbüchlein herum, als ob sie dort nach einer wirksamen Parade suchte. Plötzlich begann sie zu strahlen. Es war ihr etwas eingefallen. Triumphierend rief sie aus: „Es stehet geschrieben: Der Mann soll Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen."

Dafür hatte aber die Schwägerin nur ein verächtliches Achselzucken. „Der wird viel fragen, was geschrieben steht!"

Aha, da hatte das Tantchen richtig schon ihr Kleid mit gespitzten Fingern erfaßt, und knixte dreimal hintereinander mit schneidender Ironie. „So, So . . . Ach wirklich — —?" stieß sie atemlos hervor. „Ergebene Dienerin! also da fragt er nichts nach? Na, das kann ich Dir sagen, liebe Friederike — und überhaupt — ich habe noch nie mit jemandem unter einer Decke gesteckt und ich werde auch nie mit jemandem unter einer Decke stecken — nie, nie, daß Du's nur weißt! Und wenn Du so was denkst von mir, dann brauchst Du's ja nur

zu sagen, dann kündige ich mein Kapital — und dann können wir gleich alle auf einmal ausziehen. Dann seid Ihr perdu, mes chers enfants, perdu, perdu und hopsassa!“

Und sie tanzte im Bogen um ihre große Schwägerin herum, durch die Flügelthüren ins Eßzimmer hinein. Just in dem Augenblicke, als durch die entgegengesetzte Thür Aribert und Charlotte hereintraten. Und das aufgeregte Dämchen hüpfte ihnen entgegen, klatschte kindlich in die Hände und rief: „Ah, vous voilà mes chers enfants, vous n'êtes pas perdus, pas perdus — pas perdus. — Der Herr hat Euch nicht gänzlich zerschlagen und er wird auch Euch nicht aus Eurer Hütte reißen. Sela. Friederikchen hat gesagt, ich sollte zuerst hinausfliegen; aber nicht wahr, Arichen, ich fliege nicht —? Ich bin doch Dein liebes Tantchen, nicht wahr? Du wirst doch nicht wollen, daß ich Dir mein Kapitälchen kündige, denn dann säßt Ihr alle auf dem Pfröpfchen, nicht wahr?“ Sie klopfte erst Aribert und dann Charlotten auf die Wange und nahm dann sehr eilig auf ihrem Stuhl am Eßtisch Platz, entfaltete ihre Serviette und rief heiter: „Ach, wie freu ich mich auf das schöne Süppchen! Man hat das Gänsegerippe drin ausziehn lassen, müßt Ihr wissen.“

Aribert wußte sofort, daß es zwischen den beiden alten Damen einen Zungenkampf gegeben hatte, und konnte sich nach den gefallenen Andeutungen die Streitfrage denken. Aber Charlotte stand ganz erstarrt vor diesem rätselhaften Schauspiel des in den höchsten Fisteltönen tirilierenden alten Fräuleins und blickte fragend zwischen ihrem Gatten und ihrer Schwiegermutter hin und her,

welch letztere ganz ungeniert mit dem Finger einen Kreis auf ihrer Stirn beschrieb, um anzudeuten, daß Tante Lollchen verrückt sei. Charlotte konnte sich eines etwas ängstlichen Gefühls nicht erwehren, als sie bei Tische neben dem Tantchen sitzen mußte.

Man hatte eben Platz genommen, als zu aller Überraschung Friedrich Karl hereintrat, in seinem besten Anzug, das Haar sorgfältig gebürstet und sogar mit wohlgereinigten Fingernägeln. Er hielt zwei Briefe in der Hand, ging damit direkt auf Charlotten zu und händigte sie ihr mit freundlichem Lächeln ein. Einen Platz hatte man zwar für ihn offen gelassen, aber kein Gedeck hingestellt, weil man nach seiner Aufführung am gestrigen Abend nicht geglaubt hatte, daß er zum Essen herunterkommen werde. Charlotte erklärte der kleinen Tafelrunde, wie sie mit Friedrich Karl Freundschaft geschlossen habe und schielte, während sie sprach, auf ihre beiden Briefe herunter. Es waren ja die ersten Grüße, die sie von draußen erhielt, die ersten mit der Aufschrift: Frau Baronin Charlotte von Klinkenberg, geb. Schönbeck. Sie errötete ein wenig, als sie die „Baronin“ gewahr wurde; sie wollte es sich doch verbitten, daß die Leute ihr einen Titel gaben, der ihr gar nicht zukam; denn da das standesamtliche Verehelichungszeugnis natürlich auf Grund der Taufscheine ausgestellt war, so hatte ihr Gatte weder seinen „Baron“, noch seinen „Aribert“ dahineinschmuggeln können. Das war übrigens die erste Flunkerei gewesen, auf der sie ihn ertappte, aber in der Aufregung des Hochzeitstages hatte sie sich darüber weiter keine Gedanken gemacht. Gegen den Namen Albert hegte sie übrigens dasselbe

ästhetische Vorurteil wie ihr Gatte selber, und so war ihm diese Sünde von vornherein vergeben. — Sie kannte keine der beiden Handschriften. Der eine Brief trug den Poststempel Berlin, der des andern war nicht zu entziffern. Aber die Freimarke war württembergisch. Sollte der vielleicht gar von Doktor Abele kommen. Charlotte errötete abermals bei dem Gedanken, daß dieser unglückliche Freier der erste sein sollte, der sie in ihrer neuen Heimat begrüßte.

Nach der Suppe forderte die Schwiegermama Lotten selber auf, doch ihre Briefe zu lesen. Sie nahm zuerst den schwäbischen vor. Er war wirklich von Doktor Abele und aus Heilbronn datiert. Er enthielt nur diese wenigen Zeilen: „Verehrte Frau Baronin! Sie werden vielleicht an Ihrem Hochzeitstage sich nicht gern an den Mann erinnern lassen, der die Kühnheit besaß, sich mit eiteln Hoffnungen zu schmeicheln, während Ihr Herz doch schon einem andern gehörte. Der Zeitpunkt war zudem so schlecht wie nur möglich gewählt, ich habe mich mit meiner Werbung in Ihren Augen vielleicht gar lächerlich gemacht. Verzeihen Sie einem Unglücklichen, der inzwischen einsehen gelernt hat, daß er nicht der Mann dazu ist, das Glück in seiner holdesten Gestalt festzuhalten. Ich kann den Tag nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen aus aufrichtigem Herzen Glück zu wünschen. Möge Ihr Herz die rechte Wahl getroffen haben. Versuchen Sie den ungeschickten Freier zu vergessen, damit ich mir wenigstens das Recht wahre, mich auch fernerhin nennen zu dürfen Ihren aufrichtig ergebenen Freund

Alois Abele."

Charlotte blickte über den Brief hinweg eine Weile ins Leere. Sie war bewegt und stellte sich voll Mitleid den kleinen Mann vor, wie er in sein Elternhaus floh, um dort Trost zu suchen in der großen Vereinsamung seines Herzens nach schmerzlicher Enttäuschung. Und wie schwer ihm diese Zeilen geworden sein mußten. Armer Mann!

Ariberts Stimme weckte sie auf.

„Na, darf man wissen?"

Sie besann sich einen Augenblick und reichte ihm dann, ohne etwas zu sagen, das offene Schreiben hin. Dann riß sie mit einer Gabel das andere Couvert auf. Es enthielt eine Rechnung eines großen Berliner Blumengeschäfts im Betrage von einhundertsiebenunddreißig Mark, fünfundsiebzig Pfennigen, sowie einen gleichfalls mit Firmastempel versehenen Brief mit folgendem Wortlaut:

„Hochgeehrte Frau Baronin! Von Euer Hochwohlgeboren Vermählung mit Herrn Baron von Klinkenberg auf Strehsen Kenntnis genommen habend, nehme mir die Freiheit, beifolgende Nota Euer Hochwohlgeboren zu eigenen Händen zu übersenden, da Herr Baron bisher alle Zuschriften meinerseits unberücksichtigt gelassen haben. Durch Euer Hochwohlgeboren gefällige Vermittelung hoffe endlich zu meinem Gelde zu kommen.

Hochachtungsvollst (Unleserlich)."

Charlotte überlegte, ob sie nicht vielleicht dem Manne sein Geld schicken sollte, ohne Aribert etwas davon zu sagen. Sie wußte sehr wohl, daß junge Offiziere keine Heiligen sind und, wenn sie sich just in eine hübsche

Tänzerin oder Cirkusreiterin vergafft haben, die besten Kunden der Blumengeschäfte zu sein pflegen. Sie würde sich nie so weit erniedrigen, wie die albernen jungen Frauen im Lustspiel, ihrem Gatten wegen seiner „Vergangenheit" eine Eifersuchtsscene zu machen. Sie wollte eben das Schreiben in die Tasche stecken, als Aribert sie anredete.

„Na, das andre. Was machst Du denn für ein Gesicht? Es scheint — etwas Unangenehmes?" Den Brief Doktor Abeles schob er ihr ohne eine Bemerkung wieder zu.

„Es ist allerdings etwas Unangenehmes," sagte Charlotte leise; „aber für Dich." Und sie gab ihm Brief und Rechnung.

Aribert las und schlug mit zwei Fingern auf den Tisch.

„Äh! Pfui Deuwel, das is ja eine bodenlose Frechheit! — pardon meine Damen!" platzte er heraus. Und dann flüsterte er Charlotten ins Ohr:

„Das thut der Kerl natürlich nur, damit Du glauben sollst, ich hätte für einhundertsiebenunddreißig Mark Blumenschulden gemacht."

„Ja wer denn sonst?" gab Lotte ebenso leise zurück.

Er legte den Finger an den Mund und deutete mit den Augen auf seine Mutter.

„Ich erkläre Dir das nachher."

Die beiden alten Damen waren sehr neugierig. Briefe regten sie immer auf. Sie bekamen ja so selten welche. Aber Aribert wies ihre Fragen kurzweg zurück. Übrigens wurde auch bald das Interesse auf einen wichtigeren

Gegenstand abgelenkt, oder vielmehr auf zwei: nämlich auf den vorliegenden Hasenbraten mit Rotkraut und Preißelbeeren und auf den Knaben Korl, der heute vor der jungen Gnädigen die erste Probe seiner Leistungsfähigkeit im Servieren abzulegen hatte. Der arme Junge schwitzte Angst in seiner engen Livree. Alle verfolgten sie jede seiner Bewegungen mit ihren Blicken und alle riefen sie ihm laut oder leise ihre Ermahnungen zu.

„Links präsentieren, Korl!" — „Deeper runner mit den Hasen, Korl!" — „O Gott, o Gott, Du wirst mir richtig noch die Sauce über den Rücken gießen, mein Jung!" — „Du thu mir bloß den Gefallen und frät mi nich up, Korl!" — „Kannst Du denn Deinen Schnabel nicht wenigstens so lange zuhalten, wie Du einem die Schüssel präsentierst?" — „Und dann schnief nich immer so, mein Sohn; 'n anner mal putzt Du Di ierst tüchtig de Näs, eh Du reinkümmst, verstanden?"

Charlotte hatte Mitleid mit dem armen Wicht. Es war ein wahres Wunder, daß er nicht alles fallen ließ in der Verzweiflung, es keinem recht machen zu können.

„Lassen Sie sich nur nicht bange machen," sagte sie freundlich. „Es wird schon werden mit der Zeit. Morgen vor Tische üben wir's einmal allein miteinander, nicht wahr?"

Der Bursche sah sie dankbar an und dann trollte er sich mit einem tiefen Seufzer hinaus. In der Küche hielt er mit seiner Meinung über die junge Gnädige nicht länger zurück.

„De is gaut, us junge Fru, de is richtig fründlich. Nu ward dat anners hier," sagte er zur Köchin.

„I Du Schapskopp, wat Du woll weetst! Wi willen mal ierst töwen, ob sei uns' Olsch rut drängeln kann; denn mag dat ja woll anners war'n. Ob dat awerst bäter ward, dat bliwt ook nock siehr de Frag," versetzte die Köchin mit überlegener Miene. —

Es war bei Tische fast ausschließlich vom Essen gesprochen worden. Charlotte war herzlich froh, als die Mahlzeit vorüber war und Aribert sie mit sich in sein Arbeitszimmer nahm, das sie noch gar nicht gesehen hatte. Er entrüstete sich noch einmal über die Unverschämtheit des Blumenhändlers und behauptete mit treuherzigster Miene, daß er niemals mit solchen Damen zu thun gehabt habe, welche in einem Jahre für einhundertsiebenunddreißig Mark und fünfundsiebzig Pfennige Blumen verschlingen könnten. Auch diese Rechnung gehöre auf das Konto seines Herrn Papas.

„Sie ist ja aber doch von achtzehnhundertneunzig," bemerkte Charlotte zweifelhaft. „Da war doch Dein Papa eigentlich nicht mehr in den Jahren . . .?"

„Hoho, da kennst Du meinen alten Herrn schlecht?" rief Aribert mit breitem Lächeln. „Der war galant bis zum letzten Atemzug. Weißt Du, ich wollte nur vorhin vor Mama nichts sagen. Sie ist so sehr empfindlich in diesem Punkt. Jaja, mein Engel, so sind wir: ein unverwüstliches, altes Reckengeschlecht. Die Liebe höret nimmer auf bei einem echten Klinkenberg." Und damit schloß er sie fest in die Arme.

Am selben Abend schrieb Charlotte ihren ersten Brief nach Hause, an Schwester Hedwig gerichtet, aber für alle bestimmt. Sie schilderte ihre Ankunft in Strehsen und

schuf mit humoristischer Freiheit die böse, peinliche Wirklichkeit zu einer drastischen Posse um, etwa in dem Stil, wie Fritz Reuter seine Unglücksfälle vorzutragen pflegt. „Es war furchtbar komisch," schloß dieser Teil ihres Berichts. Und dann machte sie sich ein bißchen lustig über die geschmacklose altfränkische Einrichtung, über das merkwürdige Tantchen und über den unglücklichen Knaben Korl in der viel zu engen Livreejacke. Und als sie soweit gekommen war, dachte sie längere Zeit nach und kaute unschlüssig an der Feder. Sollte sie's denen daheim schreiben, wie der Zufall schon am ersten Tage ihr das ganze plumpe Lügengewebe Ariberts enthüllt hatte? Und warum sie dennoch nicht gleich wieder heimgekehrt sei —? Wie sollte sie die Worte finden, ihnen das zu erklären? Sie verstanden es vielleicht doch nicht. Warum sie also unnütz ängstigen und betrüben! Und so schloß sie denn ihr langes Schreiben mit der Versicherung, daß ihr der einfache, bescheidene Charakter des Hauses und der ganzen Umgebung und die ebenso einfache Herzlichkeit, mit der sie alle aufgenommen hätten, sehr gut gefalle; daß sie, mit einem Worte, überaus glücklich und zufrieden sei und mit froher Hoffnung in die Zukunft schaue. Auf Ariberts Wunsch sprach sie zum Schluß noch die Bitte aus, daß Hedwig oder Heinrich doch versuchen sollten, dem Papa noch einige tausend Mark extra zur Anschaffung von Möbeln abzuschmeicheln. Der gute Aribert sei ja so außerordentlich bescheiden in seinen Ansprüchen, daß er die alte Einrichtung für vollkommen genügend hielte. Aber ihr eigener Geschmack sei doch nun einmal so verwöhnt, daß sie den Mangel an gefälligen Formen, Har-

monie der Farben und Bequemlichkeit doch sehr vermissen würde.

Ohne ihn noch einmal durchzulesen, verschloß Charlotte ihren Brief und that ihn in den Blechkasten, den der Knecht, welcher frühmorgens die Milch nach der Stadt fuhr, mit auf die Post nahm. Sie hatte kein ganz reines Gewissen. Aber es sollte nicht wahr sein, was ihr eine heimliche Stimme zuflüstern wollte, daß der böse Geist der Lüge, der in diesem Hause wohnte, nun auch schon sie selber beim Ärmel erwischt hatte und behaglich ob der leichten Beute hohnlachte. Sie wollte, sie mußte durchaus die Wahrheit gesprochen haben, sie mußte glücklich sein! Und mit so bebendem, glühendem Verlangen stürzte sie sich in die Arme ihres Gatten.

Zwölftes Kapitel.

Handelt von den Flitterwochen und was sie für ein Ende nahmen.

Die ersten Wochen ihrer Ehe schwanden für Charlotten rasch genug dahin, denn es gab für sie reichliche und angenehme Beschäftigung. Zunächst langten die Kisten mit ihrer Ausstattung an und da wurde ausgepackt und eingeräumt, wobei es sich herausstellte, daß längst nicht Schränke und Kasten genug für diese Fülle von schönen

und nützlichen Dingen im Hause vorhanden waren. Dann wurden Möbel gekauft und bestellt, Teppiche und Vorhangstoffe angeschafft, Tapezierer, Tischler und Zimmermaler verschrieben und ein Zimmer nach dem anderen von Grund aus erneuert und verschönert. Papa Schönbeck hatte sich wirklich dazu verstanden, etliche tausend Mark zu spenden. Sein Liebling schrieb gar so glücklich und zufrieden und er begann sich immer hinfälliger zu fühlen. Warum sollte er ihr nicht vor seinem Ende noch eine Freude machen. Seine anderen Kinder entbehrten ja nichts. Und Heinrich Schönbeck hatte noch aus freien Stücken ein wertvolles Geschenk hinzugefügt, eine sehr gediegene Wohnzimmer-Einrichtung.

Charlotte hatte ihrem Gatten zu seinem Geburtstage einige sehr schöne und behagliche Möbel für sein Studierzimmer geschenkt, welches sie außerdem durch Täfelung des Plafonds, Holzpaneele an den Wänden und eine imitierte Ledertapete höchst gediegen und geschmackvoll eingerichtet hatte. Und Aribert seinerseits ließ es sich nicht nehmen, ihr eine neue Schlafzimmer-Einrichtung zu schenken: die Betten und Möbel aus hellem Holz mit bunter Bemalung, die Wände statt der Tapeten mit hellem Stoff in farbenfrischen Blumenmustern verkleidet. Allerdings mußte Charlotte das Schlafzimmer gerade so gut wie das Herrenzimmer aus ihrer Tasche bezahlen — aber darauf kommt's ja bei Eheleuten nicht an. Ihren schönen Blüthnerschen Stutzflügel hatte sie sich auch von daheim schicken lassen, und als endlich anfangs November der letzte Handwerker das Haus verließ, war das alte öde Herrenhaus nicht mehr wiederzuerkennen und Charlotte

fand nun auch reichlich Muße, sich mit ihrer Musik und ihren Büchern zu beschäftigen. Während der Zeit der ärgsten Unruhe, wo das ganze Haus einem Trödlermagazin für alte Möbel glich und man kaum ein Plätzchen fand, wo man in Ruhe essen, oder gar sein Haupt niederlegen konnte, während dieser Zeit war Charlotte am allerglücklichsten; denn die Mama war auf drei Wochen, während welcher die Eheleute in ihrem Zimmer schliefen, zu ihrem Bruder nach Schievelbein gereist und sogar dem Tantchen war es in all dem Schmutz und Lärm so unbehaglich geworden, daß es auf vierzehn Tage zum Besuch einer Jugendfreundin in das Stift Heiligengrabe bei Wittstock ging. Aribert benahm sich in dieser Zeit wirklich musterhaft, schickte sich mit gutem Humor in die unvermeidlichen Unbequemlichkeiten und erwies sich mit seinem praktischen Sinn höchst brauchbar zur Beaufsichtigung der Handwerker, welche ohne sein fortwährendes Auf-den-Dienst-passen mindestens vierzehn Tage mehr zur Vollendung ihrer Arbeit gebraucht hätten. Er ließ sich gutmütig auslachen mit seinen oft wenig geschmackvollen Vorschlägen und ordnete sich überall Charlottens besserer Einsicht unter.

Die alten Damen hatten freilich viel geseufzt, die Hände zusammengeschlagen und die Augen verdreht über die Pietätlosigkeit, mit der das junge Volk den ehrwürdigen Hausrat der Großmutter im Städtchen verkaufte, oder gar im Dorfe verschenkte, und das Tantchen besonders, welches bald genug dahinter gekommen war, daß es mit Lottens Rechtgläubigkeit schlecht bestellt sei, befürchtete ernstlich, daß mit allen diesen orientalischen

Stoffen, neumodischen Möbeln und ausschließlich weltlichen Bildern ein gefährlicher Geist der Auflehnung wider die bewährten Anschauungen der Väter in das Haus einziehen werde. Gleich in den ersten Tagen hatte sie sich über Charlottens Toilette schwere moralische Bedenken gemacht. Sie konnte es nicht anders, denn als „Überhebung“ zum mindesten bezeichnen, wenn jemand unter einem einfachen Wollkleid seidne Unterröcke trug und sie hatte Aribert dringend ans Herz gelegt, doch ja seine junge Gattin bei Zeiten vor den Gefahren eines solchen herausfordernden Leichtsinns zu warnen. Natürlich hatte auch schon der liebe, selige Onkel Viktor etwas Treffendes über den Gegenstand gesagt.

Der einzige, der während der Zeit der großen Unruhe nicht gestört wurde, war Friedrich Karl. In seiner Mansarde blieb alles beim alten, nur daß Charlotte dafür sorgte, daß er ein besseres Bett und eins der überflüssig gewordenen Sofas bekam. Sie wußte sich täglich, wenn Aribert in der Wirtschaft beschäftigt war, eine Stunde oder länger Zeit zu verschaffen, die sie mit dem taubstummen Einsiedler verplauderte. Sie hatte sich bald eine leidliche Übung in der Fingersprache erworben und gewann sein Vertrauen ganz besonders dadurch, daß sie sich für seine chemischen Versuche interessierte. Sie verstand auch thatsächlich etwas von diesen Dingen, da ihr Bruder sie ganz ernsthaft in den Elementen seiner Wissenschaft unterwiesen und immer gern mit ihr über seine eigenen neuen Arbeiten gesprochen hatte. Friedrich Karl war überaus glücklich gewesen, als ihm seine schöne Schwägerin einmal durch ihren Bruder eine große

Kiste mit Apparaten, Chemikalien und Büchern zukommen ließ.

An dem Tage, an welchem das neue Wohnzimmer fertig geworden war, gab sich das junge Ehepaar selbst ein kleines Fest, zu dem auch Friedrich Karl eingeladen wurde. Sie tranken eine Flasche Sekt zum Abendbrot und dann schritten sie feierlich in den behaglich durchgeheizten und durch mehrere Lampen mit bunten Schirmen gedämpft beleuchteten Salon hinein. Charlotte setzte sich an ihren Flügel und spielte über eine Stunde lang, während Aribert mit seiner Cigarre sich wohlig auf dem weichen Divan ausstreckte und Friedrich Karl sich ein leichtes Stühlchen in Lottens Nähe zog und mit großen, verklärten Augen dem Spiel ihrer schlanken Finger folgte. Er machte ein so aufmerksames und begeistertes Gesicht, als ob er von der Musik ganz ergriffen wäre und jedesmal, wenn sie nach Beendigung eines Stückes sich zu ihrem Gatten umwandte, applaudierte er eifrig und stieß unartikulierte Freudenlaute aus. Und dann kramte auch Aribert einige Notenblätter hervor. Er hatte nämlich als Fähnrich eines gewissen Ansehens als Sänger genossen, dieses Talent jedoch bisher vor seiner Gattin zu verbergen für gut gehalten. Nun legte er ihr einige Kouplets und sentimentale Operettenarien vor, die sie ihm begleiten mußte. Er sang ohne Takt, unrein und obendrein gequetscht, — der richtige Kravattl-Tenor; und Charlotte war gutmütig genug, seine „schönen Mittel“ zu loben und ihm Gesangsstunden anzuempfehlen, wenn sie einmal längere Zeit in Berlin zubringen sollten.

„Du, wann denkst Du denn, daß wir einmal nach

Berlin kommen werden?“ fragte sie, hieran anknüpfend. „Ich würde gern Weihnachten zu Hause sein.“

„Zu Hause?“ versetzte er aufhorchend. „Ja, erlaube mal, jetzt bist Du doch wohl hier zu Hause, bei mir. Es ist doch jetzt wahrhaftig so nett bei uns. Ich vermisse wenigstens gar nichts mehr und wenn's Dir zu einsam werden sollte . . . Nee nee, Du hast ganz recht, es wird allmählich Zeit, daß wir der Nachbarschaft unsere Besuche machen. Sobald die Handwerker aus dem Hause sind und Mama wieder da ist, jondeln wir los.“

„Ach, damit wollen wir doch warten so lange wie möglich,“ versetzte Charlotte. „Ich sehne mich wahrhaftig nicht nach Menschen. Ich wäre ganz zufrieden, wenn wir immer allein wären wie jetzt. Ich will so froh sein, wenn wir erst einmal wirklich allein sein werden, das ganze Haus für uns haben.“

Aribert merkte wohl, wo sie hinauswollte. Er besann sich ein Weilchen, bevor er das Gespräch fortsetzte.

„Ja, wie meinst Du das? Mutterchen stört uns doch nicht. Die sitzt da ganz stillvergnügt in ihrem Austragstübchen und ist ganz zufrieden, wenn man sie ruhig ihre Strümpfe stricken und sich mit Mamselling über die Wirtschaft unterhalten läßt.“

„O, Deine Mama fühlt sich durchaus noch nicht so alt. Sie ist ja noch rüstig, da wird sie schwerlich die Zügel freiwillig aus der Hand geben.“

„Aber liebste Lotte, Du solltest doch froh sein, daß jemand da ist, der Dir die Wirtschaftsgeschäfte abnimmt.“

„Ach das ist es ja nicht. Es sind eben doch schließ-

lich zwei verschiedene Welten, denen wir angehören. Sei mir nicht böse, daß ich das sage, — ich will mich ja gewiß nicht überheben — aber wenn zum Beispiel bei Tische fortwährend über das Essen gesprochen wird, dann fühle ich mich in meinem eignen Hause fremd. Ich kann ihr doch nicht den Mund verbieten, nicht wahr? Und Tante Lollchen ist ja gewiß sehr gut und harmlos, — aber sie möchte immer gern mit dabei sein — — und ich kann doch nicht mit ihr reden. Ich will sie doch nicht mit meinen ketzerischen Ansichten kränken. Und immer ja sagen sollen zu allem, was so ein altes Köpfchen vorbringt, das greift einen denkenden Menschen schrecklich an auf die Dauer."

„Ja, erlaube mal, Dein Papa spricht doch auch immer von Fischen; ich glaube, das ist auch nicht interessanter wie Onkel Viktors Aphorismen und Maximen."

„Nun ja," versetzte Lotte etwas ärgerlich errötend, „aber ich würde Dir auch nie zumuten, dauernd mit dem alten Herrn unter einem Dache zu leben. Und außerdem: Du hast es mir doch so fest versprochen, hast Du denn das schon vergessen?"

„Aber liebes Kind, Du verlangst von mir, daß ich auf einmal meine ganze Familie sans gêne et compliment aufs Pflaster setzen soll? Angenehmer wär's ja selbstverständlich für uns beide, wenn wir ganz allein hier hausen könnten. Aber das wäre denn doch ein Egoismus, der sich nicht einmal mit den primitivsten Grundsätzen der Moral vereinigen ließe. Wo sollte denn Mama hin? Das wäre ja ihr Tod, wenn sie auf einmal keinen Lebenszweck mehr hätte."

„Aber Du hast doch gesagt . . .“

„Äh . . . ich war eben der Ansicht, daß Karl-Fritz sich mit seiner Chemie irgend wie eine Position machen könnte. Aber Du hast mir doch selbst gesagt, daß daran nicht zu denken wäre. Du hältst ja seine ganze Experimentiererei für wertlos und dilettantisch.“

„Ja, das schon,“ versetzte Charlotte kleinlaut, „aber er hat doch seine Freude daran. Und wenn er in einer größeren Stadt wo er wissenschaftliche Institute findet, einfach und behaglich mit seiner Mutter leben könnte . . .“

„Wer soll denn das bezahlen? Hier kostet er so gut wie nichts. — Na, und was soll ich mit Tantchen anfangen? Ich habe immer gedacht, die würde sich mal in ein Stift einkaufen. Neulich hab' ich mal auf den Busch geklopft. Weißt Du, was sie mir geantwortet hat? — ‚Ach so, Du willst mir meine Hypothek kündigen, lieber Ari? Ja, wenn Du hundertfünfzehntausend Mark übrig hast —?‘ — Ich danke, Herr Franke.“

„Hat sie so viel auf dem Gute stehen?“

„Sie hat uns den Zinsnachlaß, den sie uns in schlechten Jahren zu gute kommen ließ, immer wieder angerechnet. Wenn wir sie jetzt rausdrängen wollen, dann verlangt sie alles bar ausbezahlt. Und außerdem kann man nicht wissen, ob sie nicht niederträchtig genug ist, aus Rache ihren ganzen Mammon frommen Stiftungen zu vermachen. Ich denke, Du wirst also einsehen, mein Engel, daß wir besser thun, es bei dem bisherigen Modus vivendi zu belassen.“

Lotte ließ den Kopf hängen und seufzte. „Du hattest es mir doch so fest versprochen . . .“ Plötzlich schoß ihr ein

neuer Gedanke durch den Kopf und sie fuhr lebhaft fort: „Aber denke doch bloß wie eng es jetzt schon im Hause ist. Wenn wir Kinder kriegen, wo sollen wir denn hin damit?"

Aribert lachte laut. „Lottchen, Du bist jottvoll. In diesem Falle . . . das werden doch wohl nicht gleich mehrere auf einmal werden. Und dann pflegen die Kinder auch, so viel ich weiß, im Anfang nur sehr klein zu sein. Bis die so weit sind, daß sie eigene Räumlichkeiten beanspruchen, kann sich manches verändert haben. Wir können ja übrigens auch immer pro Dutzend einen Stock aufsetzen oder einen Flügel anbauen. Du scheinst ja fürchterliche Absichten zu haben. Hast Du denn nicht den gestrigen Leitartikel gelesen über die Übervölkerung? Sieh bloß, was Karl-Fritz für Augen macht, ich glaube der hat Dich verstanden. Warte, ich werd' ihm erzählen, was Du gesagt hast."

Er faßte nach seinem Notizbuch und Charlotte fiel ihm in den Arm und schalt, daß er sich so über sie lustig mache. Es gab ein kleines neckisches Gerauf um das Notizbuch und dann nahm Aribert seine Frau beim Kopf und küßte sie tüchtig ab. Er hatte schon längst herausgefunden, daß das in einer jungen Ehe das sicherste Mittel ist, unangenehme Gespräche zu beendigen.

„Schäm' Dich doch," flüsterte Charlotte, sich heftig sträubend, „Dein Bruder . . ." und sie riß sich los und wandte sich errötend nach Friedrich Karl um. Sie erschrak vor seinem Gesicht. Ganz blaß war es und verzerrt und in seinen sanften Augen lag wieder jener Ausdruck wilden Hasses, der ihr am Abend ihrer Ankunft

solches Grauen eingeflößt hatte. Friedrich Karl wandte sich rasch ab, fuhr sich mit den zitternden Fingern seiner Rechten aufgeregt durch das lange Haar und dann lief er plötzlich rasch aus dem Zimmer hinaus.

„Siehst Du,“ sagte Charlotte vorwurfsvoll, „das hättest Du nicht thun sollen. Er ist so leicht verletzlich.“

„Ach was, verliebt ist er,“ lachte Aribert. „Du bist eben eine Erz-Kokette.“

Charlotte wollte böse werden über diesen wenig zarten Scherz, aber da kam der dicke Kammerdiener-Eleve Karl mit der Punschbowle und dem Festkuchen herein und sie mußte sich für diesmal zufrieden geben. — —

Anfang November kehrten auch die beiden alten Damen wieder heim, obwohl Frau von Klinkenberg wenigstens noch mehrere Wochen länger bei ihrem Bruder zuzubringen beabsichtigt hatte. Aber sie teilte mit ihrer Tochter Karola die Eigenschaft, daß sie mit ihren Verwandten unmöglich längere Zeit in Frieden leben konnte. Diese Kraatzkes waren wirklich eine kratzbürstige Gesellschaft und wenn ihrer mehrere beisammen waren, dann belauerten sie einander voll Mißtrauen und suchten gierig nach Gründen, sich übereinander zu entrüsten und zu ereifern. Fräulein Karola und Frau Eva waren in dieser Beziehung ihrer Mutter sehr ähnlich, und der Herr Bierbrauer in Schievelbein, der nicht gewandt genug war, um im Zungenkampfe lange stand zu halten, pflegte den kleinen Familienscenen durch klotzige Grobheit ein Ende zu machen. So war's auch diesmal wieder gegangen und Frau Friederike von Klinkenberg erklärte

feierlich, daß sie mit keinem Schritte mehr das Haus dieses pöbelhaften Menschen betreten werde. Die neue Einrichtung bewunderte sie zwar sehr, doch konnte sie sich nicht versagen, bei jeder passenden Gelegenheit spitze Bemerkungen einfließen zu lassen, wie zum Beispiel: die jungen Herrschaften möchten es nur nicht übel nehmen, wenn sie sich auch manchmal in diesen hocheleganten Räumen aufhalte. Sie wisse ja sehr gut, daß sie mit ihren altmodischen Gewändern und überhaupt als einfache Frau in diese Üppigkeit nicht hineinpasse. Sie fühlte sich doch nur zwischen spiegelblankem Mahagoni recht zu Hause. Diese weichen dunkeln Stoffe wären doch nur Staubfänger und Mottenherbergen. Der Gesundheit könnten sie unmöglich zuträglich sein. Sie wollte ja sonst nichts dagegen sagen, aber aus dem Reinemachen werde man nun wohl gar nicht herauskommen. Und wie es überhaupt damit werden sollte . . .?!

Trotz ihrer ausgesprochenen Vorliebe für Mahagoni saß sie aber doch den größten Teil des Tages in dem neuen Salon und ihr entsetzlicher Arbeitskorb, der immer von alten Flicken, Wollfäden und dergleichen überquoll, stand zu Lottens größtem Ärger überall herum und immer gerade da, wo seine Scheußlichkeit am meisten auffiel. Schon acht Tage noch ihrer Heimkunft hielt Frau von Klinkenberg ein großes Reinemachen für nötig, da sie in der dicken Staubluft nicht mehr atmen könne. Lotte war in Verzweiflung geflohen und als sie um Mittag von einem weiten Spaziergang mit Friedrich Karl heimkehrte, da fand sie Sofas und Stühle schön gerade an die Wand gerückt, die Tische akkurat davor gestellt und sogar

den Flügel umgedreht. Und ihre Schwiegermama erklärte stolz, jetzt sehe alles doch noch einmal so propper und ordentlich aus und man könnte sich doch jetzt wenigstens rühren in all dem Staat, seit einem das Fortepiano nicht mehr so im Wege stehe. Jetzt könnte man doch ruhig im Finstern durch das Zimmer gehen, ohne Furcht, bei jedem Schritte etwas umzustoßen oder sich eine Kniescheibe zu zerschmettern.

Charlotte verließ nach dieser freundlichen Erklärung schweigend das Zimmer, suchte ihren Gatten auf und bat ihn, seiner Mutter begreiflich zu machen, daß sie, die junge Herrin des Hauses, das Recht habe, sich ihre Zimmer nach eigenem Geschmack einzurichten. Aribert ging, ihren Wunsch zu erfüllen, und schon nach wenigen Minuten hörte sie Thürenwerfen und laute Stimmen. Der Kampf war für diesmal zu ihren Gunsten entschieden; und sie machte sich sofort daran, mit Hilfe Linas und Karls die frühere, schiefe Ordnung wieder herzustellen.

Acht Tage lang spielte die Frau Mama die Schwergekränkte und ließ sich wenig im Salon blicken. Als sie aber merkte, daß sie damit ihrer Schwiegertochter nur einen Gefallen that, änderte sie das Verfahren. Sie ging eines Abends aus dem Eßzimmer in den dunklen Salon und stieß gleich darauf ein fürchterliches Geschrei aus. Man eilte mit Licht herbei und fand sie knieend am Boden. Sie winselte erbärmlich und behauptete, sie hätte sich am linken Bein schwer verletzt. Als Lotte ihr lebhaftes Bedauern ausdrückte, lächelte sie überaus lieblich und wies alle Teilnahme zurück, mit dem Be-

merken, daß ihr ganz recht geschehen sei. Sie hätte sich nur besser in acht nehmen sollen und bedenken, daß ein rasches kräftiges Ausschreiten bei Tage und bei Nacht heute nicht mehr Mode sei. Sie wollte sich bemühen, noch auf ihre alten Tage sich dies Schleichen und Schleifen, dies Drehen und Winden anzugewöhnen, welches die modernen Damen für fein hielten. Sie hinkte nach diesem Unglücksfall so lange, bis niemand mehr sie deswegen zu bemitleiden für nötig fand. Und dann ersann sie einen neuen Trick, um an Charlotten Rache zu üben. Sie störte sie nämlich, so oft sie irgend konnte, beim Klavierspielen, indem sie plötzlich mitten in einem Stück hereinschoß, um irgend eine ganz gleichgiltige Frage zu thun, oder wenn sie schon im Zimmer war und scheinbar aufmerksam zuhörte, wartete sie nie den Schluß eines Stückes ab, sondern fuhr bei der ersten besten Viertelspause dazwischen:

„Ach das kenn' ich doch! Nicht wahr, das ist doch von Strauß?" — wenn sie etwa einen Walzer von Chopin spielte. Einmal hatte Charlotte eine Bearbeitung des Lenzliedes aus der „Walküre" vor, als ihre Schwiegermama mit ihrem scharfen Diskant verhimmelnd dazwischen rief:

„Nein, diese Afrikanerin! Himmlisch! Wenn se untern Manzinillenbaum liegt. Hast Du auch die Parodie gesehen bei Wallnern. Wenn Helmerding sagt: ‚Immer riechen Se noch'n Schnitt, Madamken —?' Kannst Du nich auch den wunderschönen Chor spielen: Spinat und Eier — schrumm, ein weißer Schleier schrumm?"

Das war zu viel für Charlottens Geduld. Sie

klappte den Klavierdeckel zu, erhob sich rasch und sagte: „Glaubst Du denn, ich merke nicht, daß Du mich absichtlich störst? Wenn es mir nicht erlaubt sein soll, in meinem Hause nach Belieben Klavier zu spielen, so möcht' ich doch wenigstens bitten, mir täglich eine Stunde festzusetzen, in der ich sicher sein kann, daß ich nicht gestört werde."

„Herrgott, Herrgott!" rief Frau von Klinkenberg, sich höchst erstaunt stellend. „Man wird ja doch wohl noch den Mund aufthun dürfen. Ich habe doch in meiner Jugend auch Klavier gespielt, aber so hab' ich mich wahrhaftig nicht dabei anstellen dürfen. Woher soll man denn wissen, ob so'n Stück aus is? Man hört ja nich mal, ob Du richtig oder falsch spielst, alles ein Kuddelmuddel von vorne bis hinten. Und wenn's nicht der Manzinillenbaum is, dann brauchst Du's ja bloß zu sagen. Nee, nee, nee, bleib man da, Du mußt nicht denken, liebes Kind, daß ich gar so'n dickes Fell habe. Wenn's ei'm so deutlich gesagt wird, daß man der gnädigen Frau zu viel is —!" Und sie schritt hocherhobenen Hauptes zum Zimmer hinaus.

Das Tantchen hatte auch dabei gesessen. Das betrug sich sonst ganz brav und hörte geduldig zu, obwohl die Musik, welche Charlotte ausschließlich übte, auch über ihr Horizöntlein weit hinausging. Aber jetzt fühlte sie sich doch verpflichtet, durch christliche Ermahnung auf die junge Frau einzuwirken. Sie seufzte laut und schüttelte den Kopf. Endlich begann sie ein wenig zaghaft:

„Aber liebe Charlotte, ich glaube Du bist doch wohl

ein wenig heftig gegen Deine Schwiegermama. Du sollst Vater und Mutter ehren — die Schwiegermutter steht ja nicht extra in der Bibel, aber an die hat der liebe Gott doch gewiß auch gedacht, als er die zehn Gebote gab. Man soll doch überhaupt dem Alter mit Ehrfurcht begegnen. Der liebe, selige Onkel Viktor pflegte immer zu sagen: Die Tugend die ist wohl bewahrt, die Achtung hat vor grauem Bart."

„Ich habe auch Achtung vor dem Alter, liebe Tante, wenn es sich würdig benimmt," sagte Charlotte, sich mühsam zur Ruhe zwingend. „Aber Mama will nur ihre Gereiztheit gegen mich auslassen in dieser kindischen Weise."

„O, oh, oh," rief Tante Lollchen ganz erschrocken, aber weiter sagte sie nichts mehr, denn sie fürchtete sich doch mit Charlotten anzubinden.

Bald darauf kam Aribert herein. Er machte ein finsteres Gesicht und rief schon von der Thür aus seiner Frau zu:

„Was soll denn das nu wieder heißen? Mama kommt und weint mir was vor. Du hättest ihr die Thüre gewiesen."

Charlotte mußte sich zusammen nehmen, um ihm in ruhigem Tone zu antworten. Sie berichtete ihm wahrheitsgemäß, wie der Streit entstanden sei.

„Nein, das nimm mir aber nicht übel," brauste Aribert auf, „das find' ich denn doch'n bißchen stark! Einer alten Dame deswegen gleich so den Marsch zu blasen! Wenn man deswegen gleich Grobheiten zu hören kriegen soll, weil man Deinen Wagner nicht kennt! Ich

muß gestehen, ich kann auch keinen großen Unterschied heraushören, ob meine Stallthüre quietscht, oder Du Deine Walküre spielst. Das ewige trauerklötrige Zeug kann doch kein Mensch auf die Dauer vertragen."

„Du bedienst Dich ja recht gewählter Ausdrücke," sagte Charlotte, bebend vor Aufregung.

„Herrgott, ja, ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Das mußt Du mir schon gütigst erlauben. Ich weiß nicht, Du hast eine Manier, ausgewachsene Leute zu schulmeistern! Ich kann Dir nur sagen, daß es auch Menschen giebt, die sich einfach anjeödet fühlen durch die ewigen jewählten Ausdrücke und die jezierte Sprache. Die Geschmäcker sind eben verschieden."

„Jawohl, es giebt einen guten und einen schlechten Geschmack."

„Aha, den ersteren haben gnädige Frau, den letzteren die übrige Menschheit."

Das Tantchen saß während dieser ehelichen Auseinandersetzung in ihrem tiefen, weichen Fauteuil, kätzchenhaft behaglich hingeschmiegt und freute sich aufrichtig, daß die hochmütige, junge Frau es einmal gründlich von ihrem Gatten kriegte. Wenn Aribert die Partei seiner Mutter nahm, dann kamen die Alten vielleicht wieder zur gebührenden Geltung im Hause und davon hoffte sie auch ihren Vorteil zu ziehen. —

Das war der erste Zank gewesen zwischen den Eheleuten, der erste wenigstens, bei dem starke Worte gebraucht worden waren — in Gegenwart eines Zeugen noch dazu. Daß es nicht der einzige blieb, dafür sorgte schon die liebenswürdige Mama. Charlotte mußte unter

allen Umständen geduckt werden. Wie sollte denn Friede und Gemütlichkeit im Hause herrschen, wenn das jüngste Mitglied der Familie sich herausnahm, alles besser zu wissen und seinen Kopf durchzusetzen gegen die erbeingesessenen Bewohner. Aribert ließ sich jetzt auch von Woche zu Woche mehr gehen, kommandierte wieder mit schneidender Trompetenstimme in Haus und Hof herum wie früher und schien sich geradezu ein Vergnügen daraus zu machen, seine Frau durch sein saloppes Berlinern und seine derben Kommißausdrücke zu ärgern, während er ihre eigene, dialektfreie und wohlartikulierte Aussprache als „unjemietlich" verspottete. Er glaubte sich lange genug den lästigen Zwang angethan zu haben, sich nach ihrem Gefallen zu benehmen. Das war noch so ein bißchen Flitterwochenkomödie gewesen, jetzt mochte sie sich endlich einmal die Mühe geben, ihn zu nehmen, wie er war.

Es kam noch weit weit schlimmer, als erst die alten Freunde und lieben Nachbarn sich wieder auf Strehsen einzufinden begannen. Sobald die neue Einrichtung vollendet war, hatte das junge Paar keine Entschuldigung mehr, seine Besuche in der Umgegend noch länger aufzuschieben. Charlotte war entsetzt über die Leute, die sie da kennen lernte. Der alte Graf Reetz war ein unglaublich stumpfsinniger Herr, aus dem kein vernünftiges Wort herauszubringen war, und der sich ausschließlich für Pferde, Hunde und Saucen interessierte. Seine Gattin hatte bei dem Antrittsbesuch Charlotten von den feinen Unterschieden im Wappen der gräflichen und freiherrlichen Linien unterhalten, denn das war ihre

Spezialität. Sie war auch eine geborene Gräfin Reetz. Die Reetzens hatten überhaupt schon seit Jahrhunderten fast ausschließlich in der Familie geheiratet und der einzige Herr Sohn, dieser Centipelextrakt des Reetztums, war denn auch ein sprechendes Beispiel für den Segen so gewissenhafter Inzucht geworden. Seine Stirn war zwei Finger hoch, das Kinn fehlte, auch hegte er einen Polypen in der Nase, dieser edlen reetzischen Nase, welche schon zur Zeit der Kreuzzüge den Sarazenen Schrecken eingeflößt hatte. Wenn er „gnädige Frau" sagte, so klang das, als ob etwa eine frische Leberwurst zu reden anfangen wollte, so breiig, pappig, fettig, verstopft quoll es heraus. Auch liebte er es, seinen Hinterkopf von Zeit zu Zeit an dem hohen Stehkragen zu scheuern und dabei in kurzen Puffen, wie eine Dampfmaschine, die sich in Bewegung setzen will, Luft durch die Nase zu stoßen. Wahrscheinlich bedurfte der Polyp von Zeit zu Zeit einer kleinen Anregung. Dieser im übrigen wohlmeinende junge Mann zählte erst dreiundzwanzig Jahre und hatte sich noch nicht schlüssig gemacht, welcher von seinen Kusinen er den Vorzug geben sollte. Außerdem war er thatsächlich jener halbe Weltumsegler, dessen Aribert in seiner Schilderung der hinreißenden Nachbarschaft von Strehsen gelegentlich seines ersten Besuches bei Schönbecks Erwähnung gethan hatte. Er war nämlich einmal mit Stangen bis Jerusalem gewesen und hatte seinen erlauchten Namen mit Bleistift an die Klagemauer geschrieben.

Nach dem Weltumsegler lernte Charlotte auch den „genialen Klavierspieler" kennen. Das war ein bürger=

licher Gutsbesitzer Namens Posahl, ein großer, plumper Mensch mit einem aufgedunsenen, roten Gesicht und blondem Vollbart. Er hatte Fäuste wie ein Grobschmied und schmutzig waren sie auch. Er besaß eine schwächliche, kleine, vergrämt aussehende Frau, die sechs Kinder in achtjähriger Ehe gehabt hatte und von all der Arbeit und Sorge, die auf ihr lastete, trotz ihrer Jugend schon zum Sterben müde war. Als die Posahls ihren Gegenbesuch machten, hatte Aribert den Herrn aufgefordert, etwas zum besten zu geben, und da hatte er ein paar gemeine Tänze in strammem Rhythmus heruntergehämmert, daß es Charlotten um ihren armen Blüthner angst und bange geworden war. Das schöne weiße Elfenbein der Tasten war nachher mit Schmutzflecken bedeckt gewesen. Für die kleine, blasse Frau Posahl begann Charlotte eine gewisse, ahnungsbange Sympathie zu empfinden, sobald sie erfuhr, daß auch sie ein Mädchen aus guter, gebildeter Familie sei, das einmal voll Lebenslust und geistigen Strebens gewesen war. So also konnte man geistig verlöschen und körperlich bis zum Schatten herabkommen; auch bei dem gesunden Landleben und in so gesegneter Ehe!

Die alten, hohen und glänzenden Offiziere, welche ruhmbedeckt aus zahlreichen Feldzügen heimgekehrt waren, schrumpften auf einen einzigen Hauptmann der Landwehr zusammen, welcher wenigstens den Vorzug hatte, ein anständiger, auch gesellschaftlich präsentabler Mensch zu sein. Er hieß Kohlrausch. Etwas irgendwie Berauschendes hatte er allerdings nicht an sich, aber er war ein tüchtiger Mann, welcher sich aus einfachen Verhältnissen herauf-

gearbeitet, den siebziger Krieg als Einjähriger mitgemacht und es dabei zum Offizier gebracht hatte. Die Eitelkeit auf seine militärische Charge trug er in etwas komischer Weise zur Schau. „Glauben Sie einem alten Soldaten, gnädige Frau!“ war sein drittes Wort, und sein Patriotismus war höchst blutdürstiger Art. Er studierte thatsächlich eifrig die russische Sprache und hoffte damit in dem kommenden Kriege eine hervorragende Rolle spielen zu können. Charlotte entdeckte nach genauerer Nachfrage, daß Aribert diesen selben Hauptmann Kohlrausch auch mit dem Manne gemeint habe, der Chinesisch studiere. Das sei ja so ziemlich ein Deibel, erklärte Aribert; da Rußland sich ja doch schließlich im Reiche der Mitte verliere, und beide Sprachen ungefähr gleich schwer sein sollten. Es gab auch eine Frau Hauptmann Kohlrausch, welche jedoch von dem Gatten dem feineren Verkehr ängstlich vorenthalten wurde. Die Dame war, wie das Gerücht behauptete, zehn Jahre älter als der Gatte und einst seine Zimmervermieterin gewesen. Er war aus Anstandsgefühl auf sie hineingefallen.

Der erwähnte Philosoph existierte thatsächlich; und daß er ein tiefer, weltabgewandter Denker sein mußte, ging schon aus der Thatsache hervor, daß er im Winter einen Strohhut trug, und bei Regenwetter mit Galoschen zu Pferde stieg. „Immer Kopf kalt und Füße warm, sonst verstopft sich das Gehirn,“ pflegte er zu sagen. Er besaß mehr als hundert Bücher, was in der ganzen Priegnitz nnd in den angrenzenden Landesteilen kopfschüttelnde Verwunderung erregte. Auch hatte er einmal in der Provinzial-Lehrer-Zeitung einen Aufsatz über den

christlichen Gedanken in Goethes Iphigenie veröffentlicht und sich fünfhundert Separat-Abzüge davon herstellen lassen, von denen jeder Besucher unweigerlich mindestens drei Stück mitnehmen mußte. Man sagte ihm nach, daß er sich einmal in seinem Leben die Ohren gewaschen habe und zwar vor siebzehn Jahren, als er um die Pritzwalker Superintendenten-Tochter freite; sie hatte ihn aber trotzdem nicht genommen, und so war er lieber ledig geblieben. Er führte den schönen Namen Gneomar von dem Busche-Wruckendorf. Er wäre ein harmloser Dickhäuter zu nennen gewesen, wenn nicht seine sogenannte Philosophie ihn zu Zeiten lebensgefährlich gemacht hätte. Als er seinen Gegenbesuch in Strehsen machte, nahm er Charlotten in eine Ecke und entwickelte ihr drei Stunden lang seine Gedanken über die verschiedenen Erkenntnistheorien. Er schien es nicht für möglich zu halten, daß eine Dame sich über den Unterschied von Subjekt und Objekt klar sei; denn er brauchte eine halbe Stunde, um ihr denselben zu Gemüte zu führen. Darauf verwandte er weitere zwei Stunden, um Kant und Schopenhauer zu widerlegen, welche alle vermeintliche Erkenntnis für Trugbilder erklären wollen und bewies ihr an praktischen Beispielen, daß die Thatsächlichkeit aller Erkenntnisse allemal da in die Augen springe, wo Subjekt und Objekt im Raume sich stießen. Und schließlich kam er darauf hinaus, daß die alleinigen Vermittler der Erkenntnis in dem sechsten Sinn, dem sogenannten Muskelsinn, sowie in dem heiligen Geist zu sehen seien. Die Mutter, die Tante und auch Aribert hatten sich still gedrückt und als Gneomar von dem Busche-Wruckendorf endlich triumphierend den

Heimweg antrat, ließ er sein unglückliches Opfer in einem bejammernswerten Zustand zurück, halb zermalmt von der Wucht seiner Gründe und ertrunken im Strom seiner Beredsamkeit. Er erklärte Charlotten für eine höchst geistvolle Frau, obgleich sie kaum Gelegenheit gefunden hatte, mehr als zehn Worte dazwischen zu werfen.

Diejenigen Leute, von denen Aribert nicht schon vorher groß Rühmens gemacht hatte, erwiesen sich noch als die umgänglichsten und angenehmsten. Gutsbesitzer von gesundem Durchschnittsschlag mit harmlosen Frauen, die nur von ihren Dienstboten und von den Familienvorgängen in fürstlichen Häusern sprachen, sowie besonders ein königlicher Oberförster mit seiner zahlreichen Familie — einfache Menschen, denen aber Tüchtigkeit und Lebensfrische im Gesicht geschrieben stand. Gerade zu denen war Aribert mit einem gewissen Widerstreben hingegangen und Charlotte glaubte auch zu bemerken, daß der Herr Oberförster ihm mit etwas abweisender Kühle begegnete.

Es begann jetzt ein sehr geselliges Leben für das junge Ehepaar. Auf je vierzehn Tage etwa kam eine Einladung nach auswärts. Aber viel öfter noch sahen sie Gäste bei sich. Anfangs einmal die Woche. Später, im Dezember, sogar noch häufiger. Die Damen blieben dann, sich mit den Weihnachtsarbeiten entschuldigend, zu Hause, und es kamen meist nur die Herren, der schreckliche Herr Posahl, der Hauptmann Kohlrausch und meistens auch der Pfarrer von Reetzow. Die Herren spielten Skat vom frühen Nachmittag bis in die Nacht hinein und vertilgten dazu außerordentlich Mengen von Flüssigkeiten, Wein, Bier, Liköre aller Art. Charlotte war entsetzt über

die Entdeckung, daß ihr Mann auf dies gräßliche nationale Kartenspiel erpicht war, wie nur irgend ein stumpfsinniger Student oder alter Spießbürger. Woher kam ihm überhaupt so plötzlich dies dringende Bedürfnis nach Verkehr, gepaart mit einer solchen Anspruchslosigkeit in Bezug auf das geistige Vermögen seiner Gäste? Immer mehr suchte er sich den traulichen Stunden des Alleinseins mit ihr zu entziehen, in welchen sie ihm vorgespielt oder ihn mit dem Inhalt der Bücher, die sie gerade las vertraut gemacht hatte, um die Gedanken und Fragen, die sich ihr dabei aufgedrängt hatten, mit ihm durchzusprechen. Sie hatte freilich bald genug herausgefunden, daß er recht wenig gelernt hatte, aber er war doch ein gescheiter Kopf, der nicht nur für die Wirklichkeit einen scharfen Blick, sondern auch die Fähigkeit besaß, sich in ein ihm fremdes Gebiet leicht hineinzufinden, sobald er sich nur einige Mühe gab. Es war Charlotten unbegreiflich, wie er ihrer Unterhaltung die beschränkte, politische Kannegießerei und gar die schalen Witze und schmutzigen Anekdoten jener Freunde vorziehen konnte. Oder kam es ihm vielleicht gar hauptsächlich auf die Gelegenheit zum starken Trinken an? Er ließ sich auch so viel zur Jagd einladen in der Umgegend, obwohl er, wie er selbst zugab, ein schlechter Schütze war und wenig Vergnügen daran fand, das harmlose Getier in Feld und Wald umzubringen. Aber auch bei diesen Gelegenheiten ging es ohne starke Trünke nicht ab, und er kam mit rotem Kopf und schwerer Zunge heim und brachte eine widerliche Atmosphäre von Alkoholdunst und kaltem Tabaksduft mit ins Haus. Allerdings konnte er viel vertragen. Sie

sah ihn nie eigentlich betrunken; aber sie merkte doch, daß er sich nur mit Mühe zusammen nahm. Und wenn er gar zärtlich werden wollte in solchem Zustande, dann floh sie vor ihm voll Ekel. Am anderen Tage gab es dann finstere Gesichter und böse Reden, er behauptete, der nüchternste Mensch von der Welt zu sein. Es sei doch ein Skandal, daß er sich in seinem Hause wie einen Trunkenbold behandeln lassen sollte, und sie hätte alle Ursache, ihrem Schöpfer dankbar zu sein, der sie nicht auf einen Waschlappen von einem ästhetischen Theebruder hineinfallen ließ, sondern ihr einen ganzen Mann zur Seite stellte, der ihrer Überspanntheit doch wenigstens einigermaßen das Gleichgewicht zu halten vermochte. Und in dies Lied stimmten die Tante und die Schwiegermama harmonisch mit ein, mit Sticheleien auf ihre übelangebrachte Feinthuerei, auf ihr geziertes, preziöses Wesen.

Immer häufiger saß Charlotte jetzt des Abends in ihrem Salon allein. Sie gewöhnte sich an, sehr spät zu Bett zu gehen und morgens lange liegen zu bleiben. Wenn die Skatbrüder aufgebrochen und die beiden alten Damen sich zurückgezogen hatten, begann sie sich erst in ihrem Salon und bei ihren Büchern wohl zu fühlen. Ariberts Verliebtheit hatte stark nachgelassen, das konnte sie sich nicht verhehlen, und wenn sie sich im Spiegel betrachtete, so glaubte sie auch den Grund dafür zu erkennen. Ihre frischen Farben waren dahin. Ihr Teint begann grau zu werden und allerlei kleine Unreinigkeiten zu zeigen. Ja, manchmal wollte es ihr sogar so vorkommen, als ob kleine, herbe Falten, besonders um die Mundwinkel, sich bereits eingestellt hätten und sogar das Fleisch ihrer

Wangen schlaffer geworden wäre. Sie drängte darauf, die verschobene Hochzeitsreise doch nun bald anzutreten, den ganzen Winter in Italien zuzubringen. Aber er entgegnete, dazu sei jetzt kein Geld da, er begreife nicht, wie sie eine so unüberlegte Forderung stellen könnte, sie sehe doch, daß er, um zu sparen, sich sogar ohne Inspektor behelfe, daß er von früh bis abends auf den Beinen sei, um den Leuten auf die Finger zu sehen, damit nichts unnütz verschwendet und die kostbare Zeit ausgenützt werde. Sie müßten sich diesmal sogar den Aufenthalt in Berlin versagen, damit seine Kasse nach den riesigen Anforderungen, welche die Neueinrichtung daran gestellt, sich wieder erholen könnte. Im Frühjahr vielleicht werde an eine Reise zu denken sein, wenn es ihm bis dahin gelänge, sich eine zuverlässige Hilfskraft heranzuziehen. Vorläufig heiße es nur: sparen, sparen, sparen! Es gehe für den Haushalt unverhältnismäßig viel drauf; aber das sei freilich kein Wunder, da sie nur immer alles vom besten haben und sich doch um die Wirtschaft nicht selber bekümmern wolle. Wenn die Herrschaft mit dem Beispiel der Verschwendung vorangehe, unter anderem durch ebenso überflüssigen, wie unmäßigen Verbrauch von Petroleum, so könne man sich freilich auch nicht wundern, wenn die Köchin sich kein Gewissen daraus mache, in der Stadt noch Eier zu kaufen, anstatt sich mit dem Ertrag des eigenen Hühnerhofes einzurichten. Und als sie ihm darauf seinen starken Wein- und Bierverbrauch vorgehalten, hatte er mit sittlicher Entrüstung erwidert, daß er, als der allein arbeitende Teil, doch wohl auch das Recht habe, sich seine Erholung nach eigenem Gefallen zu suchen. Überdies sei es gegen-

wärtig von größter Wichtigkeit, den Herrn Posahl bei guter Laune zu erhalten, denn er habe mit dem ein glänzendes Geschäft vor.

Charlotte schwieg und hoffte auf das Frühjahr. Auf der Reise würden sie einander wieder näher kommen. Sie machte einen Versuch, sich mehr um die Wirtschaft zu bekümmern; aber die Köchin war eine dickköpfige Person mit einem unverschämten Mundwerk, die sich zudem sicher fühlte, weil sie bei der alten Frau von Klinkenberg in hoher Gunst stand. Die Mamsell, welche nicht die Haus- sondern die äußere Wirtschaft unter sich hatte, erkannte überhaupt die Befugnis der jungen Frau, von ihr Rechenschaft zu fordern, nicht an, da sie direkt unter dem gnädigen Herrn stehe. Charlotte wollte sich nicht noch durch häßliche Zänkereien mit den Dienstboten das Leben verbittern — und so fuhr sie denn fort, allabendlich einen halben Liter Petroleum zu verbrennen.

Kurz vor Weihnachten machte Heinrich Schönbeck seinen ersten Besuch in Strehsen. Die Briefe, welche er von seiner Schwester erhalten, hatten ihn mit schlimmen Ahnungen erfüllt, obwohl oder vielleicht gerade weil sie so selten gewesen und so kühl und vorsichtig abgefaßt waren. Er erschrak, als er die Veränderung in Charlottens Äußerem gewahr ward und beruhigte sich nicht mit der Auskunft, daß dies schlechte Aussehen nur vorübergehend, eine Folge der durch das schlechte Wetter erzwungenen Stubenhockerei sei. Wie sie sich alle Mühe gaben, seinen Verdacht zu zerstreuen! Die Mutter und das Tantchen waren so lieb und harmlos und Aribert war der denkbar zärtlichste und aufmerksamste Gatte, der

liebenswürdigste Schwager. Die Herren Pofahl und Konsorten wurden während der wenigen Tage des schwägerlichen Besuchs sorgsam ferngehalten, und nur der Oberförster und der Philosoph einmal eingeladen. Auch Charlotte hütete sich ängstlich, ihren Bruder zu betrüben, wenn sie sich auch nicht soweit verstellen konnte, um von ihrer Ehe geradezu begeistert zu erscheinen. Und so reiste denn Heinrich Schönbeck, wenn auch nicht überzeugt von dem Glücke seiner Schwester, so doch einigermaßen beruhigt wieder ab. Es schien auch, als hätte sich Aribert die Vorwürfe zu Herzen genommen, welche Charlotte ihm in diesen Tagen zu machen gewagt hatte, denn er zeigte sich auch noch während der Festtage und sogar darüber hinaus äußerst liebenswürdig, häuslich und froher Laune, versicherte sie auch ausdrücklich und wiederholt seiner Liebe und wie glücklich und zufrieden er sich in ihrem Besitz fühle. So war denn auch Charlotte wieder zufrieden. — — —

Es war in der zweiten Woche des neuen Jahres. Die Skatbrüder waren nach so langer Unterbrechung wieder einmal zu einer ernsten Sitzung berufen worden. Herr Pofahl hatte seine Gattin mitgebracht und Charlotten lag es ob, die arme kleine Frau zu unterhalten, während drüben im Herrenzimmer, nur mit kurzer Unterbrechung durch die Abendmahlzeit, Skat „geklopft“ wurde. Die Ärmste war schon wieder einmal guter Hoffnung, und Kindesnöte und -Sorgen bildeten den traurigen Inhalt des Gespräches unter den Frauen. Nach dem Abendbrot setzte sich Charlotte an den Flügel und spielte Frau Pofahl vor. Eine Stunde — zwei Stunden, und das immer müde, abge=

hetzte Weib schlief darüber ein; die weichen Töne des Flügels schienen Erinnerungen aus der glücklichen Jugendzeit in ihrer Seele ausgelöst zu haben; ein schöner Traum zauberte ein wehmütiges Lächeln auf ihre abgehärmten Züge, während noch die feuchten Spuren zweier Thränen auf ihren Wangen zu bemerken waren. Die Schwiegermutter und die Tante hatten auch schon lange herumgegähnt und schlichen sich nun auf den Zehen hinaus. Charlotte hob Frau Posahl die Füße auf das Sofa, schob ihr ein weiches Kissen unter den Kopf und breitete eine Decke über sie, ohne daß sie davon aufgewacht wäre. Dann setzte sie sich wieder an den Flügel und phantasierte eine Weile in gedämpften Accorden, Melodien aus ihren Lieblingswerken aneinanderreihend, wie sie ihr gerade in den Sinn kamen.

Da störte sie plötzlich, trotzdem mehrere Thüren und der Korridor dazwischen lagen, der Schall eines wüsten wiehernden Gelächters aus dem Herrenzimmer aus ihrer Träumerei auf. Sie verließ leise den Salon und schritt hinüber nach dem Zimmer ihres Mannes. Ein Cigarrenqualm schlug ihr entgegen, so dicht, daß sie den Husten bekam und kaum die drei Gestalten am Tisch zu erkennen vermochte. Es war außer Herrn Posahl diesmal als dritter Mann ein Gutsbesitzer Hoffmann zugezogen worden, von Aussehen und Manieren noch der richtige Bauer. Der hatte nicht sobald die Hausfrau erkannt, als er, das Gelächter der beiden anderen noch übertönend, ihr entgegenschrie: „I täuw mal eins, da is die junge Frau! Kein Vergnügen ohne die Damens. Immer kommen Se rin, Frau Baronin — prost, Sie sollen leben!“ Und er

erhob sich, schon etwas torkelnd, von seinem Stuhle und schwenkte ihr sein Glas entgegen.

Da sprang auch der dicke Herr Posahl auf und taumelte mit weit ausgebreiteten Armen auf sie zu. „Ach — schönstes gnädiges — Frau Lottchen! Das is ja fermost . . . kommen Se, setzen Se sich zu uns. Klinkenberg hat uns eben ne Geschichte erzählt — ich lach' mir dot! Von Mikoschen — Klinkenberg, kennt's Deine Frau schon? Wir ha'm Briderschaft getrunken, was Aribertchen? Wir missen ooch Briderschaft trinken, Frau Lottchen. Ich bin'n juter Mensch, ich habe Eich alle so lieb!" Seine Stimme überschlug sich und er griff mit der Linken hinter sich nach dem Thürpfosten, um dort einen Halt zu suchen, während er mit der Rechten Charlotten am Ärmel erhaschen wollte.

Sie wich ihm entrüstet aus und rief laut: „Sie haben wohl vergessen, daß Sie kein Fuhrwerk mit haben, Herr Posahl? Es ist halb elf vorbei. Die Nacht ist finster und kalt. Ihre arme Frau ist vor Übermüdung schon eingeschlafen. Sie sollten doch daran denken, nach Hause zu gehen."

„Lotte, was fällt Dir denn ein?" raunte ihr Aribert leise zu.

Und Herr Posahl gröhlte: „Ach was! Nach Hause jehn wer nich! Kommen Se her. So jung komm' wer nich mehr zusamm! Klinkenberg, zwee reine Gläser, meine Olle muß och mit. Ick werde ihr mal janz sachteken uffwecken." Damit schwankte er zur Thüre hinaus.

Mit ein paar raschen Schritten holte ihn Charlotte

draußen ein. „Ich bitte Sie," sagte sie leise und aufgeregt, „thun Sie das nicht. Wenn Sie noch weiter trinken wollen, dann lassen Sie wenigstens Ihre arme Frau in Ruhe. Mein Mann kann Sie ja dann im Schlitten nach Hause fahren."

Herr Posahl richtete sich hoch auf und schlug sich auf die breite Brust. „Nanu? Sie denken woll ich wär betrunken? Nee, mein Engelchen, so leicht bin ick nich unterzukriegen. Wo wollen Se denn hin? Halt! bleiben Se mal da stehn." Die gelbe Ampel brannte noch in dem kleinen Vorplatz und der riesige, ungeschlachte Mensch packte Charlotten fest bei beiden Oberarmen und drehte sie so, daß der gedämpfte Lichtschein ihr ins Gesicht fiel. „Donnerwettstock, sind Sie heute wieder hübsch!" flüsterte er rauh. „Hol mich der Deibel, zum Verrücktwerden! Lottchen, ich liebe Sie!" Und damit beugte er sich über sie und versuchte sie zu küssen.

„Aribert! Hilfe!" kreischte Charlotte auf. Aber noch ehe jemand ihr beisprang, gelang es ihr, sich mit einem gewaltsamen Ruck frei zu machen, und sie stieß mit äußerster Kraftanstrengung den widerwärtigen Menschen mit beiden Fäusten vor die Brust, daß er rückwärts taumelte und im Fallen den Kleiderständer in der Ecke mit umriß, der samt allen Pelzen, Hüten und Röcken quer über ihn hinfiel und ihm mit einem hervorstehenden Haken einen tüchtigen Stoß gegen die Stirn versetzte.

Erst das Gepolter dieses Falles und das Fluchen Posahls brachte Aribert und Herrn Hoffmann zur Stelle.

„Nanu, Posahleken, biste hingeschlidbert?" lallte der letztere seelensvergnügt, während Aribert wütend auf seine

Frau losfuhr und in rohem Tone fragte, was das bedeuten solle.

„Das soll bedeuten," rief Charlotte mit flammender Empörung, „daß ich mir schon selbst zu helfen weiß, wenn Du Dich nicht beeilst, Deine Frau gegen die Frechheiten Deiner Gäste zu schützen."

„Herrgott, mach doch bloß keine Szene," zischte ihr Aribert zu: „Du siehst doch, daß der Kerl betrunken ist."

„Eben darum!" rief Charlotte laut. „Ich hoffe, Du wirst dafür sorgen, daß dieser Herr unser Haus nicht mehr betritt."

Inzwischen hatte sich Posahl aus dem Berg von Kleidungsstücken halb emporgearbeitet. Sitzend schrie er: „Soo? Wirklich? Det wird ja immer döller. Klinkenberg, olle Suse, Du wirst Dir von Deiner Frau Vorschriften machen lassen, was? Du kennst m—mich doch, ich bin'n juter Mensch und Du bist mein Bruder; ich wer' doch mein'n Bruder seine Frau noch'n Kuß jeben dürfen?"

Aribert biß sich auf die Lippen. Dann trat er zu Posahl und sagte halblaut: „Na na, sein Sie man jemietlich, Posahl. Sie sehen doch, daß sie sich das nicht gefallen läßt. Kommen Se rein, trinken Se noch'n Schluck zum Abgewöhnen."

„Wie? was? Sie sagst Du zu mir? Du jemeiner Kerl Du?" gröhlte der Riese, indem er sich vollends vom Boden erhob. Schämst Du Dich nich, Mensch, so unter'n Pantoffel zu stehen? Wo is meine Frau? Meine Frau soll kommen! Ich wer's Euch mal zeigen!"

Aribert ergriff ihn beim Arm, schüttelte ihn und herrschte ihn halblaut an: „Sie schreien ja das ganze Haus aus dem Schlaf! Benehmen Sie sich doch anständig.“

„Was, ich benehme mich nich anständig? Na, täuw, min Jung', dat will ick Di wisen. Mein scheenes koscheres Jeld hab' ich Dir jeben wollen für Deine faule Fabrike. War das anständig, was? Keen' Fennig kriegste jetzt zu besehn. Jawoll, Frau Baronin, ich jehe und ich komme wahrhaftigen Jott nich wieder, so wahr ich Posahl heiße! So 'ne jemeine Behandlung! Klinkenberg, Du Schafskopp, ich nehme allens zurück — entschuldige, ich wollte sagen, Sie Schafskopp! Wo is meine Frau? Meine Frau betritt auch diesem Hause nicht wieder!“

Der Auftritt hatte sogar den Herrn Hoffmann soweit ernüchtert, daß er sich jetzt damit nützlich machen konnte, seinem Freunde Posahl in den Pelz zu helfen und ihn von weiterem überflüssigem Gerede abzuhalten. Frau Posahl war auch durch das laute Schreien aufgeweckt worden und erschien jetzt bleich und verängstigt in der Thür des Speisezimmers. Charlotte redete ihr freundlich zu, doch lieber die Nacht bei ihr auf dem Sofa zu verbringen, als mit ihrem betrunkenen Manne auf dem verschneiten Wege zu Fuß heimzugehen. Aber sie lehnte den Vorschlag mit ängstlicher Hast ab — und in ihren Augen stand es geschrieben, warum.

Aribert war inzwischen nach der Kutscherstube im Stallgebäude geeilt und hatte den Kutscher des Herrn Hoffmann anspannen und seinen eigenen Pferdeknecht den Herrn Posahl mit der Laterne heimgeleiten heißen.

Charlotte stand in ihres Mannes Zimmer am offenen Fenster, — sie hatte alles aufgerissen, um den abscheulichen Qualm hinauszulassen — und sah in den finstern Hof hinaus. Da ging der Knecht mit der Laterne und hinter ihm drein die große unförmliche Gestalt des Herrn Posahl, gleichfalls eine Blendlaterne in der Rechten haltend, und mit dem linken Arm sich auf die Schulter seiner kleinen Frau stützend. In Zickzacklinien stolperte er vorwärts, die Mutter seiner sechs Kinder mit sich reißend und schimpfte dabei fortwährend vor sich hin.

Gleich darauf fuhr auch Herr Hoffmann davon, dann kehrte Aribert ins Haus zurück, kratzte sich mit einer Heftigkeit, der man die Wut anhören konnte, die in ihm kochte, draußen auf dem Eisen den Schnee von den Sohlen und schloß dann die Hausthüre hinter sich ab. Als er sein Zimmer betrat, sah er Charlotten schluchzend auf einem Stuhl am Fenster sitzen. „Zum Donnerwetter," rief er, die Thür hinter sich zuziehend: „Du bist wohl heute ganz . . . . . Thür und Fenster auf! Du kannst Dir ja den Tod holen."

„Was wäre daran gelegen?" sagte sie bitter. „Lieber als daß ich ein solches Leben ertrage . . ."

Aribert schloß die Fenster und dann lief er mit den Händen in den Hosentaschen im Zimmer auf und ab. „Wirklich unglaublich!" brummte er halb vor sich hin: „soll ich womöglich noch daran schuld sein, wenn sich ein betrunkener Esel etwas gegen Dich herausnimmt?"

„Gewiß bist Du daran schuld," versetzte sie, rasch ihre Thränen trocknend. „Man verkehrt eben nicht mit Leuten, die imstande sind, sich in einem anständigen

Hause zu betrinken. Und ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren müssen, daß ich an meinem Manne gar nicht einmal einen Beschützer habe vor solchen frechen Überfällen.“

Mit aufgehobenen Armen stellte sich Aribert vor sie hin. „Herrjööses nee! Nu thu mir aber den Gefallen und hör' auf. Weißt Du denn, was mich Deine tugendhafte Entrüstung heute Abend kostet? Ich hatte den Posahl glücklich so weit rumgekriegt, daß er mir das Geld geben wollte zu einer Ziegelei, die ich auf meinem Grund und Boden zu errichten gedenke. Damit ist's jetzt aus. Willst Du vielleicht den Schaden tragen?“

„Ja, das glaube ich gern. Den Schaden werde ich ja wohl tragen müssen.“

„Was willst Du nun damit wieder sagen? Dein Bruder rückt doch nichts mehr raus. Das hab ich schon versucht.“

„Ah so! Geld, Geld, nichts als Geld! Du hast wohl keine Ahnung davon, wie Du mir heute Abend ...“ Aber sie vollendete den Satz nicht. Mit einer unsäglich schmerzlichen und zugleich verächtlichen Gebärde wies sie seine Annäherung ab und verließ raschen Schrittes das Zimmer.

„Ehem,“ machte Aribert nachdem er ihr eine ganze Weile verwundert nachgeschaut hatte. „Schön, wie Du willst. Wir können auch andere Saiten aufziehen.“ —

In dieser Nacht quälte Charlotten ein fürchterlicher Traum. Auf weiter Heide über knirschenden Schnee wurde sie in finsterer Nacht hin und hergezerrt, gestoßen und gedrängt von einem schwarzen Unhold, der eine mächtige

Bärentatze in das zarte Fleisch ihres Nackens geschlagen hatte. Sie fühlte wie das Blut ihr heiß den Rücken hinabrieselte und sie wußte nicht, wer der Unhold war, ob Mensch oder Tier, und was sie in seine Gewalt gebracht. Dicht vor ihr flackerte ein Licht, immer gerade aus bewegte es sich vor ihr her, aber sie fühlte, sie würde es nie einholen. Immer drängte der Unhold sie wieder vom Wege ab.

Am andern Morgen vermochte sie sich nicht zu erheben. Sie war schwer krank. Ein heftiges Fieber schüttelte sie und sie redete irre.

Dreizehntes Kapitel.

Aus welchem die geneigte Leserin ersehen wird, welch ein Segen eine vorsorgliche Schwiegermutter für eine unerfahrene junge Frau sein kann und anderes mehr, worüber sie sich entsetzen wird.

Man glaubte es anfangs mit einem Nervenfieber zu thun zu haben, doch diese Befürchtung erwies sich bald als grundlos. Das Fieber wich schon nach zwei Tagen und es blieb bloß die Ermattung und ein allgemeiner katarrhalischer Zustand zurück. Es lag also wohl nur eine starke Erkältung vor, aus der man weiter nicht viel Wesens zu machen brauchte.

Da trat am fünften Tage, als Charlotte schon wieder das Bett verlassen und im Hause umherzugehen begonnen hatte, eine ganz merkwürdige Wendung ein. Sie klagte plötzlich über heftige Kopfschmerzen, Übelkeit und Schwere in allen Gliedern. Sie mußte sich wieder zu Bett begeben — und am anderen Morgen vermochte sie sich nicht zu erheben. Sie war wie gelähmt; der junge Arzt aus Klinkenberg stand ratlos vor diesem Fall; er war noch nicht lange von der Universität fort und wußte daher noch nichts. Man ließ seinen hochbetagten Herrn Kollegen kommen, aber der war schon zu lange von der Universität fort und wußte daher nichts mehr. Die beiden Herren einigten sich schließlich auf einen sehr schwer zu behaltenden griechisch-lateinischen Ausdruck, welchen sie dem besorgten Gatten mitteilten mit der tröstlichen Gewißheit, daß dieser doch nicht imstande sein werde ihn weiter zu verraten. Und dann übertrug man die weitere Behandlung dem ehrwürdigen alten Herrn, welcher Einreibungen mit Bilsenkrautsalbe, Applizierung aromatischer Kräutersäckchen und innerlichen Gebrauch einer harmlosen, süßsäuerlichen Mixtur verordnete.

Aribert hatte kein ganz gutes Gewissen bei der Sache. Es war ja immerhin möglich, daß das offenbar nervöse Leiden psychischen Ursprungs und durch die Aufregung über den häßlichen Auftritt mit Herrn Posahl und die dazugetretene heftige Erkältung zum Ausbruch gekommen war. Er zeigte sich zwar sehr besorgt und rücksichtsvoll, aber er war doch viel zu ungeduldig, um einen guten Krankenpfleger abzugeben. Auch Charlotte vermochte in ihrem Zustande nicht, ihre tiefe Verstimmung gegen ihn

zu verbergen und ließ es ihn deutlich merken, daß ihr seine Anwesenheit am Krankenbette ebenso wenig angenehm war, wie die seiner Mutter. Und so erfüllte er denn gern ihren Wunsch, ihre Schwester Hedwig Prümmer zur Pflege herbeizurufen.

Drei Tage vergingen noch bis zur Ankunft der Frau Prümmer. Und in diesen drei Tagen wichen die Schwiegermutter und die Tante kaum von Charlottens Krankenlager. Sie sollte sich nicht bei der Schwester über Mangel an liebevoller Pflege beklagen dürfen. Das Tantchen beschäftigte sich trotz Charlottens Protest vorwiegend mit der Spendung geistlichen Trostes, während Frau von Klinkenberg praktischer vorging und nicht nur die Bereitung der Krankensuppen und Anwendung der vorgeschriebenen Heilmittel überwachte, sondern auch als Frau von Charakter und Erfahrung die schwere Aufgabe übernahm, die Kranke schonend vorzubereiten auf den immerhin möglichen Fall, daß sie ohne Leibeserben in ein besseres Jenseits abberufen werden sollte. Sie zählte eine Fülle von thatsächlichen Fällen aus ihrer Erfahrung auf, wo Leute, die sich hartnäckig geweigert hatten, rechtzeitig ein Testament zu machen, ganz plötzlich gestorben, während diejenigen, die in schweren Krankheitsfällen ihrer Pflicht nachgekommen, wie durch ein Wunder genesen seien.

„Sieh mal, mein liebes Lottchen," redete sie ihr überaus freundlich zu: „Ich kenne ja die Gesetze so genau nicht, aber so viel ich weiß kriegt Dein lieber Mann nichts oder höchstens ein Viertel Deines Vermögens, wenn Du, was Gott verhüten möge, ohne Kinder von uns ge-

nommen werden solltest. Du mußt doch bedenken, daß er doch nur Deinetwegen das ganze Haus und die Wirtschaft mit so großen Kosten auf den Kopf gestellt hat. Ich hab ihn ja so einfach und bescheiden erzogen, daß er ohne Dich ganz zufrieden so weiter gelebt hätte wie bisher. Aber jetzt natürlich, wo alles so einen großartigen Zuschnitt bekommen hat, jetzt ist es auch mit seiner Anspruchslosigkeit vorbei. Nun ja, gewiß, beruhige Dich nur, ich mache Dir ja gar keinen Vorwurf daraus, Gott bewahre! Der Mensch will sich doch verbessern. Das höhere Streben ist ja auch was ganz Berechtigtes; aber denke doch bloß die Blamage vor der ganzen Nachbarschaft, wenn wir auf einmal die schönen Sachen alle verkaufen und wieder dreimal die Woche Kochfleisch mit Hülsenfrüchten auf den Tisch bringen müßten wie früher. Du mußt auch ja nicht etwa denken, daß er gleich wieder heiraten würde! Nein, das thut er bestimmt nicht, Du weißt gar nicht, wie sehr er Dich liebt — er hat mir's erst gestern gesagt: ‚Mutterchen,‘ hat er gesagt, ‚wenn Lottchen stirbt, dann weiß ich nicht, was passiert.‘ Wie ich heiratete, hab ich gleich'n Testament gemacht und am Hochzeitstage unterschrieben. Mein Mann verlangte das so — der war eben nicht so zartfühlend wie Albertchen. Aber was hat er denn auch schließlich davon, wenn auf einmal das Unglück da ist? Wenn ich damals nicht gleich mein Testament gemacht hätte, wär' ich gewiß schon im ersten Wochenbett draufgegangen und den Kummer mit Friedrich Karl hätte ich gewiß nicht überlebt. Und wenn's wirklich zum schlimmsten kommen soll, wie kann denn eine Frau ruhig sterben, mit dem Bewußtsein, daß sie einen

unversorgten Gatten hinterläßt und seine alte Mutter in Kummer und Sorgen!"

Diese traurige Vorstellung entpreßte ihr reichliche Thränen und sie mußte eine umständliche Schneuzung vornehmen, bevor sie weiter zu reden vermochte. „Denke doch bloß mal an, mein lieber Schatz, wenn Dein Mann nichts ist und nichts hat und die Gerichtsvollzieher kommen und tragen die schönen Möbel wieder weg und das Silberzeug und die kostbare Wäsche, da kann er doch gar nicht dran denken, jemals wieder eine anständige Partie zu machen. Und dann sterben die Klinkenbergs überhaupt aus. Das wirst Du doch nicht wollen — wo er sich doch schon so auf Kinderchens gefreut hat! Was ist Dir denn? Was hast Du denn? Du hörst wohl gar nicht zu?"

Charlotte wälzte sich unruhig hin und her. „Jaja, ich höre," stöhnte sie verzweiflungsvoll: „aber ich habe so entsetzliche Kopfschmerzen, ich kann jetzt nicht denken."

„Soll ich vielleicht reinschicken und den Notar kommen lassen?"

„Nein, nein," rief Charlotte, ungeduldig auf die Bettdecke schlagend: „laßt mir lieber einen Arzt kommen, der etwas versteht."

„Ach geh, versündige Dich nicht, der Müller ist doch Kreisphysikus. In fünf Jahren wird er sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern als Doktor. Wenn der nichts verstehen soll, dann weiß ich nicht . . ! Ich habe ihn bei Aribert und bei Karola gehabt, ich kann Dir nur sagen, da is' alles gegangen wie geschmiert und ohne Karbol und Tierquälerei, wie sie's heutzutage machen. Man muß

der Natur ihren Lauf lassen, sagt Doktor Müller und da hat er ganz recht mit. Ich bin nie krank gewesen, so alt wie ich bin und Nerven kenne ich nicht, wo ich doch gewiß tüchtig was auszuhalten gehabt habe im Leben. Und Frau Posahl, die beim sechsten den Doktor Fredericks gehabt hat — na wie die heruntergekommen is, das is doch 'n Jammer. Jetzt beim siebenten will sie auch wieder Doktor Müller nehmen . . ."

Hier unterbrach das Tantchen ihren Redeschwall, welches bisher schweigend zugehört, oder vielmehr aufmerksam im neuesten Heft der „Balsaminen" gelesen hatte. „Es thut überhaupt nicht gut, wenn man seine Hilfe in schweren Leibesnöten auf die irdischen Ärzte setzt," sprach sie mit sanfter Mahnung. „Wenn sie überhaupt was helfen können, dann ist es doch nur der liebe Gott, der ihre Medizin segnet. Der liebe, selige Onkel Viktor pflegte auch immer zu sagen: Behüt uns Gott vor Doktors Pillen, der Herr wird meine Notdurft stillen."

Es war ein Glück für die arme Charlotte, daß bald darauf Aribert erschien und die beiden Damen zum Krankenzimmer hinauskomplimentierte. Er brachte eine Depesche von Frau Prümmer mit, worin diese ihre Ankunft für den heutigen Abend anzeigte. — —

Es schien wirklich, als ob die Anwesenheit der Schwester den günstigsten Einfluß auf Charlottens Zustand haben sollte. Hedwig Prümmer hatte im Grunde nicht das geringste Talent zur Krankenpflegerin. Ihre Ungeduld, ihr zappeliges Wesen, ihre Vergnügungssucht und ihre oft geradezu kindliche Urteilslosigkeit machten sie

überhaupt für jeden verantwortlichen Posten ungeeignet. Aber trotzdem war Charlotte glücklich, sie in ihrer Herzens-verlassenheit bei sich zu haben. Sie hielt ihr doch wenigstens für den größten Teil des Tages die schrecklichen alten Weiber fern, und ihr munteres Geplauder verscheuchte doch wenigstens die trübe, allen Lebensmut untergrabende Stimmung. Im ersten Augenblick hatte Frau Hedwig freilich einen argen Schreck bekommen über Lottens elendes Aussehen. Ihr Gesicht war jetzt ganz eingefallen, die Haut grau und rotfleckig geworden. Das wundervolle Ebenmaß der Gestalt war auch dahin, Arme und Beine angeschwollen wie bei der Wassersucht. Frau Hedwig weinte über diese traurige Zerstörung, und es war Charlotte, die ihr tröstend zureden mußte, statt umgekehrt. Aber sobald sie den ersten Schrecken einmal überwunden hatte, schlug sie sich mit ihrem glücklichen Leichtsinn die schlimmen Befürchtungen aus dem Kopfe und war schon nach Ablauf der ersten Woche dahin gelangt, ihren Besuch in Strehsen als so eine Art Vergnügungstour zu betrachten. Sie besaß das beneidenswerte Talent, aus allen Dingen und Verhältnissen, sofern sie ihr nur neu waren, eine ganze nette Summe von Amusement für sich herauszuschlagen. Sie fand das gute Tantchen entzückend dumm, Frau von Klinkenberg mit ihrer Unbildung und vehementen Steifheit zum Totlachen und Aribert reizender denn je. Sie unternahm weite Schlittenfahrten mit ihm, bei denen sie selbst kutschieren durfte. Und da der gute Schneekönig sich so ziemlich alles gefallen ließ, so schmeichelte sie sich mit der Einbildung, ein brillantes Sportsweib zu sein. Aribert ent-

lieh später von dem Grafen Reetz einen Damensattel und gab ihr Reitstunde; das machte sie vollends glücklich. Und als Anfang Februar Tauwetter eintrat, richtete sie Schneemänner im Garten auf und focht mit Aribert lustige Zweikämpfe aus. Nur Friedrich Karl ging sie so viel wie möglich aus dem Wege, denn sie kam über seinen Anblick nicht hinweg. Kurz und gut, sie war von Strehsen und seinen Bewohnern so entzückt, daß sie darüber sogar ihr bisheriges Idol, den Hofschauspieler Hellhoff, zu vergessen schien.

Anfangs war dieser edle Mann und wahrhaft große Künstler der vornehmste Gegenstand ihres Geschwätzes gewesen, wenn sie an Lottens Bette saß. Der dramatische Unterricht war thatsächlich in Angriff genommen worden, und sie behauptete, jetzt wahrscheinlich schon zum Auftreten reif gewesen zu sein, wenn nicht der unglückliche Umstand, daß Herr Hellhoff in Westend und sie in Tegel wohnte, bei der schlechten Verbindung dieser beiden Vororte, sie nötigte sich auf eine einzige Lektion in der Woche zu beschränken. Teuer war der Spaß übrigens auch, denn abgesehen von dem Honorar, welches „nur“ zehn Mark für die Stunde betrug, hatte sie sich doch natürlich auch im königlichen Schauspielhause abonnieren und, weil sie doch nicht gut in der Nacht nach Tegel hinausfahren konnte, in einem Berliner Damenpensionat ein Quartier belegen müssen. Und dann die Lorbeerkränze! Fast bei jedem Auftreten ihres gefeierten Lehrmeisters in einer bedeutenden Rolle, fühlte sie sich moralisch verpflichtet, ihrer Bewunderung durch etwas Grünzeug mit Schleife sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Die ärgerlichen Er-

fahrungen, die sie mit ungeschickten Logenschließern gemacht hatte, welche ihre Kränze häufig im denkbar ungeeignetsten Moment auf die Bühne beförderten, so daß das Publikum in die schwersten Irrtümer darüber fallen mußte, wem sie gelten sollten, die vielen kleinen Abenteuer, welche sie als auffallend hübsche Frau ohne Begleitung im Theater, auf der Pferdebahn und sonstwo erlebte, und endlich die wonnigen Unterrichtsstunden selbst, in denen sie mit „ihm“ die feurigsten Liebesszenen studierte, gaben ihr schier unerschöpflichen Stoff zu immer neuen Geschichten, die sie mit drolliger Anschaulichkeit vorzutragen wußte. Charlotte mußte oft so herzlich lachen, daß sie darüber ihre Schmerzen vergaß. Und dann war es ihr auch eine Freude, die graziöse kleine Frau so leicht im Zimmer hin und herschaffen zu sehen, oder sich von ihren weichen, stets nach feinen Seifen duftenden Händen bei ihrer Krankentoilette bedienen zu lassen. Und dann war es noch eins, was ihr half ihren Lebensmut zusammenzuraffen und tapfer gegen die körperliche Schwäche anzukämpfen. Das war der Umstand, daß Hedwig in so harmloser Begeisterung Ariberts Lob sang. Sie war weit entfernt davon, eifersüchtig zu sein, denn sie kannte das gute Herz ihrer Schwester, die trotz all ihrer Eitelkeit und ihres Leichtsinns sich doch sicherlich nie so weit vergessen würde, um ihre Krankheit etwa dazu zu mißbrauchen, mit ihrem Gatten ein frivoles Spiel zu treiben. Sie begann sich im Gegenteil zu prüfen, ob sie nicht vielleicht selbst mit daran schuld sei, daß das rechte Glück nicht einkehren wollte in ihre Ehe. Sie sagte sich, daß sie doch vielleicht ihre Forderungen zu hoch gestellt

und deshalb nicht den rechten Weg zum Herzen ihres Gatten gefunden habe. Sie bemerkte mit Erstaunen, daß Aribert, seit Hedwig im Hause war, stets heiterer, gleichmäßiger Stimmung und auch ihr gegenüber rücksichtsvoller und liebenswürdiger geworden war. Das alles trug dazu bei, den schweren Druck von ihrer Seele zu nehmen, und seitdem erholte sie sich auch körperlich trotz der grünen Salbe und der orangeroten Mixturen des Herrn Kreisphysikus. Seit Anfang Februar war sie wenigstens imstande, einige Stunden außer dem Bett zuzubringen, und als Hedwig etwa fünf Wochen im Hause war, konnte sie sogar wieder an den Mahlzeiten teilnehmen und ein wenig in den Zimmern herumgehen. Was ihr eigentlich fehlte, wußte freilich immer noch kein Mensch.

Um Mitte Februar begann sich Frau Hedwig doch fortzusehnen. Es war eine ganze Woche lang so schlechtes Wetter gewesen, daß sie kaum einen Schritt aus dem Hause hinausgekommen war. Da fing sie denn plötzlich an, sich zu langweilen und sich ihrer heiligen Pflichten gegen ihr Konradchen und gegen ihre Kunst zu erinnern. Herr Hellhof hatte ihr auch geschrieben, daß es seinen Bemühungen wohl gelingen werde, ihr eine Gelegenheit zum Auftreten in der Privattheatergesellschaft „Urania“ zu verschaffen. Und nun war sie Feuer und Flamme für diese Idee. Besonders weil sie hoffte, daß auch Heinrich, wenn er sie nur erst einmal spielen gesehen habe, sein beleidigend, ironisches Verhalten aufgeben würde. An ihre Stelle als Krankenpflegerin sollte nunmehr Fräulein Karola treten, die noch nie in ihrem

Leben so lange von Strehsen ferngewesen war und mit um so größerer Sehnsucht heim verlangte, als sie ihre Bemühung um Heinrich Schönbeck nach dreimonatlichem Aufenthalt in Tegel endlich doch als hoffnungslos aufgegeben hatte und sich gegenwärtig von Schwester Eva empörend behandelt fühlte.

Frau Prümmer hatte übrigens auch schon vor einiger Zeit ohne Wissen Charlottens an ihren alten bewährten Hausarzt geschrieben und ihm die Krankheit umständlich geschildert. Erst am vorletzten Tage von Hedwigs Anwesenheit lief die Antwort des Doktors ein. Er könne sich trotz ihrer weitläufigen Beschreibung kein rechtes Bild der Krankheit machen, da sie zuviel auf Nebendingen verweilte und die wichtigsten Fragen unberührt ließe; trotzdem dünke es ihm aber nicht unwahrscheinlich, daß die Dame einfach in anderen Umständen sei. Man möchte doch einmal die Aufmerksamkeit des Herrn Kollegen auf diese Möglichkeit lenken. Trotzdem Lotte hiervon nichts wissen wollte und auch die Schwiegermutter, die doch in dieser Beziehung eine Frau von Erfahrung war, den Gedanken für lächerlich erklärte, hatte Hedwig doch dem Milchmann den Auftrag gegeben, am anderen Tage eine sachverständige Dame aus Klinkenberg mitzubringen.

Sehr zu seinem Leidwesen war Aribert genötigt gewesen, gerade am letzten Tage von Frau Prümmers Besuch nach der Kreisstadt zu einem Termin zu fahren. Der entlassene Inspektor hatte ihn wirklich wegen Beleidigung und Mißhandlung verklagt. Es war Abend geworden, ohne daß Aribert heimgekehrt war. Wahrscheinlich hatte er in der Stadt Freunde gefunden, mit

denen er im Wirtshause den Groll über seine Verurteilung, an der doch nicht zu zweifeln war, zu vergessen suchte.

Charlotte hatte an dem Abend sich zum erstenmal wieder an das Klavier gesetzt. Aber das Spielen hatte sie noch sehr angegriffen, und so begab sie sich denn schon um halb neun Uhr zur Ruhe. Etwa eine Stunde später hörte sie Aribert heimkommen. Er rief im Vorplatz mit lauter Stimme nach den Dienstboten, spektakelte da eine ganze Weile herum und polterte dann die Treppe hinauf, denn er bewohnte in dieser ganzen Zeit, während Frau Prümmer das eheliche Schlafgemach mit ihrer Schwester teilte, das Zimmer des Tantchens, welches inzwischen mit Frau von Klinkenberg zusammenschlief.

Schon nach kurzer Zeit kam er wieder herunter und betrat die vorderen Zimmer. Charlotte hörte ihn nebenan ihre Schwester begrüßen und dann gingen die beiden in das Wohnzimmer. Es war nun ganz still. Nur der Regen trommelte unaufhörlich an die Scheiben und von der Dachrinne an der Ecke plätscherte das Wasser in die Regentonne. Charlotte lauschte und wartete ob er denn nicht kommen würde, ihr gute Nacht zu sagen. Er konnte sich doch denken, daß sie neugierig war zu erfahren, wie die Verhandlung für ihn abgelaufen sei; aber er kam nicht. Der Regulator im Eßzimmer schlug zehn Uhr und pünktlich mit dem Schlage zogen sich Mutter und Tante zurück, wie sie es wahrscheinlich ein Vierteljahrhundert lang regelmäßig gethan hatten. Aribert rief noch eine gute Nacht hinter ihnen drein, dann ward es wieder still, ganz still. Auch der Regen hörte allmählich

auf und pochte bald nur noch in einzelnen Tropfen auf das Blech des Fenstersimses.

Nun war er also mit Hedwig allein. Die liebte es ja auch, länger aufzubleiben und er wollte gewiß den letzten Abend mit ihr noch nach Möglichkeit genießen. Es wollte sich etwas wie Eifersucht in Charlottens Herz einschleichen, wie sehr sie sich auch dagegen wehrte. Sie war nun freilich fast garstig anzuschauen geworden durch ihre Krankheit, Hedwig frisch, blühend und lustig wie immer, stets aufgelegt, auf Ariberts Späße einzugehen, gleichwie auch sie für ihr munteres Geschwätz in ihm immer einen dankbaren Zuhörer fand. Warum sollte er nicht die Freude ihres Besuchs am letzten Abend noch auskosten so lange wie möglich?

Aber warum sie nur so leise sprachen? Wenn sie sich nur mit gewöhnlicher Stimme unterhielten, so hätte sie Charlotte bei der Totenstille, die im ganzen Hause herrschte, doch hören müssen. Es waren ja nur zwei Thüren dazwischen. Ach, sie wollte sich keine thörichten Gedanken machen! Und sie legte sich auf die Seite und faßte den Vorsatz einzuschlafen. Aber es ging nicht; die Schmerzen stellten sich auch wieder ein — wie immer, wenn sie sich aufregte. Wie furchtbar langsam die Zeit verging! Sie hörte es im Eßzimmer halb und dann elf schlagen und jede halbe Stunde däuchte ihr eine Ewigkeit. Da endlich litt es sie nicht mehr länger; sie machte Licht an, erhob sich und schlüpfte in ihren Schlafrock. Es war doch zu rücksichtslos von Hedwig, so lange auf sich warten zu lassen! Sie wollte ihr nur hinausrufen in das Eßzimmer, daß sie nicht schlafen könne.

Sie schwankte nach der Thür, öffnete sie ganz leise und horchte hinaus. Vielleicht war Aribert schon längst zu Bett gegangen und Hedwig saß noch allein mit einem Buche auf. Aber nein, da hörte sie ja seine Stimme. Sie konnte kein Wort verstehen — nur daß er leise und erregt auf Hedwig einsprach. Die schien nur einsilbig zu antworten. Und jetzt schwiegen sie alle beide. Die Lauscherin vernahm nur ein halberstücktes Seufzen, wie unter atemraubenden Küssen. Sie wollte die Schwester laut beim Namen rufen, aber der Schreck schnürte ihr selbst die Kehle zu. Und da auf einmal ertönte da drin im Wohnzimmer ein schlecht unterdrückter Schrei — dann Stille — und dann ein heftiges Hin und Her im Flüsterton.

Charlotte wollte hinüber und die Ehrvergessenen überraschen, aber beim ersten Schritt schon schwankte sie so, daß sie sich an der Thür festhalten mußte, um nicht umzusinken. Ekel packte sie vor diesem Manne — und vor ihrer Schwester auch. Sie wollte nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben, sich nicht vor diesen beiden erniedrigen als eifersüchtige Horcherin. Mochte die Verräter ihr eignes Gewissen strafen, sie blieb nicht mehr unter diesem Dache. Und sie zog leise die Thür hinter sich zu, begab sich zu Bette und löschte die Kerze aus.

Wenige Minuten später trat Hedwig herein. Sie beschattete ihre Kerze mit der Hand und schlich sich auf den Zehen bis zur Spiegeltoilette. Dort setzte sie ihren Leuchter nieder und stellte einen flachen Kasten davor auf. Dann erst wandte sie sich der Schwester zu und schlich unhörbar bis nahe an ihr Bett heran.

Charlotte schloß die Augen. Hedwigs Atem ging rasch und dann wandte sie sich wieder ab und schlich dem Toilettentisch zu. Sie glaubte also die Schwester schlafend. Und dann begann sie sich auszuziehen.

Charlotte öffnete die Augen wieder und sah Hedwig halb entkleidet vor dem Spiegel stehen. Mit beiden Händen hielt sie sich die glühenden Backen und seufzte ganz leise vor sich hin. Dann zog sie die Nadeln aus dem Haar und schüttelte die dunkle, üppige Fülle über die Schultern.

„Hedwig!" rief Charlotte leise.

Die Angerufene fuhr mit einem leisen Aufschrei zusammen, wandte sich rasch um und preßte die Rechte gegen ihren Busen.

„Hedwig, warum hast Du mich so lange warten lassen? Ich konnte ja doch nicht schlafen."

Und Frau Hedwig lief die wenigen Schritte durch das Zimmer wie auf der Flucht, sank vor dem Bett auf die Kniee und brach in Thränen aus.

Charlotte ließ sie eine ganze Weile liegen, bis das heftige Schluchzen aufhörte und die Thränen ruhiger zu fließen begannen. Dann fragte sie, sich selber mühsam zur Ruhe zwingend: „Hast Du mir etwas zu sagen?"

Hedwig drückte die Bettdecke in ihre Augen und dann blickte sie zaghaft zur Schwester empor und begann, noch mit zuckenden Lippen:

„Liebes, liebes Lottchen, verzeih — so in aller Nacht Dich zu erschrecken! — Aber ich muß es Dir gleich sagen: Dein Mann — Dein Mann ist abscheulich!

So etwas hätte ich nie von ihm gedacht. Ach Lotte, Du arme, liebe Lotte, Du gewiß auch nicht! Es ist mir jetzt ganz gleich, was daraus wird — ich will nicht, daß Du betrogen und belogen werden sollst."

Charlotte horchte auf. Sie hatte etwas anderes zu hören erwartet und sie setzte sich hastig auf und legte die Hand auf Hedwigs Haupt:

„Was ist das? Sprich doch! Hedwig — hast Du mich nicht auch — betrogen?"

Erschrocken starrte ihr die Schwester ins Gesicht. Und dann faltete sie die Hände ihr entgegen und rief: „Hast Du das von mir gedacht? Aber Lottchen — nein pfui! — Ich bin bei Gott unschuldig, ich habe mir nie etwas dabei gedacht! Wir haben uns doch schon oft geküßt, aber ganz harmlos — es ist doch nichts dabei zwischen Schwager und Schwägerin. Aber heute Abend war es anders. Ach liebes Lottchen, sei mir nur nicht böse! Ich hätte gleich davon laufen sollen — er war so aufgeregt, wegen des Abschieds, sagte er — und dann hatte er, glaub' ich, etwas getrunken in der Stadt. Es war gewiß unrecht von mir, daß ich ihn überhaupt anhörte — ich wollte ja auch nicht, ich wollte ja fort — bei Gott ich wollte fort, aber er hielt mich fest und redete auf mich ein wie ein Wahnsinniger — nein wirklich wie ein Wahnsinniger; denn das kann er doch gar nicht im Ernst meinen, daß er eigentlich immer nur mich geliebt hätte und daß er nur nicht gewagt hätte, um mich anzuhalten, weil er solche Angst hatte, daß er dann mein Herz mit Konradchen teilen müßte. Und den Gedanken hätte er nicht ertragen können: er müßte mich

ganz besitzen und ganz allein. Ist das nicht schrecklich, Lottchen? Ich hab' es ihm aber gesagt — wahrhaftig, ich hab' es ihm so gesagt! Aber er hat ja nichts hören wollen. Auf dem Boden, zu meinen Füßen hat er sich gewunden und sogar geweint. Und schließlich hat er gesagt, er wüßte es ja ganz bestimmt, daß ich ihn auch liebte, und ich sollte mir nur ja nichts merken lassen, dann könnten wir ja — heimlich glücklich sein! Da hab ich mich aber losgerissen und ihm die Thüre gewiesen. Beschworen hat er mich, daß ich Dir nichts sagen sollte aber ich sag Dir's doch — nicht wahr, ich muß Dir's doch sagen? Es ist nicht wahr, daß ich ihn liebe, es ist gewiß und wahrhaftig nicht wahr! Ich finde ihn ganz gräßlich, — ganz abscheulich — und ich liebe überhaupt nur meinen Stanislaus — Du weißt doch, daß Herr Hellhof Stanislaus heißt?"

Charlotte zog sie zu sich heran und strich ihr mit zitternder Hand über das aufgelöste Haar. „Ich glaube Dir ja, Hedi," sprach sie kurzatmig, am ganzen Leibe vor Erregung bebend. „Ich bin so froh, daß ich mich wenigstens in Dir nicht getäuscht habe. Aber wie ich den Mann jetzt kenne! — wie ich ihn jetzt kenne, oh!"

Und sie schüttete der Schwester ihr ganzes Herz aus, ihre ganze, schreckliche Enttäuschung, ihre gutgläubige Thorheit, ihre dumme Hoffnung, alles vertraute sie der entsetzt lauschenden Hedwig an. Eine schonungslose Abrechnung war es, und das Ergebnis: Der Mann, den sie geliebt hatte, war ein Lügner, ein Heuchler, ein äußerlich glatter und innerlich roher Selbstsüchtling.

„Du mußt fort," sagte Frau Hedwig, „Du darfst keinen Tag länger mit ihm zusammen bleiben. Ich nehme Dich morgen gleich mit nach Berlin. Sei nur ganz ruhig, Du sollst ihn gar nicht mehr zu sehen bekommen. Ich werde für Dich handeln. Du bleibst morgen ruhig im Bette liegen, bis der Wagen für mich vorfährt. Ich packe Deine Sachen und meine. Aribert soll es nur wagen, Dich zurückhalten zu wollen. O! ich springe ihm mit allen zehn Fingern ins Gesicht." Und nun sie ihren Entschluß gefaßt hatte, beruhigte sie sich und war bald fest eingeschlafen.

Charlotte aber lag noch lange wach. — — —

Trotzdem Frau Hedwig sich so furchtbar viel vorgenommen hatte, wachte sie am anderen Morgen sehr spät auf. Um halb zehn Uhr ließen sich die beiden Schwestern das Frühstück aufs Zimmer bringen und erfuhren von dem Mädchen, daß der Herr Baron schon früh über Land geritten sei. Also hatte ihn das böse Gewissen doch wohl fortgetrieben, und er getraute sich nicht, seiner Frau sogleich wieder vor Augen zu treten. Charlotte war sehr froh darüber, denn sie fühlte sich bei ihrem leidenden Zustande vollkommen außer stande, einer etwaigen Auseinandersetzung mit ihrem Gatten die Stirn zu bieten.

Die Lina war sehr erstaunt, als ihr befohlen wurde, die beiden großen Koffer der gnädigen Frau vom Boden herunter zu holen, und zwar womöglich, ohne daß die alten Damen etwas davon erführen. Sie wagte bescheiden Einwendung zu erheben. Gnädige Frau könnten doch unmöglich, so elend, wie sie doch wären, an eine Reise denken. Aber als sie im Auge ihrer Herrin den festen

Entschluß sah und — noch etwas anderes, das ihr Angst machte, da gehorchte sie schweigend. Und als sie den ersten Koffer angeschleppt brachte, standen ihr die Augen voll Thränen. Die gute Seele mochte wohl ahnen, was ihre junge Herrin zu einem so plötzlichen, verzweifelten Entschlusse brachte.

Um elf Uhr etwa kehrte der Milchmann auf den Hof zurück, in Begleitung der Frau Stadthebamme Kielsch. Und eine Viertelstunde später wußte Charlotte, daß sie bereits im dritten Monat guter Hoffnung sei. Sie entließ die redselige Frau mit einer reichlichen Belohnung und als es endlich gelungen war, sie zum Gehen zu bewegen, brach sie auf dem nächsten Stuhl zusammen, kreidebleich im Gesicht und rang verzweifelt die Hände.

„Nimm Dir's nicht so zu Herzen, mein armes Lottchen," suchte die Schwester sie zu trösten. „Zu Hause wirst Du alles viel besser überstehen. Wir werden Dich schon gehörig pflegen."

Charlotte hob laut jammernd die Hände empor. „Mein Gott, jetzt kann ich doch nicht fort! Es ist entsetzlich! Jetzt bin ich verurteilt hier zu bleiben, jetzt muß ich alles über mich ergehen lassen. Es ist sein Fleisch und Blut für das ich leben muß — das bindet."

Was auch Hedwig einwenden mochte — und sie brachte gute vernünftige Gründe vor — es war alles vergebens. Charlotte beharrte fest und starr auf ihrer Ansicht, daß sie nun nicht mehr berechtigt sei, über sich selber frei zu verfügen — oder hoffte sie vielleicht doch noch auf eine Wendung zum Guten, wenn ihr Mann in ihr von nun ab die Mutter seines Kindes sehen lernte?

Ihre Koffer wurden wieder ausgepackt, und am frühen Nachmittag reiste Frau Hedwig allein ab, ohne daß Aribert wieder zum Vorschein gekommen wäre. Er erwartete sie auf dem Bahnhofe, und was er dort zum Abschied von ihr zu hören bekam, das ließ denn doch für einen Augenblick wenigstens das Blut in seinen Adern stocken.

Während er langsam heim ritt, fluchte und schimpfte er laut vor sich hin über die dumme Person, die gleich alles petzen mußte, und überlegte, wie er sich seiner entrüsteten Gattin gegenüber verhalten sollte. Aber diesmal kam ihm keine „jeniale Idee."

Seine Mutter empfing ihn und teilte ihm mit großer Aufregung die frohe Botschaft mit, daß die Klinkenberge nicht aussterben sollten, und ferner erzählte sie ihm, daß seine Frau sich den ganzen Tag über eingeschlossen habe und niemanden zu sich lassen wollte. Er möchte doch einmal zu ihr gehen und sie zur Vernunft bringen.

Aribert hörte teilnahmslos zu. Und dann sagte er unvermittelt: „Du Mutterchen, sehe ich aus wie ein gemeiner Kerl? Hab' ich nicht immer ein gutes Herz gehabt?"

„Wie kommst Du denn auf solche Frage? Wer sagt denn so was von Dir?"

„Dann muß ich wohl gestern betrunken gewesen sein."

„Aber nein, wie kannst Du nur so reden! Ich habe gar nichts bemerkt."

„Doch, doch, ich muß betrunken gewesen sein. Sag' das meiner Frau, hörst Du? Schrei ihr's durchs Schlüsselloch zu, wenn sie Dir nicht aufmachen will, dann wird

sie wohl zufrieden sein. Herrgott, diese Frauenzimmer machen einen ja verrückt. Diese ganze Familie Schönbeck scheint ja drauf aus zu sein, mich moralisch zu zerquetschen. Also schön, ich bin ein Schuft, hörst Du's, Mutterchen, ich bin ein ganz gemeiner Halunke! Frage nur meine Frau, die wird's Dir sagen."

„Mein armer, guter Junge, reg' Dich doch man bloß nicht so auf. Die sind ja verrückt. Aber ich hab's Dir gleich gesagt: warum hast Du nicht in unseren Kreisen geheiratet! Die Gesellschaft versteht Dich ja gar nicht zu würdigen."

„Gott sei Dank, Muttchen, Du verstehst mich, Du und Tantchen, Ihr müßt mich wieder aufrichten, daß ich mein Selbstvertrauen wieder gewinne. Gott, ich bin so aufgeregt — so was frißt einem ja am Mark des Lebens! Geh, sei lieb, braue mir einen steifen Grog und denn rufe Tante Lollchen — ich muß 'ne Partie Domino mit ihr spielen. Und denn kann sie ja auch gleich 'ne Patience legen, ob's 'n Junge oder 'n Mädchen wird."

Vierzehntes Kapitel.

In welchem Frau Lotte darüber belehrt wird, daß manche Männer viel Paprika, andre nur ein wenig Salz nötig haben. Vornehmer Besuch wird angekündigt und erscheint, und dem Helden dieser auferbaulichen Geschichte wird endlich einmal gründlich die Meinung gesagt.

Charlotte hatte ihrer Schwester beim Abschied auf die Seele gebunden, daß sie doch ja zu Hause nichts erzählen möge von dem Schimpf, der ihr angethan worden sei. Sie wollte nicht, daß der gute Heinrich und der arme alte Vater die trostlose Wahrheit erfahren sollten. Es war genug, wenn man sie ahnen ließ, daß sie in ihrer Ehe nicht alles so gefunden wie sie es erwartet hatte. Sie war ja selbst daran schuld. Warum war sie so blindlings, ohne ernste Prüfung ihrem Verhängnis entgegengelaufen. — Niemand hatte sie ja zu beeinflussen gesucht. Man hatte ihr im Gegenteil abgeredet. Da wäre es ein schweres Unrecht gewesen, die Ihrigen in Mitleidenschaft zu ziehen.

Sie hatte sich vorgenommen, dem Gatten ihr Schlafzimmer zu verschließen, ihm auch bei Tage so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen und überhaupt jede Aussprache über das Vorgefallene zu vermeiden. Sie wußte ja ein wie gewandter Schauspieler er war. Standen ihm doch sogar Thränen zur Verfügung. Er würde sicherlich die Sache so zu drehen und zu wenden wissen, daß er als unschuldiges Opfer einer böswilligen Ver-

leumdung da stand. Sie wußte, daß sie diesem geschickten Spiegelfechter gegenüber machtlos war. Es konnte auch ihren Ekel vor dem Manne nur erhöhen, wenn sie ihm Gelegenheit ließ, seine Lügenkünste abermals vor ihr spielen zu lassen. Es blieb für sie nichts übrig, als sich in sich selbst zurückzuziehen und getreulich ihre harte Frauenpflicht zu erfüllen. Aber sie hatte vergessen, mit der zwingenden Not der Wirklichkeit zu rechnen. Karola wurde ja schon in den nächsten Tagen erwartet. Wo sollte man sie unterbringen, wenn sie dabei beharrte, Aribert aus dem ehelichen Schlafgemach auszusperren? Es war eben ein Zimmer zu wenig im Hause vorhanden und darum mußte sie es dulden, daß er wieder bei ihr einzog.

Und mit der gefürchteten Aussprache über seine Verräterei kam es auch anders als sie erwartet hatte. Aribert dachte gar nicht daran, eine Komödie der Zerknirschung aufzuführen, oder sich überhaupt zu entschuldigen. Er behandelte sie mit kühler, höflicher Rücksicht, wie eine geistig nicht ganz Normale, an deren fixe Ideen zu rühren man sich schonungsvoll hütet. Und dies Verhalten reizte sie so, daß sie sich hinreißen ließ, schon nach wenigen Tagen selber das erste Wort zu sprechen.

Er steckte auf ihre Herausforderung sich ganz ruhig eine Cigarre an und sprach: „Mein liebes Kind, wenn Du jetzt nicht krank wärst, so würde ich Dir einfach erwidern: Du weißt eben nicht, was ein Mann ist. Ich meine, ein gesunder, normaler Mann von Gefühl und Temperament. Du kennst eben nur Deinen Bruder Heinrich und seinesgleichen. Na und sowas ist doch kein Mann!

Ihr Frauen macht Euch überhaupt vor der Ehe immer ganz lächerliche Vorstellung von uns. Ist ja auch ganz natürlich und verzeihlich. Ihr bildet Euch ein, die sogenannte Liebe, oder die Sinnlichkeit, wie Du's nennen willst, spielte für uns dieselbe Rolle wie für Euch. Das ist Unsinn, mein Engel. Da hättest Du Dir so einen faulen, faseligen Künstler suchen müssen, der den ganzen Tag auf dem Sofa liegt, Cigaretten raucht und seine schloßweißen Händchen studiert. Für einen Mann, der in seiner Arbeit und in seinem Berufe aufgeht wie ich, ist die Liebe ein Sonntagsvergnügen. Na, und Sonntags kann bekanntlich auch der solideste Arbeiter mal über die Stränge schlagen — besonders wenn er sich einen angedudelt hat —"

Charlotte fuhr ihm heftig in die Rede. „Damit wagst Du mir wirklich zu kommen? Mit der Trunkenheit als milderndem Umstand! Ja, das ist wahrhaftig ein echt männlicher und ein echt germanischer Rechtsgrundsatz! Ich sollte meinen, für einen gebildeten Menschen müßte das eine Schande sein und kein mildernder Umstand."

„Liebes Kind, das verstehst Du einfach nicht," versetzte er, sehr von oben herab. „Der Mann ist eben eine ganz andere Sorte Tier, wie Ihr. Wir haben starke Reizungen nötig um die Nerven munter zu erhalten, die doch durch jede produktive Arbeit höllisch in Anspruch genommen werden."

„Jetzt redest Du Unsinn, mein Lieber," rief Charlotte spöttisch. „Der nervöse Bauer scheint mir doch eine ziemlich unglückliche Erfindung."

Aribert bekam einen roten Kopf, denn er mußte sich sagen, daß sie recht hatte, und das ärgerte ihn so, daß er am liebsten grob geworden wäre. Aber er nahm sich zusammen, lächelte wohlwollend und versetzte: „So mein' ich das selbstverständlich nicht. Ich sprach von der Gedankenarbeit. Nein, nein, Du brauchst gar nicht so süffisant zu lächeln! Pardon, Du bist krankhaft erregt — wir wollen das Thema lieber fallen lassen. Laß Dir noch eins sagen, zu Deiner Beruhigung. Die sogenannte Liebe als Sonntagsvergnügen, von der ich vorhin sprach, braucht die eigentliche, wahre Liebe, wie sie in der Ehe herrscht, oder herrschen sollte, gar nicht im mindesten zu tangieren."

„Ach, wirklich?"

„Jawohl — effektiv. Ein vollsaftiger Mann kann hier 'n Techtelmechtel haben und da 'n Techtelmechtel haben, und doch ein musterhafter Gatte und Vater sein. Das is ja eine uralte Geschichte, über die gar kein Wort mehr zu verlieren ist. Wie gesagt, es tangiert den innern Wert des Mannes nicht. Der eine braucht Paprika der andere nicht einmal Salz. Furchtbar einfach."

„So, — und dazu war Dir meine Schwester gerade gut genug?!" fuhr Charlotte auf, kaum noch fähig, sich zu beherrschen. „Und Deinem inneren Wert thut es keinen Abbruch, nicht wahr, wenn Du meiner Schwester schwörst, — daß Du nur immer sie geliebt hättest?"

„Das glaubst Du doch nich etwa? Is ja lächerlich! In solchen Momenten schwört man doch bekanntlich das Blaue vom Himmel herunter. Das bringt eben die Stimmung so mit sich. Man muß reden um jeden Preis,

es darf nur natürlich keiner den Wortlaut stenographisch fixieren. Deine gute Schwester ist 'n bißchen närrisch, nimm mir's nich übel. Ich hätte ihr mehr Humor zugetraut — sie hätte mich einfach auslachen sollen. Das hätte mich gleich ernüchtert, und die Geschichte war ausgestanden. Aber Dich durch eine große, tragische Szene gleich so aufzuregen, das war einfach unverantwortlich gehandelt. Es ist 'n wahrer Segen, daß sie aus dem Hause ist. Wer so wenig Pflichtgefühl hat, der taugt nicht zur Krankenwärterin. Na, — nu sei nur ganz ruhig mein Herzchen, wir werden Dich schon wieder gesund pflegen. Komm, gieb mir 'n Kuß. Nee? willste nich? Na, denn 'n andermal; Du entschuldigst mich wohl für jetzt. Ich habe notwendig draußen zu thun." Und er winkte ihr leutselig mit der Hand zu und verließ das Zimmer. „Komm' herab, o Madonna Theresa," hörte sie ihn flöten, während er im Vorplatz seinen Paletot anzog. Er war den ganzen Tag über in ausgezeichneter Laune. — — —

Am nächsten Abend traf Karola ein. Charlotte war aufgeblieben, um sie zu empfangen, zog sich aber bald nach dem Abendessen zurück, da sie sich wieder gar nicht wohl fühlte.

Sobald die Klinkenberge unter sich waren, wandte sich Aribert an seine Schwester. „Hör mal, Du warst aber schauerlich kühl gegen Lotten. Dir hat sie doch nichts gethan. Es wäre mir sehr erwünscht, wenn Du Dich mir zu Liebe ein bißchen mehr anstrengen wolltest. Sie ist so wie so durch ihren Zustand jetzt immer recht schlechter Laune."

„Ja, daß weiß der liebe Himmel!“ bestätigte die Frau Mama.

„Ach Du lieber Gott, auch das noch!“ seufzte Karola achselzuckend. „Ich muß gestehen, ich bekam ordentlich einen Schreck. Hat sich die verändert! Ich meine nicht bloß den Teint, das wird sich ja wohl wieder geben, aber der Ausdruck, das ganze Wesen. Ich finde, darin ist sie ihrem Bruder ganz bedenklich ähnlich geworden.“

„Und Heinrich ist natürlich ein Ekel,“ fiel Aribert rücksichtslos ein. „Das heißt nachdem Du Dich überzeugt hast, daß er absolut nicht rumzukriegen ist. So lange Du Dir noch Hoffnungen machtest, war er natürlich ein Ausbund aller wünschenswerten Tugenden.“

„Soll das vielleicht heißen, ich hätte mir um ihn Mühe gegeben?“ fuhr Karola auf. „Na erlaube mal, einen etwas besseren Geschmack könntest Du mir denn doch zutrauen. Den Mann hatte ich nach vierzehn Tagen schon erkannt, kann ich Dir sagen. Der Mensch ist ja so nüchtern, daß man ihn erst mit Pfeffer und Salz bestreuen möchte, um ihn genießbar zu machen. Ganz gewöhnliche Krämerseele; keine Spur von Schneid oder gar von Poesie.“

„Hört, hört!“ rief Aribert ironisch.

Und die Mutter fügte hinzu: „Aber er hat Dir doch so schöne Sachen geschenkt.“

Karola rümpfte verächtlich die Nase. „Diese Art Leute glauben immer, mit Geld oder Geldeswert ließe sich unsereins bestechen. Du lieber Himmel, wenn ich bloß gewollt hätte!“

„Puh,“ machte Aribert mit einer zweifelhaften Gri=

masse. „Spiegelberg, ich kenne Dir! Wen hast Du denn jetzt auf dem Kieker? Vermutlich bei Meyerns gelegentlich wertvolle Bekanntschaft gemacht, äh —?“

„Allerdings hab' ich eine wertvolle Bekanntschaft gemacht,“ entgegnete Karola spitz. „Aber für Dich wertvoller als für mich. Und zur Strafe für Deine Unverschämtheit erzähl' ich Dir jetzt nichts.“

„Nanu, sei doch nich un schrei doch nich!“ lachte Aribert, indem er den Arm um ihre Schulter legte und sie mit brüderlicher Zärtlichkeit ein wenig schüttelte. Auch die Mutter und die Tante machten sich neugierig an Karola heran. Ja sogar Friedrich Karl, der heute auch noch im Salon geblieben war, und bisher, da man ihn doch nicht mit in die Unterhaltung zog, in einem Prachtwerk geblättert hatte, sogar Friedrich Karl wurde aufmerksam und fixierte die Schwester erwartungsvoll.

Karola ließ sich lange nötigen. Erst nachdem Aribert feierlich Abbitte geleistet, bequemte sie sich dazu, ihre Neuigkeit zum Besten zu geben.

„Ich wollt' es Euch eigentlich vorhin schon brühwarm erzählen,“ sprach sie, „aber ich weiß nicht, Charlotte verfolgte Ari immer mit so merkwürdigen Augen. Ich meinte, sie könnte am Ende eifersüchtig werden, wenn ich von einer sehr reizenden und liebenswürdigen Dame erzählte, deren Bekanntschaft Du demnächst machen sollst. Sag mal Du, neigt eigentlich Charlotte zur Eifersucht?“

Das Tantchen seufzte, die Mama richtete sich steif auf und verzog den Mund zu einem säuerlichen Lächeln, während Aribert sich den Schnurrbart heraufstrich und

ganz harmlos antwortete. „Eifersucht? I Gott bewahre, auf wen soll sie denn hier eifersüchtig sein?"

„Na, das könnte am Ende jetzt anders werden," fuhr Karola fort. „Du hast doch von dem Baron l'Esclaire gehört?"

„L'Esclaire? Der Mann, der Gnevetzow kaufen will?"

Jawohl, er hat's auch gekauft. Gestern ist die Sache perfekt geworden.

„Donnerwetter, wirklich? Für sechsmalhunderttausend Mark? Woher weißt Du denn das?" Aribert schien sehr interessiert für die Sache, und blickte die Schwester erwartungsvoll an. „Das soll ja ein schwer reicher Herr sein. Hast Du ihn etwa bei Meyerns kennen gelernt?"

„Nein, aber ich bin mit ihnen heute zusammen in einem Coupé hierhergefahren. Wir kamen ins Gespräch und wie er merkte, daß ich hier aus der Gegend bin, hat er mich so ein bißchen ausgefragt. Dann haben wir uns vorgestellt und uns ganz famos unterhalten. Es sind reizende Leute."

„So, wer denn noch?"

„Der Baron und seine Tochter. Denke Dir, er hat nur eine einzige Tochter. Außerdem allerdings noch zwei Jungens, die auf dem Kadettenkorps sind. Denke Dir bloß — Witwer, eine einzige Tochter und drei große Güter! Zwei liegen in Pommern. Wer den Riesendusel hat, da Schwiegersohn zu werden, der kann lachen. Und außerdem noch eine fürstliche Wohnung in Berlin, in der Kurfürstenstraße, bloß für die paar Wintermonate. Die Leute müssen enorm reich sein. Gestern ist wie gesagt,

der Kaufvertrag in Berlin unterschrieben worden und heute ist er mit seiner Tochter nach Gnevetzow gefahren, um ihr das Gut zu zeigen. Sie gedenken jetzt, das Haus ganz neu einzurichten und ein paar Frühjahrsmonate dort zuzubringen. Sie wollen in den nächsten Tagen bei uns Besuch machen. Ich war natürlich riesig liebenswürdig, kannst Du Dir denken. Wir wollen recht gute Nachbarschaft halten, haben wir uns versprochen. Der Baron ist übrigens noch 'n Vierziger, ein höchst stattlicher Mann und ein Kavalier comme il faut. In den könnte sich noch das jüngste Mädchen verlieben. Und die Baronesse — na, ich sage Dir, wenn Du die siehst . . .! Es ist eigentlich doch jammerschade, Arichen . . ."

„Was denn?" fragte er etwas verwirrt. Er hatte mit größter Spannung zugehört und vor Aufregung über all die Herrlichkeit einen ganz roten Kopf bekommen.

Karola sah lächelnd zur Seite, einen verständnisvollen Blick mit der Mutter tauschend. Und dann sagte sie: „Es ist nur gut, daß ihr jetzt so hübsch eingerichtet seid. In unserer früheren Ruppigkeit hätten wir solche Leute gar nicht empfangen können."

Aribert sprang auf, schnippte mit den Fingern und lief im Zimmer auf und ab. „Donnerwetter noch mal," murmelte er vor sich hin, „da müssen wir mal gleich telegraphisch 'n Korb Sekt bestellen. Hmhmhm; raucht der Baron?"

„Jawohl und sie auch," versetzte Karola.

„Na also vorläufig mal 'n halbes Kistchen, Stück zu fufzig Pfennige und die feinsten russischen Cigaretten, wo man hat. Den Mann muß ich mir koofen. Die

Ziegelei ist doch das mindeste, was ich aus solcher Nachbarschaft rausschlagen muß. Na und Mutterchen, Du ziehst natürlich das Kleid an, das Dir Lotte zu Weihnachten geschenkt hat. Ich bitte mir aus, daß Ihr Euch passend benehmt, meine Damen. Daß mir nicht etwa vor dem Protzen geknixt und mit dem Pörzl gewackelt wird, als ob wir über die hohe Ehre uns gar nicht fassen könnten. Immer hübsch leger, verstanden? Und Tantchen, Du bist so freundlich und verkneifst Dir die Bibelsprüche, nich wahr?"

„Ach Gott, sie wird doch hier nicht etwa rauchen?" seufzte das Tantchen, ohne auf die letzte freundliche Ermahnung weiter einzugehen.

„Natürlich wird se roochen, alle Damen von einigem Chic roochen überhaupt heutzutage. An Deiner Stelle würd' ich mirs auch angewöhnen, liebes Tantchen. Würde überhaupt nichts schaden, wenn Du Dich 'n kleines bißchen modernisieren wolltest. Deine Zeugschuhe ohne Absatz zum Beispiel, gehören ins Museum für prähistorische Altertümer, aber nicht in einen eleganten Salon. Du müßtest um zwanzig Jahre jünger aussehn, wenn Du Dich beispielsweise zu burgunderroten Halbschuhen mit durchbrochenen Strümpfen entschließen wolltest."

Das Tantchen schrie entsetzt auf, während Karola und ihre Mutter laut lachten. Die Damen steckten jetzt die Köpfe zusammen und besprachen die aufgeworfene Toilettenfrage, während Aribert wieder hin und her spazierte und von Zeit zu Zeit lebhaft gestikulierte, als ob er sich bereits zum Empfang der glänzenden Gäste das legere Benehmen einübte.

Friedrich Karl war auch sehr neugierig geworden und wandte sich an das Tantchen, um zu erfahren, um was es sich handle. Er bekam aber nur recht dürftigen Bescheid, weil das gute Dämchen trotz seiner Weltabgewandtheit an dem Kleidergespräch der beiden anderen lebhaften Anteil nahm.

Als Aribert endlich seine Wanderung aufgab, um sich wieder an den Tisch zu setzen, redete ihn Karola an: „Es ist wirklich schade, daß Deine Frau jetzt so wenig en beauté ist."

Aribert zog bekümmert die Augenbrauen zusammen. „Die wird sich wohl überhaupt nicht mehr sehen lassen. Es ist doch genant vor einem jungen Mädchen, das einen das erste Mal besucht. Hast Du den Herrschaften von Lotten schon was erzählt?"

„Ich mußte doch erwähnen, daß Du verheiratet bist. Was sie für ne Geborene ist, danach haben sie glücklicher Weise nicht gefragt."

Aribert wollte aufbegehren. „Ach weißt Du . . . was fällt Dir d'n ein? ‚Gott sei Dank nicht gefragt!' Weißt Du denn, wo der Baron sein vieles Geld her hat? Ich habe gehört, seine Frau wäre vom neuesten hebräischen Adel gewesen."

„Mag ja sein — schwarz genug ist die Baronesse dazu. Aber das geht uns ja gar nichts an, — reg Dich doch nicht auf," versetzte Karola gemütlich. „Bei so unanständig viel Geld hören überhaupt alle Bedenken auf. Aber wenn's bloß so viel is, daß man immer noch auf Liebe taxieren kann, dann — geniert man sich doch noch'n

bißchen. Die Apothekertochter braucht man doch nicht jedem gleich auf die Nase zu binden."

Aribert wurde sehr ärgerlich. „Apothekertochter! is doch wirklich geschmacklos, mich damit anzuulken. Ich bitte mir aus, daß von jetzt ab gesagt wird, wenn von meinem Schwiegervater die Rede ist: großer Industrieller und hervorragender Chemiker."

Es entstand eine kleine Pause. Erst seufzte das Tantchen, dann seufzte die Mutter und dann lachte Karola. „Du hast ganz recht, Tantchen, ich weiß, was Du sagen willst: es ist immer dieselbe Geschichte, wenn man sich mit diesen bürgerlichen Familien verschwägert. Die einzelnen Leute können ja sehr fein und gebildet und alles mögliche sein, aber in der Familie sind doch immer genante Elemente. So was kann bei uns eben einfach nicht vorkommen. Man ist eben Gutsbesitzer oder Offizier oder Beamter, damit basta!"

„Oder neuerdings Schriftsteller," warf Aribert höhnisch ein.

„Na, erlaube mal, das sind doch höchstens einige ganz heruntergekommene Individuen, die allen sittlichen Halt verloren haben."

„Bitte sehr: Ernst von Wildenbruch!"

„Der ist doch Legationsrat."

„Ach so; na, denn fahre fort."

„Nu ja, hab ich etwa nicht recht? Deine Frau ist ja ohne Zweifel eine Dame, gegen die kein Mensch etwas einwenden kann. Und wer sie noch vor ihrer Krankheit kennen gelernt hat, der hätte sie für eine geborene Prinzessin halten können. Aber der Bruder ist doch eigentlich kaum

noch präsentabel. Wenn Du ganz ehrlich sein willst, mußt Du doch selbst sagen, er sieht aus wie 'n Schuster. Na und nun gar erst die Witwe Prümmer mit ihrem skandalösen Verhältnis!"

„Was?" fuhr die Mutter eifrig dazwischen, „ein Verhältnis hat se? Das hab ich mir doch gleich gedacht. So 'n freies Wesen, da steckt nichts Gutes dahinter."

Das Tantchen nickte, eifrig beipflichtend, mit dem Kopfe. „Ach, lieber Gott ja. Ohne Reitkleid hat sie sich zu Pferde gesetzt. Und morgens hat se sich immer ganz und gar gebadet und is dann mit offenen Haaren zum Frühstück gekommen. Das war doch natürlich bloß auf Ari abgesehen. Na und sie hat's ja denn auch glücklich so weit . . ."

„Was soll denn das mit ihrem Verhältnis sein?" fiel Aribert rasch und laut ein, denn er wollte nicht, daß Karola so bald die Geschichte von seinem Sündenfall aufgebunden bekommen sollte.

„Aach! Wißt Ihr davon nichts?" rief Karola, erstaunt thuend. „Ganz Berlin lacht ja über sie, wie sie sich mit Hellhoff vom Schauspielhause hat. Ihr könnt Euch doch denken, wie angenehm das für Meyerns ist, weil sie ihn doch bei Meyerns kennen gelernt hat. Natürlich laden sie den Menschen nicht mehr ein. ‚Das ist ja wohl Ihre Frau Schwägerin, die ihrer Bewunderung für unseren großen Hellhoff solchen schwungvollen Ausdruck zu geben versteht?' Das fragt alle Augenblicke einer mit solchem boshaften Lächeln; denn sie läßt ihm bei jeder großen Rolle einen Lorbeerkranz werfen. Ihr könnt Euch Eva bei so was vorstellen! Natürlich haben

wir keinen Schritt mehr in das Haus Schönbeck setzen können. Jetzt heißt es übrigens, die Prümmer wolle den Hellhoff partout heiraten; er dankte jedoch für Obst."

„Für Obst? Nee, wahrscheinlich für Konradchen. Der Bengel hat ja 'n Kopf wie 'ne Kohlrübe," scherzte Aribert, während sich die beiden älteren Damen mit gedrängten Kundgebungen der Entrüstung begnügten.

Dann stand Aribert wieder auf, trat an den Flügel, und schlug heftig auf den Deckel desselben. „Da hört sich ja doch Verschiedenes auf!" rief er gedämpft. „So eine abgefeimte Heuchelei! Spielt vor mir die Tugendhafte und verpetzt mich bei der Schwester wegen eines harmlosen kleinen Scherzes und entblödet sich dabei nicht, unsere Familie an den Pranger zu stellen. Ein Komödiant zum Schwager — ha, fehlte mir' bloß noch!"

Das Tantchen begann zu gähnen. Sie hatte für heute der Greuel genug vernommen und wünschte allerseits gute Nacht. Friedrich Karl schloß sich ihr an, um sich unterwegs noch etwas erzählen zu lassen. Bald darauf brachen auch Karola und die Mutter auf. In der Thüre zögerte Karola noch ein wenig und blickte ihren Bruder mit einem gewissen herausfordernden Lächeln an. Er verstand sie.

„Das haste jut jemacht, Schwesterchen, mit den l'Esclaires," lachte er pfiffig, indem er zu ihr trat und ihr wohlwollend auf die Schulter klopfte. „Das muß man sagen, alle Achtung! Du verstehst mit der Wurst nach der Speckseite zu werfen. Haste Dir mal wieder ne fette Weide ausjesucht, wo Du eine Zeit lang grasen jehn kannst."

Daß er immer gleich so furchtbar deutlich sein mußte! Und um ihn noch ihrerseits zu ärgern, gab sie schnippisch zurück:

„Dir thuts doch nicht etwa leid, daß Du nicht 'n bißchen länger gewartet hast mit dem Heiraten? Na, dafür blühn Dir ja auch jetzt die Vaterfreuden."

„Na jewiß, ich freue mich auch riesig," versetzte Aribert und lachte dabei wie einer, der an der Fußsohle operiert werden soll. — — —

Der Ankauf von Gnevetzow, eines sehr großen Gutes mit ausgezeichnetem Ackerboden, Wald und See, in Mecklenburg dicht an der Grenze gelegen, war ein Ereignis für die ganze Gegend. In allen Herrenhäusern im Umkreis einiger Meilen, wie in den Honoratiorenstübchen der Gasthäuser wurden von dem Baron l'Esclaire und seinen fabelhaftem Reichtum die tollsten Mären in Umlauf gesetzt. Aribert fand sich jetzt öfters zum Skatabend im „König von Preußen" in Klinkenberg ein, hauptsächlich zu dem Zwecke, um Neuigkeiten über den Baron zu erhalten. Er brüstete sich damit, daß seine Schwester bereits in Berlin mit der Familie l'Esclaire in intimen Verkehr getreten sei und daß die Herrschaften ihm auch bereits ihren Besuch angekündigt hätten. Da es für ihn zur Zeit in der Wirtschaft wenig zu thun gab, dehnte er seine Spazierritte jetzt gern bis an die zwei gute Reitstunden entfernte Mecklenburgsche Grenze aus, in der Hoffnung, dem Baron oder seiner Tochter, die eine vorzügliche Reiterin sein sollte, zufällig einmal zu begegnen. Er sagte sich, daß der Besuch in Strehsen wohl kaum vor etlichen Wochen zu erwarten sein dürfte,

da die Herrschaften mit der Neueinrichtung des Hauses und der Wirtschaft gewiß für einige Zeit völlig in Anspruch genommen sein würden. Selbst Charlotte begann diesem Besuche mit ungeduldiger Spannung entgegenzusehen, denn aus den Berichten Karolas ging wenigstens das eine mit Sicherheit hervor, daß diese Leute denn doch von anderem Schlage sein mußten, als die übrige Nachbarschaft. Menschen, die in so großen Verhältnissen lebten, weit in der Welt umhergekommen waren und jeden Winter in der Reichshauptstadt zubrachten, mußten doch sicherlich einen weiteren Gesichtskreis haben als diese geistlosen Reetzens, Posahls, Hoffmanns und so weiter. Entspann sich trotz der ziemlich weiten Entfernung ein freundschaftlicher Verkehr, so fiel vielleicht auch für sie etwas geistige Anregung ab. Und sie hungerte so danach in ihrer völligen Vereinsamung; denn sie hatte es längst aufgeben müssen, ihren Gatten für ihre Gedankenwelt und ihre künstlerischen Bestrebungen zu interessieren. Auch Karola fiel es jetzt gar nicht mehr ein, Teilnahme zu heucheln für alle diese Dinge, die ihr ja doch viel zu hoch waren. Sie behandelte ihre Schwägerin mit kühler Freundlichkeit, erkundigte sich an jedem Morgen, wie es ihr heute gehe, sprang auch wohl einmal zu, um ihr etwas abzunehmen, oder ihr ein Kissen unter den Rücken zu schieben und plauderte mit ihr über die neuesten Moden, oder die Romane, die sie gerade las; das war aber auch alles. Im Übrigen flegelte sich Fräulein Karola schier den ganzen Tag auf den bequemen, neuen Sofas herum und stattete von Zeit zu Zeit unten in der Küche einen Besuch ab, um ein bißchen mit der Köchin zu

klatschen, die sich ihrer besonderen Gunst erfreute, und sich in der Speisekammer zu einem derben Zwischenimbiß zu verhelfen. Sie hielt es nämlich nicht schicklich für eine vornehme junge Dame, sich bei Tische satt zu essen und befriedigte daher ihren starken Appetit lieber im Geheimen. — —

Es war am zwanzigsten Februar. Die Familie hatte ihren Nachmittagskaffee getrunken und Aribert war noch einmal ins Feld hinausgeritten. Charlotte saß allein mit Friedrich Karl im Salon und spielte Schach mit ihm. Sie hatte ihm das in den letzten Wochen beigebracht und er war ein so gelehriger Schüler gewesen, daß es schon jetzt gar nicht so leicht für sie war, ihn zu besiegen. Stundenlang gab sie sich diesem schweigsamen Zeitvertreib hin und er war ihr fast die liebste Unterhaltung geworden.

Friedrich Karl klatschte laut in die Hände, was so viel heißen sollte als Schach; und sie nagte die Lippen und überlegte, wie sie ihren König aus der argen Klemme befreien könnte, als plötzlich ein eiliger Schritt im Eßzimmer hörbar ward und gleich darauf Karola den Kopf zur Thür hereinsteckte und aufgeregt ins Zimmer rief: „L'Esclaires fahren eben in den Hof ein. Geschwind, Karl-Fritz soll machen, daß er fort kommt."

Der Buckelige starrte sie fragend an und sie wies aufgeregt nach der anderen Thür, die auf den Korridor hinausführte. Er verstand sie und erhob sich.

Aber Charlotte ergriff ihn rasch beim Handgelenk und bedeutete ihm, daß er ruhig bleiben solle.

„Willst Du denn etwa empfangen?“ rief Karola ungeduldig.

„Gewiß,“ versetzte Charlotte ruhig. „Das ist doch meine Pflicht.“

„Ja, wenn Du Dich wohl genug fühlst . . . aber doch wohl nicht so im Morgenrock?“

„Warum nicht? Du weißt doch, ich bekomme kein Kleid mehr zu und ich dächte, der Morgenrock wäre sehr anständig.“

Karola zuckte die Achseln und ließ einen mißbilligenden Blick an Charlotten, die sich erhoben hatte, heruntergleiten. In diesem Augenblick hörte man den Wagen vorfahren, und Karola sagte rasch: „Na meinetwegen halte das, wie Du willst. Aber daß der da vorgeführt wird, das wird Aribert keinesfalls dulden.“ Damit warf sie die Thür zu und eilte den Gästen zur Begrüßung entgegen.

Friedrich Karl hatte wohl gemerkt, daß von ihm die Rede sei. Er deutete auf sich und dann mit fragendem Blick nach der Thür.

Charlotte setzte rasch ihre Finger in Bewegung. „Ich bitte Dich, bleib'“, sagte sie. „Ich will nicht haben, daß der Bruder meines Mannes vor jedem Besuch ängstlich versteckt wird.“ Und als er trotzdem, scheu nach der Thür blickend, Miene machte, zu entfliehen, wiederholte sie nochmals: „Ich bitte Dich, thu's mir zu Liebe.“

Da griff er mit seinen beiden Händen nach ihrer Rechten, drückte die an sein Herz und nickte eifrig.

Charlotte trat vor den Spiegel, steckte sich einige

Haarnadeln fester und fuhr sich mit dem Taschentuch übers Gesicht.

Gleich darauf führte Karola den Baron l'Esclaire und seine Tochter herein. Die Mutter und die Tante waren selbstverständlich „gar nicht angezogen“ gewesen und schleunigst in ihre Schlafzimmer entwichen.

„Meine Schwägerin“ sagte Karola in einem beinah entschuldigenden Ton. Und dann ging sie mit großen Schritten auf Friedrich Karl zu, stellte sich vor ihm auf, um ihn womöglich den Blicken der Herrschaften zu entziehen und hieß ihn in der Fingersprache sich gefälligst schleunig zurückziehen. Aber er schüttelte sehr energisch den Kopf und trat hinter ihr hervor auf die Gäste zu.

Charlotte hatte den Baron und seine Tochter inzwischen mit einfacher Herzlichkeit willkommen geheißen. Und dann wandte sie sich um, winkte Friedrich Karl näher zu treten und stellte ihn vor, sofort hinzufügend, daß er taubstumm sei.

Die üblichen Redensarten wurden gewechselt und dann setzte man sich. Charlotte führte die Unterhaltung allein, denn Karola war durch ihres Bruders Anwesenheit vorläufig die Laune verdorben und sie konnte sich nicht enthalten, fortwährend verstohlene Blicke nach ihm zu werfen. Was mochte dieser bucklige Mensch in der schlechtsitzenden Bauernjoppe, der mit aufgestützten Elbogen vor dem Schachspiel saß und sich vor Verlegenheit mit den langen mageren Fingern in dem wirren, langen Haar herum kratzte, auf diese eleganten l'Esclaires bloß für einen abschreckenden Eindruck machen!

Der Baron war wirklich eine schöne Erscheinung:

groß, schlank, vornehm, einfach angezogen, lebhaft in den Bewegungen, ohne Affektation, ein reines Hochdeutsch redend. Sein dunkelblonder Vollbart, der auf den Wangen ganz kurzgehalten und unterm Kinn à la Charles V. zugeschnitten war, begann ebenso wie der lang ausgezogene Schnurrbart erst leicht zu ergrauen. Der gutgebaute, kleine Schädel zeigte zwar schon eine ansehnliche Glatze, aber das übrig gebliebene kurzgeschorene Haar war auch noch, wenn man nicht sehr genau zusah, ganz nußbraun. Eine ziemlich stark gebogene aber schlanke Nase, scharfblickende graue Augen und volle, gesund gerötete Wangen vervollständigten den Eindruck von Lebensfrische und geistiger Klarheit, den dies Gesicht auf den ersten Anblick erweckte. Seine Tochter glich ihm sehr wenig, denn sie hatte einen ganz brünetten, ja ausgesprochen südlichen Typus. Blauschwarz glänzendes Haar, auffallend dicke und kurze Brauen und darunter ein paar sehr energische, lebhaft umherwandernde dunkle Augen. Nur den Wuchs und die Nase hatte sie vom Vater, der Gesichtsschnitt war ungefähr magyarisch, der Mund etwas zu groß, besonders für die schmalen Lippen. Schön war sie entschieden nicht zu nennen, aber pikant, temperamentvoll, ein bißchen gefährlich fast sah sie aus.

Eine Viertelstunde lang ging das Gespräch flott und wenig aufregend hin und her, wie eben zwischen gewandten Leuten von Welt. Dann erschien Frau von Klinkenberg die ältere und Tantchen Lollchen. Sie hatten sich großartig herausgeputzt und waren beide noch erhitzt von der Eile und der Aufregung. Nun fingen die Redensarten und die unvermeidlichen Fragen, wie den Herr-

schaften die Gegend gefallen, ob sie sich auf ihrem neuen Besitz schon eingelebt hätten, und so weiter von neuem an. Und äußerte Frau von Klinkenberg ihr Entsetzen darüber, daß ihre Schwiegertochter den Herrschaften noch gar nichts angeboten habe.

„Ich lasse gleich frischen Kaffee machen, wenn Sie vielleicht noch nicht getrunken haben . . . oder wenn Sie vielleicht ne Kleinigkeit essen wollen. Du lieber Gott, was man so auf dem Lande im Hause hat. Wir haben uns kürzlich sehr schöne Ölsardinen schicken lassen. Kronenhummer und Ochsenzungen in Büchsen sind auch da. Gläschen Champagner dazu . . . wir beziehn ihn direkt aus Frankreich. Sie mögen doch gewiß Champagner, Baronesse? Das heißt, Sie werden ihn ja freilich alle Tage trinken.“

Die Herrschaften dankten für alles, da sie eben vom Lunch kämen.

„Ach, wirklich? Ich weiß gar nicht — entschuldigen Sie, wo ist denn das?“

Karola und Charlotte fühlten sich sehr geniert und lächelten verlegen, denn sie sahen, wie es spöttisch um den Mund der Baronesse zuckte.

„Wir genießen um eins ein Gabelfrühstück und speisen um sieben,“ erklärte der Baron, leicht lächelnd.

„Ach so, entschuldigen Sie,“ versetzte Frau von Klinkenberg etwas verwirrt. „Sie meinten Lönsch. Sie haben wohl die neuere Aussprache. Aber vielleicht machen Sie uns das Vergnügen zum Abendbrot — wir können ja gerne ein bißchen früher essen. Natürlich, ein feines Souper, wie Sie's gewöhnt sind, dürfen Sie nicht er-

warten. Aber Sie müssen doch jedenfalls bleiben, bis mein Sohn zurückkommt. Ich habe schon den ‚Grohm‘ nach ihm geschickt.“

Es wurde dem Baron sichtlich schwer, seinen Ernst zu bewahren. Er brummte irgend etwas Unverständliches in seinen Bart.

Nur ein paar Minuten lang hörte Frau von Klinkenberg unaufmerksam dem Gespräch zwischen ihrer Schwiegertochter und der Baronesse zu, da fuhr sie wieder ungeduldig von ihrem Stuhl empor und rief: „Herrgott nein, Herr Baron, Sie haben wohl nich mal eine Cigarre angeboten gekriegt? Ich will doch gleich . . . oder Karola geh Du lieber ’rüber und hol welche. Aber die feinsten natürlich. Ach Gott, Herr Baron, Sie müssen schon entschuldigen, meine Schwiegertochter hat doch wirklich an gar nichts gedacht! Sie kann sich in das Landleben noch immer nicht recht schicken. Nu in Berlin freilich, da macht man Stipsvisiten auf fünf Minuten und kann die Droschke gleich warten lassen. Da braucht man natürlich nichts anzubieten. Aber wenn man zwei Stunden über Land gefahren is bei solche Kälte, da hat doch jeder Mensch ’n Bedürfnis, nich wahr, nach was Warmes im Leib. Und wenn’s auch nur ’n Schnäpschen ist. Ach entschuldigen Sie, ich habe wohl noch gar nich angeboten?“

„Danke, danke; danke wirklich sehr, gnädige Frau,“ wehrte der Baron in gelinder Verzweiflung ab. „Ich bekomme ja gleich eine Cigarre. Dann bin ich ganz zufrieden, ich versichere Sie.“ Dann wandte er sich artig an Charlotten. „Gnädige Frau sind Berlinerin?“

Die Unterhaltung zwischen ihnen wendete sich nun dem bequemen Thema Berlin zu. Charlotte erzählte, daß sie schon eine lange Reihe von Jahren draußen am Tegeler See wohnten; seit der Vater sich vom Geschäft zurückgezogen habe. Karola trat gerade mit den Cigarren herein, als sie das sagte.

Herr l'Esclaire griff blindlings in die Kiste hinein und hielt, während er eifrig mit Charlotten weiterplauderte, die dicke, braune Nudel zwischen Daumen und Zeigefinger seiner Rechten, die übrigen Finger etwas kokett abgespreizt haltend. Er liebte es, durch leichte Gestikulation einzelnen Teilen seiner Rede besonderen Nachdruck zu verleihen. Das Tantchen brachte inzwischen von Charlottens elegantem Schreibtisch ein zierliches Leuchterchen herbei; Frau von Klinkenberg suchte aufgeregt nach Streichhölzern und setzte, als sie solche endlich gefunden hatte, die Kerze in Brand, worauf Karola ihr den Leuchter wieder abnahm und dem Baron präsentierte. Nun erst fand dieser Zeit einen prüfenden Blick auf das Rauchobjekt zu richten, das er so zierlich zwischen den Fingern hielt. Ein verdächtiger Schatten huschte über sein sorgenloses, frisches Gesicht, und das Gespräch mit Charlotten fesselte ihn plötzlich dermaßen, daß er ganz vergaß, sich des so freundlich angebotenen Feuers zu bedienen.

„Bitte, Herr Baron, wollen Sie nicht . . .“ mahnte Karola bescheidentlich zum dritten Male, indem sie ihm abermals den Leuchter um einige Centimeter näher rückt. „Ich hoffe, es werden die richtigen sein,“ setzt sie leise hinzu.

Er verbeugte sich leicht und dann steckte er das Ding

mit männlichem Entschluß zwischen die Lippen, näherte es der Flamme und saugte ganz vorsichtig. Er zog die Brauen hoch und seine Nasenflügel weiteten sich, wie die eines Känguruhs, das einen Papua im Gebüsch wittert. Er hustete diskret und blickte kummervoll auf die dürftige, graue Rauchspirale, die dem nur halb glimmenden Ende seiner Havanna entstieg.

„Cigaretten hab' ich leider nicht gefunden," wandte sich Karola nunmehr an die Baronesse, worauf diese ganz gemütlich ein Tula-Etui aus der Tasche zog und um die Erlaubnis bat, sich eine von den ihrigen anzünden zu dürfen. Ihres Vaters Bedrängnis war ihr nicht entgangen, und es mochte ihren Übermut reizen, diese weltfremden Dämchen ein wenig in Schrecken zu setzen. Sie erlaubte sich sogar, ihnen ihre Dose anzubieten.

Der Baron stürzte sich wieder ins Gespräch mit Charlotten, um, ohne sich allzu auffällig zu machen, seine Cigarre ausgehen lassen zu können, und Charlotte war so freundlich, den Versuch zu machen, die Gäste auch für Friedrich Karl ein wenig zu interessieren, indem sie erzählte, daß sie eifrig miteinander experimentierten, und daß diese Beschäftigung mit der Chemie ihr als Erinnerung an das Vaterhaus besonders wert sei.

Frau von Klinkenberg die ältere fand es durchaus überflüssig und nicht sehr taktvoll, daß ihre Schwiegertochter es so vornehmen Besuch gleich auf die Nase binden mußte, daß sie einer Giftmischerfamilie entstamme, und sie beeilte sich, den möglicher Weise peinlichen Eindruck dadurch zu verwischen, daß sie plötzlich dazwischen warf: „Aber meine Schwiegertochter ist eine richtige Künstlerin.

Sie sollten sie bloß auf dem Flügel hören, wenn sie von Wagner spielt!"

Nun konnten die Gäste natürlich nicht umhin, sich auf eine Probe dieses Talentes äußerst begierig zu zeigen. Charlotte zierte sich nicht lange und gab eine Chopinsche Marzurka zum besten.

Während sie noch spielte, kam Aribert hereingepoltert. Auf die Kunde von dem Besuch hatte er sich schleunigst umgezogen, gewaschen und frisiert und erschien nun, seines eleganten Salons würdig, auf der Schwelle. Er spielte den Überraschten und schritt ohne Rücksicht auf das Spiel seiner Frau den fremden Herrschaften mit lauter Begrüßung entgegen. Auf den ersten Blick hatte er gleich drei grobe Ungehörigkeiten entdeckt: seine Frau im Schlafrock, Mutter und Tante lächerlich aufgedonnert und nun gar diesen unglückseligen Bruder in seinem alten Flausch mitten unter der Gesellschaft. Aber er verstand seine Entrüstung hinunterzuschlucken und hieß mit wortreicher Herzlichkeit den ersehnten Besuch willkommen. Irgend eine Entschuldigung wegen der Unterbrechung der Musik hielt er nicht für notwendig.

„Um Gotteswillen, was hat man Ihnen denn da angethan," rief er nach kurzem Gespräch, und nahm dem Baron die dicke Cigarre aus den Fingern. „Das ist ja meine Kutscher-Giftnudel, Marke Lohengrin. Nie sollst du mich befragen und so weiter. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung." Und damit eilte er hinweg, um die verschlossenen echten herbeizuholen.

Als erst die leichten, aromatischen Wölkchen aus den edlen Upmans, zu fünfzig Pfennig das Stück, sich über

die kleine Gesellschaft hinzuziehen begann, wurde die Unterhaltung freier und die Stimmung behaglicher. Aribert mit seinen ungezwungenen Manieren und seinem leichten Plaudertalent wußte seine Gäste rasch genug die Ungeschicklichkeiten seiner Frau Mama vergessen zu machen. Er holte den Baron vorsichtig über seine politischen Ansichten aus, welche die einem reichen Mann von altem Adel wohlanstehenden, staatserhaltenden waren, nur mit einem Stich ins Frivole, soweit es die Kirchenpolitik betraf. Aribert stimmte jeder Meinungsäußerung des Barons auf das lebhafteste bei und war entzückt, in ihm einen Gesinnungsgenossen zu finden. Dann kamen sie auf die großen und kleinen Herren der Umgegend zu sprechen, und da der Baron noch keinen von ihnen aufgesucht und keinerlei vorgefaßte Meinungen hatte, so genierte sich Aribert nicht, sich über den in diesem gesegneten Grenzgebiet herrschenden, „ausgesprochenen Kretinismus“ weidlich lustig zu machen. Über den Grafen Reetz junior, der seinen Polypen bis nach Jerusalem spazieren geführt habe, über Herrn von dem Busche-Wruckendorf, den Philosophen in Gummischuhen, das betrunkene Nilpferd Pofahl und andere ehrenwerte Nachbarn riß er die schnödesten Witze.

Das Fräulein Gisela von l'Esclaire schien Gefallen zu finden an dieser drastischen Kritik. Sie hörte Karola, die sich alle Mühe gab, sie zu unterhalten, nur zerstreut an und lachte laut über Ariberts bissige Bemerkungen.

Charlotte mischte sich in das Gespräch, indem sie ihren

Gatten darauf aufmerksam machte, daß er mit seinem summarischen Verfahren denn doch wohl einigen höchst anständigen und gar nicht dummen Leuten unrecht thue, in erster Linie dem Herrn Oberförster.

Aribert lächelte entschuldigend den Baron an. „Ich weiß nicht, meine Frau hat ein merkwürdiges Penchant für diesen Grünrock. Wahrscheinlich, weil er so 'n malerischen Kopf hat. Lebensart besitzt der Mann jedenfalls nicht. Er hat es nicht 'mal für nötig gehalten, unsern Besuch persönlich zu erwidern, sondern nur seine Frau mit zwei Töchtern hergeschickt. Und dann außerdem, ein königlicher Beamter mit derartig liberalen Ansichten — wenn das nur nicht 'n schlimmes Ende nimmt!"

„Er scheint mir der einzige Mann in der ganzen Gegend zu sein, der überhaupt zu denken und eine eigene Ansicht zu haben fähig ist," sagte Charlotte ernsthaft. „Soll vielleicht schon in dem Worte ‚liberal' ein Tadel liegen? Du sprichst es beinah so aus."

„Aber liebe Charlotte, seit wann beschäftigst Du Dich denn mit Politik? Das is mir ja ganz neu!" rief Aribert sehr von oben herab.

Und sie versetzte ruhig: „Das hat mit Politik doch gar nichts zu thun. Liberal im allgemein menschlichen Sinne ist doch einfach das Gegenteil von beschränkt. Ich meine, wer denken gelernt hat und für die Leiden seines Nächsten offene Augen und ein offenes Herz hat, der kann gar nicht anders als liberal sein."

„Na ja, das versteht sich doch ganz von selbst," sagte Aribert, indem er die Beine übereinander schlug und

seiner Frau einen ungeduldigen Blick zuwarf. „In diesem Sinne sind wir auch riesig liberal. Nicht wahr, lieber Baron?“

Der Angeredete verbeugte sich lächelnd und schickte sich an, etwas zu erwidern, als Charlotte nochmals das Wort nahm.

„Und was verstehen Sie denn unter konservativ, bitte? Vielleicht gar das gedankenlose Bestreben, alles zu erhalten, wie es ist, ganz gleichgiltig, ob es vernünftig oder widersinnig, zum Nutzen oder Schaden des Volkes eingerichtet ist? Ich kann jedenfalls in der konservativen Gesinnung kein besonderes Zeichen von Geist sehen. Es ist doch ohne Zweifel die Aufgabe der Menschheit, sich zum Besseren fortzuentwickeln. Wie können wir das, wenn wir immer starrsinnig beim Alten beharren wollen? Wenn wir die offenbaren Fehler des Alten aus reiner Furcht vor Unbequemlichkeiten nicht zugeben, und das Neue nicht prüfen wollen, welches doch nur die besten Köpfe schließlich hervorbringen können.“

Der Baron raffte sich zu einer Erwiderung auf, während sich Aribert unruhig in seinem Polsterstuhl herumwarf.

Die Neuerung könnte doch auch darin bestehen, führte er aus, daß man zu dem bewährten Alten zurückkehre. Diesen Leuten, die unter allen Umständen etwas Neues wollten, mangle es an festen Idealen und es sei doch jedenfalls sicherer, sich seine Ideale in einer glücklicheren Vergangenheit zu suchen, als utopischen Hirngespinnsten nachzuhängen.

„Alle wirklich neuen, weltbewegenden Ideen wurden

von den zeitgenössischen Konservativen für Hirngespinnste gehalten," rief Charlotte mit einiger Heftigkeit.

„Es ist doch 'n wahrer Segen," knarrte Aribert dazwischen, „daß die Damen noch nicht zur Volksvertretung zugelassen sind. Sonst könnten wir's erleben, daß ich gegen meine eigene Frau kandidierte."

„Haben Sie etwas dergleichen im Sinn?" fragte der Baron eifrig, in der Hoffnung, das Gespräch wieder auf ein bequemeres Geleis zu bringen.

„Jawohl," versetzte Aribert, „die nächsten Jahre wird das Reichstagsmandat für die Ost-Priegnitz frei. Ich gedenke, mich von unserer Partei aufstellen zu lassen."

Charlotte sah ihren Mann erstaunt an. Von dieser Idee hatte er ihr noch gar keine Mitteilung gemacht. Da sie wohl empfand, daß die Herren einem ernsthaften Meinungsaustausch mit ihr abgeneigt waren, setzte sie sich zu der Baronesse und fragte sie, ob sie musikalisch sei. Das Fräulein von l'Esclaire gab sich als Sängerin zu erkennen, und zwar als Schülerin einer der berühmtesten Gesangsmeisterinnen Berlins.

„O, da müssen wir ein bißchen zusammen musizieren," sagte Charlotte freundlich. „Wir wollen die Herren hinausschicken. Ich habe eine Menge klassische Liederliteratur."

„Ich singe moderne Sachen lieber," sagte das Fräulein, indem sie den Rauch einer neuen Cigarette langsam zwischen den Zähnen hervordringen ließ.

„O, ich habe auch einiges von Brahms und ein paar wunderschöne Sachen von Cornelius. Die kennen Sie doch jedenfalls."

Das gnädige Fräulein zuckte die Achseln.

„Haben Sie nichts von Böhm oder Meyer-Hellmund oder Lassen?“

Charlotte ließ betrübt den Kopf hängen. Sie mußte wieder eine Hoffnung aufgeben. Des Fräuleins Geschmack schien nicht hervorragend zu sein.

Aribert hatte etwas von der Unterhaltung aufgeschnappt und drang nun sehr lebhaft in die junge Dame, daß sie sich doch hören lassen möge.

Sie ließ sich Noten vorlegen und entschloß sich nach einigem Zögern zu dem Schubertschen „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“. Sie sang mit einem schneidend scharfen Sopran und einer Tonbildung und Aussprache, die der berühmten Lehrerin keine große Ehre machten; und namentlich mit einem solchen Mangel an Rhythmus, daß Charlotte alle Mühe hatte, mit der Begleitung zurecht zu kommen. Als sie geendet hatte, klatschten die drei Damen lebhaft Beifall und Aribert rief überschwenglich:

„Aber meine Gnädigste, Sie haben ja Ihren Beruf verfehlt. Sie sind ja eine großartige Sängerin. Vor Ihnen kann sich ja Lilli Lehmann verkriechen. Diese Stimme und dieser Schwung! ’s ja geradezu hinreißend.“

Fräulein von l’Esclaire ließ sich die Schmeichelei gerne gefallen und setzte sich ans Klavier, um zu einigen banalen Liedern selbst zu begleiten.

Währenddessen schlich sich Charlotte still hinaus. Der Cigarrenqualm und der noch ärgere Qualm unverantwortlicher Redensarten seitens ihres Gatten machten ihr übel. Sie zog sich in ihr Schlafzimmer zurück und

legte sich dort aufs Sofa, um ein Weilchen auszuruhen. Sie hatte sich schon ein wenig zu viel zugemutet; es wollte ihr so rasch nicht besser werden.

Nach etwa einer Stunde hörte sie die Gäste aufbrechen und sie raffte sich auf, um ihnen Adieu zu sagen und dem Fräulein gegenüber ihr Verschwinden ehrlich mit ihrem Zustand zu entschuldigen.

Als der Wagen davongefahren war, betrat sie ihres Mannes Arbeitszimmer und ließ sich gänzlich erschöpft auf dem bequemen Divan daselbst nieder. Gleich darauf trat auch Aribert herein.

„Na hör' mal, das is aber doch stark," begann er sofort, indem er breitbeinig vor sie hintrat. „In dieser Weise meine Gäste zu beleidigen. Die Baronesse mußte doch selbstverständlich annehmen, daß Du vor ihrem Gesang davongelaufen wärst. Sie war sehr piquiert, kann ich Dir sagen."

„Ich hab ihr ja den wahren Grund angegeben," versetzte Charlotte matt.

„So? den wahren Grund? Das ist ja sehr geschmackvoll, ein junges Mädchen gleich in solche Intimitäten einzuweihen."

„Es ist auch sehr geschmackvoll, einem jungen Mädchen so faustdicke Schmeicheleien über seine gräßlich dilettantischen Leistungen zu sagen."

„Wenn man ihnen doch 'ne Freude damit macht. Du wirst eben nie lernen, was gesellschaftliche Liebenswürdigkeit ist."

„Nein, so unverschämt zu lügen, werde ich hoffentlich nie lernen," versetzte Charlotte gereizt.

Aribert zuckte die Achseln und ging ein paarmal hin und her. Dann trat er wieder vor sie hin und sagte mit erkünstelter Ruhe: „Ich möchte Dich doch bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß man erstens vornehme Gäste nicht im Schlafrock empfängt; zweitens, daß man Männer von einer Lebensstellung und einer Erfahrung, wie sie der Baron besitzt, nicht mit langatmigen Auseinandersetzungen seiner unreifen Meinungen anödet; und drittens, daß man nicht gegen meinen und der Meinigen ausdrücklichen Wunsch solchen Herrschaften die Gegenwart meines Bruders aufnötigt. Ich denke, Du wirst mir wenigstens zugeben, das ich das Recht habe, in meinem Hause meine Begriffe von gesellschaftlichem Chic als maßgebend anerkannt sehen zu wollen."

Charlotte setzte die Füße vom Divan herunter und sah mit flammenden Blicken zu ihrem Gatten hinauf. Ihre Brust arbeitete heftig vor Erregung.

„O," stieß sie kurzatmig hervor „es ist gut, daß wir uns einmal darüber aussprechen. Wie ich mich in gebildeter Gesellschaft zu benehmen habe, das weiß ich ebenso gut und besser als Du, denn ich habe nie in anderer verkehrt. Und wenn Du meinst, daß Du hier allein den Ton angeben dürftest, dann irrst Du Dich. Dies Haus ist meins ebenso gut wie Deins, seit ich Deine Frau bin, und ich werde niemals dulden, daß in meinem Hause die Lüge sich breit machen darf, die schmachvolle Verleugnung von Thatsachen, die Dir in den Augen irgend eines Narren schaden könnten. Ich gebe mich keinesfalls dazu her, Dir andere Leute so betrügen zu helfen, wie Du mich betrogen hast."

Wütend ballte Aribert die Fäuste und schrie sie an: „Das heißt also, Du willst es mir unmöglich machen, in meinem Hause mit Leuten zu verkehren, die mir angenehm sind? Du willst alle Menschen, die mir nützlich sein können, vor den Kopf stoßen, ihnen die Thüre weisen, wie dem guten Posahl. Ja was willst Du denn noch alles! Du willst mich gänzlich vereinsamen. Du willst mir den Boden unter den Füßen fortziehen. Gegen meine Mutter intriguirst Du; meine Schwester, meine Tante sind Dir im Wege. Sie sind Dir nicht gut genug in Deinem Hochmut. Du willst hier allein herrschen. Und mich willst Du wohl moralisch demütigen, daß ich als armer Sünder vor Deinem Pantoffel zu Kreuze kriechen soll? Oho, so haben wir nicht gewettet! Du sollst mich noch ganz anders kennen lernen!"

Charlotte hatte sich mit Anstrengung erhoben. Jetzt trat sie dicht vor ihn hin, sah ihm fest in die Augen und sagte verächtlich: „Dich kenn' ich durch und durch. Du kannst mich nicht mehr überraschen. Ich traue Dir alles zu — aber ich glaube Dir nichts mehr. Weißt Du, was Du bist? Ein ganz flacher Egoist, weiter gar nichts. Ich bin mein Herr und Gott, ich will nicht andere Götter haben neben mir, — das ist das erste und einzige Gebot Deiner Moral! — Ja, lächle nur; ich glaub Dir's gerne, daß Du's damit weit bringen wirst. Strebe nur immer unentwegt so weiter und wirf Dich in die Brust: Platz da! Ecce ego, hier bin ich! Stehe auf, lieber Freund, daß ich mich setze. — So, — glaubst Du mir's nun, daß ich Dich kenne?"

Aribert lachte krampfhaft auf.

„Bra—avo! 's ja ganz brillant. Wie lange hast Du denn Zeit gebraucht, um Dir das einzustudieren?"

„Kaum sechs Monate," versetzte sie bitter lächelnd. „Ja, denke Dir, kaum sechs Monate habe ich gebraucht, um Dich so kennen zu lernen und mir das alles schön zu überlegen, was ich Dir einmal sagen wollte, wenn die passende Stunde dazu gekommen wäre. Ich bin froh, daß ich Dir's nun gesagt habe. Jetzt wissen wir doch wenigstens, wie wir miteinander daran sind."

„Jawohl, das ist ein äußerst beruhigendes Gefühl, hahaha!"

Da ging die Thür auf und Karola trat herein.

„Was habt Ihr denn hier miteinander? Warum lachst Du denn so unbändig?"

Aribert ging lebhaft auf seine Schwester zu, umarmte sie leicht und raunte ihr halblaut zu: „Du, großartiger Witz: Lottchen is rasend eifersüchtig auf Baronesse Gisela. Kannste Dir sowas vorstellen? hahaha!"

Und er nahm die Schwester untern Arm und zog sie rasch hinaus, indem er mit seinem forcierten Quetschtenor durch das ganze Haus schmetterte: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein."

Fünfzehntes Kapitel.

Zweiter Auszug unseres sinnreichen Junkers aus der Priegnitz. Wie er sich durch Soldatenspielen 10000 Mark verdiente und was ihm sonst noch glückte.

Klinkenbergs beeilten sich, ihrem neuen Nachbarn in Gnevetzow den Besuch zu erwidern. Da auf dem kleinen Jagdwagen nur vier Personen einschließlich des Kutschers Platz hatten, so nahm Aribert für die erste Fahrt nur Mutter und Schwester mit. Das grollende Tantchen mußte daheim bleiben und für Charlotte verbot sich die Fahrt ganz von selbst. Sie war nach der heftigen Aufregung der Auseinandersetzung mit ihrem Gatten wieder recht bedenklich krank geworden. Der alte Kreisphysikus Müller plagte sie nun, seitdem er wußte, woran er mit ihr war, zwar nicht mehr mit seinen Salben und Tränklein, aber er konnte auch nichts anderes für sie thun, als möglichste körperliche Ruhe und vornehmlich Vermeidung jeglicher Gemütsbewegungen anempfehlen.

Die körperliche Ruhe hatte sie nun freilich; es waren ja Weiber genug im Hause, um ihr die Hausfrauenpflichten abzunehmen. Sie hatte ja so wie so niemals eine selbständige Anordnung treffen dürfen, ohne bei der Köchin, wie bei der Schwiegermutter auf Böswilligkeit und Widerstand zu stoßen. Und den Frieden des Gemüts schien sie sich ja nun auch erkämpft zu haben. Aribert ging ihr aus dem Wege soviel er konnte und hütete sich im Gespräch Gegenstände zu berühren,

welche heftige Auseinandersetzungen herbeizuführen geeignet waren. Die Mutter hatte auch ein ernstes Wort mit ihm geredet und ihm zu erwägen gegeben, daß zweimalhunderttausend Mark für ihn auf dem Spiele ständen, wenn seiner Frau infolge fortgesetzter Aufregungen etwa ein Unglück zustoßen sollte. Die war ja in diesem Fall imstande zu ihrem Vater zurückzukehren und sich womöglich gar scheiden zu lassen. Wenn sie ihm aber glücklich einen Erben zur Welt brachte, dann war er so ziemlich sicher. Zum mindesten konnte ihm, was auch kommen mochte, nicht das ganze Vermögen entgehen. Solchen Erwägungen zeigte sich Aribert sehr zugänglich und richtete sein Betragen danach ein. Da er sich von Charlotten so völlig durchschaut sah, brauchte er sich auch nicht mehr die überflüssige Mühe zu geben, vor ihr die unbequeme Rolle eines schmählich Verkannten, oder gar eines bußfertigen Sünders zu spielen. Er zog es vor, der krankhaft reizbaren Frau durch edle Ruhe und männliche Selbstbeherrschung zu imponieren. Und Charlotte war es zufrieden so. Sie suchte sich darein zu finden, jede Hoffnung auf eine freundlichere Gestaltung ihrer Ehe fahren zu lassen und ihren Trost für die Zukunft in der ausschließlichen Sorge für ihr Kind zu finden. Dies Kind gedachte sie sich völlig und ausschließlich zu eigen zu machen, für dies Kind wollte sie auch, wenn es sein mußte, den Kampf von neuem aufnehmen.

Aribert wußte wohl was er that, wenn er sich so eifrig um den Baron l'Esclaire bemühte. Die Freundschaft eines so großen Herrn, dem man nicht nur einen unzweifelhaft soliden Reichtum, sondern auch einflußreiche

Verbindungen mit den Machthabern in der Provinz und in der Reichshauptstadt nachsagte, mußte sein eigenes Ansehen in der ganzen Gegend wesentlich stärken. Und er hatte eine solche Stärkung sehr notwendig. Der Name Klinkenberg war durch seinen Vater gründlich in Mißkredit gekommen, und er selbst hatte, bis zu seiner Verheiratung wenigstens, nichts zur Ehrenrettung seines Namens gethan. Die Bettel- und Schuldenwirtschaft auf Strehsen hatte der ganzen Priegnitz zum Spott gedient und die Züge von junkerlichem Hochmut, von Rohheit gegen seine Untergebenen, die kecken Aufschneidereien, die von Herrn Aribert Viktor berichtet wurden, hatten ihn in der Schätzung echter Ehrenmänner, wie zum Beispiel des Oberförsters, noch verächtlicher gemacht als seinen Vater, welcher doch bei all seinem sträflichen Leichtsinn immer noch ein liebenswürdiger Mensch geblieben und außerdem bei all seinen bedenklichen Gründungsversuchen selber der am ärgsten Betrogene gewesen war. So wie der Oberförster dachten aber nicht nur die wenigen einflußreicheren Liberalen im Lande, sondern auch das gesamte bessere Bürgertum der kleinen Städte und auch sehr viele gerade der angesehensten Gutsbesitzer. Wenn Aribert wirklich mit noch einiger Aussicht auf Erfolg für den Reichstag kandidiren wollte, so mußte er sehr ernstlich darauf bedacht sein, diesen bei einer Wahl ausschlaggebenden Elementen eine bessere Meinung von sich beizubringen.

Und es glückte ihm mit dem Baron l'Esclaire sogar über sein Erwarten. Die großen Mecklenburgischen Feudalherren hatten den reichen Eindringling zwar höflich aber doch mit kühler Zurückhaltung empfangen, weil er eben

doch nicht zum autochthonen Adel gehörte. Und die kleineren Magnaten vom Schlage der Grafen Reetz waren doch in ihrer trostlosen Beschränktheit für einen Mann von Welt, der einige Ansprüche zu stellen gewohnt war, kein Umgang. Es kam noch dazu, daß sich Baronesse Gisela bald schrecklich zu langweilen begann, weil sie weder unter den Herren, noch auch unter den jungen Damen der Umgegend ihrem lebhaften Temperament zusagende Kameradschaft fand. Aribert und seine Schwester Karola dagegen waren ganz nach ihrem Geschmack, besonders Aribert, der ihr als schneidiger Reiter, als witziger Plauderer und hübscher Mann gleich sehr gefiel. So gestaltete sich denn im Laufe der nächsten Wochen schon das Verhältnis der Klinkenbergs zu den l'Esclaires zu einer beinahe schon intimen Freundschaft. Aribert begriff vollkommen, daß die Ungeschicklichkeiten seiner ungebildeten Mutter, das langweilige Geschwätz des Tantchens und die anspruchsvolle Gründlichkeit seiner Frau diesen, einen leichten, freien Ton liebenden Herrschaften nichts weniger als unterhaltsam sein konnten und darum verzichtete er gern auf regelmäßige Gegenbesuche. Er hatte sich jüngst ein neues Reitpferd angeschafft, einen vorzüglichen Renner, der ihn in fünfviertel Stunden nach Gnevetzow hinübertrug. Und da sprach er denn mindestens einmal in der Woche vor. Karola auf dem Schneekönig begleitete ihn öfters, noch öfters aber ritt er allein hinüber, traf sich auch wohl gar auf Verabredung mit der Baronesse, die gleichfalls eine kühne Reiterin war, auf halbem Wege und durchstreifte mit ihr allein oder höchstens in Begleitung eines Reitknechts die ausgedehnten Wälder.

Das waren köstliche Stunden für ihn; er hatte in der That ein warmes Naturgefühl; die Poesie des erwachenden Frühlings blieb seiner Seele nicht verschlossen. Mit frisch geröteten Wangen und glänzenden Augen kehrte er von solchen weiten Spazierritten heim, und dann war er allemal in heiterster Laune und konnte sogar gegen seine Frau recht liebenswürdig sein. Die ganze Familie unterstützte ihn in dem Bestreben seine Intimität mit der Baronesse vor Charlotte zu verbergen. Warum sollte man die Kranke unnütz aufregen? Sie war ja lächerlich eifersüchtig! — —

Mitte April reisten l'Esclaires nach Berlin, um dort noch ein paar Wochen lang etwas mitzumachen und sich so für die langweiligen Monate in Gnevetzow zu entschädigen. Aribert hatte sich vom ersten dieses Monats ab einen neuen Inspektor engagiert und war nun wieder viel in der Wirtschaft beschäftigt, um den Mann in seine neuen Pflichten einzuführen. Seine Unruhe und schlechte Laune fielen Charlotten auf, aber er schob sie auf Ärgerlichkeiten in der Wirtschaft und besonders auf den Umstand, daß er dank ihrem Betragen gegen den Herrn Pofahl nun kein Geld besitze, um die Ziegelei zu bauen, wozu jetzt gerade der geeignete Zeitpunkt wäre. Pofahl hatte in seiner Wut überall gegen die Ziegelei Stimmung gemacht und so hatte er auch von anderen Nachbarn kein Geld erhalten können. Den Baron l'Esclaire darum anzugehen hatte er sich wohl gehütet, denn er wußte aus Erfahrung, wie sicher Borgen die Freundschaft zerstört. Er stellte an Charlotten das Ansinnen, ihren Vater zur Hergabe einer größeren Summe zu überreden, aber

darauf ließ sie sich nicht ein. Sie verstehe von diesen Dingen nichts, erklärte sie und könne infolgedessen nicht beurteilen, ob eine solche Gründung Aussicht auf Erfolg habe. Wenn er seiner Sache sicher sei, möge er sich doch selber an ihren Bruder wenden. Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Er packte sofort seinen Koffer und fuhr am anderen Tage nach Berlin, um mit Heinrich Schönbeck zu konferieren.

Das war Ende April. Er stieg in Berlin bei Meyerns ab, welche heuer ihre Wintersaison länger ausdehnten als gewöhnlich und suchte, noch ehe er daran dachte nach Tegel hinauszufahren, l'Esclaires auf. Der Empfang war ein außerordentlich herzlicher, auch von seiten der Baronesse, trotzdem es ihr natürlich hier in Berlin an glänzenden Anbetern ihres Vermögens nicht fehlte, mit denen der verheiratete, kleine Gutsbesitzer doch eigentlich nicht in Wettbewerb treten konnte. Man verabredete noch für denselben Abend nach dem Theater eine Zusammenkunft bei Dressel, bei welcher Gelegenheit l'Esclaires auch die Bekanntschaft des Majors von Meyern und seiner Gattin machen sollten.

Am Nachmittag fuhr Aribert nach Tegel hinaus. Er traf den alten Herrn Schönbeck allein und in sehr schlechter Laune. Frau Hedwig war in Berlin. Sie hatte heute wieder Unterricht bei Herrn Hellhoff und am Abend sollte der große Künstler zum hundertsten Male seit seinem Engagement am königlichen Schauspielhause als Egmont auftreten. Dazu hatte sie natürlich besondere Ovationen vorbereitet. Auch Heinrich Schönbeck wurde heute nicht in Tegel zurückerwartet, da er eingeladen

war, an dem Jubiläum eines Geschäftsfreundes teilzunehmen.

Der alte Herr war merklich gealtert, seit ihn Aribert zum letztenmal gesehen hatte. Er vermochte sich nicht mehr so würdig steif aufrechtzuerhalten wie sonst und seine Unterlippe hing noch merklich schlaffer herab als früher. Seine Augen blickten müde, schon halb erloschen umher und auch geistig schien er bedeutend stumpfer geworden. Aribert fand ihn mit seinem Enkel, dem Konradchen Prümmer, spielend. Das Kind hatte Soldaten auf dem Tische aufgestellt, und der alte Herr schoß mit Erbsen aus einer kleinen Kanone danach und machte: „Bumm! Puff!" dazu. Er schien den Besuch seines Schwiegersohnes zunächst nur als eine unangenehme Störung des schönen Spiels zu empfinden. Ja, Aribert vermutete sogar, daß er anfangs sich gar nicht besinnen könnte, wer er eigentlich sei, denn es fiel ihm erst nach längerer Zeit ein, zu fragen, wie es Charlotten gehe. Aribert log mit weiser Vorsicht, denn er wußte ja nicht, was sie nach Hause geschrieben haben mochte. Der alte Herr schien nichts zu wissen, wenngleich er auch nicht besonders freundlich zu seinem Schwiegersohn war. Dieser erste Besuch nach acht Monaten machte offenbar gar keinen besonderen Eindruck auf ihn. Er fragte auch nicht einmal besonders eifrig nach seiner Tochter und starrte, als Aribert von ihr sprach und erzählte, daß sie sich jetzt viel wohler befinde und dem frohen Ereignis mit frischem Mut entgegensehe, nur um so trübsinniger vor sich hin. Ja sogar, als Aribert das Gespräch auf den edlen Fischfang hinüberleitete, verharrte der Greis in einer stumpfen Gleichgiltigkeit.

Konradchen begann ungeduldig zu werden, schwatzte öfters dazwischen und sah den fremden Onkel, der ihm das Spiel gestört hatte, mißbilligend an. Das brachte Aribert auf den Gedanken, sich mit diesem Kinde zu beschäftigen, obwohl er eigentlich kleine Kinder haßte, und dieses ganz besonders, welches Schuld daran war, daß er jetzt statt an die amüsante Hedwig, an die langweilige Charlotte gefesselt war. Er baute Konradchen seine Soldaten wieder auf und ließ sie nach seinem Kommando regelrechte Evolutionen ausführen und schließlich sogar durch einen heldenmütigen Angriff die feindliche Kanone erobern, und darüber schien der Großpapa sich fast noch mehr zu belustigen als der Enkel. Er schüttelte sich vor Vergnügen über das lebhafte Kampfspiel und klopfte nach dem großen Siege dem Schwiegersohn gar wohlwollend auf die Schulter, wie ein greiser König seinem siegreichen Feldherrn.

Aribert wurde nun sentimental.

„Ach Gott ja, die Kinder, es geht doch nichts darüber!“ Und wie er sich darauf freute, daß er nun selbst bald Vater werden sollte. Wenn es ein Knabe würde, so müßte er Wilhelm heißen wie der liebe Großpapa und wie der liebe greise Kaiser.

Jetzt endlich dachte Herr Schönbeck daran, seinem Schwiegersohn eine Cigarre anzubieten und ihn aufzufordern, ihm in seiner Einsamkeit noch ein wenig Gesellschaft zu leisten, falls er nichts besseres vorhabe. Aribert war glücklich, bleiben zu dürfen und gab sich die erdenklichste Mühe, den alten Herrn nach seinem Geschmack zu unterhalten. Das gelang ihm so gut, daß er es

wagen durfte, sobald Konradchen zu Bett gebracht war, zum Angriff überzugehen. Er sprach davon, wie peinlich ihm das Bewußtsein sei, seiner Frau in materieller Hinsicht so viel zu verdanken. Darum sei es sein eifrigstes Bestreben, die Einkünfte aus seinem eigenen, ererbten Besitz und aus seiner eigenen Arbeit derartig zu steigern, daß er einst seinen Kindern ein selbsterworbenes Vermögen hinterlassen könne. Die Entdeckung einer reichen Mergelgrube auf seinem Grund und Boden habe ihm den rechten Weg gezeigt; nur leider fehlte es ihm an dem nötigen Kapitale, um die Einrichtung der Ziegelei sofort in Angriff zu nehmen. Und bei Fremden wolle er nicht borgen gehen. Jetzt begriff der alte Herr. Er wolle mit seinem Sohne Rücksprache nehmen, wie weit sie sich bei der Sache engagieren könnten. Aber damit war Aribert natürlich wenig gedient, denn er wußte sehr wohl, daß er von Heinrich Schönbeck keine sehr freudige Hilfsbereitschaft zu erwarten hätte. Darum suchte er den alten Herrn bei der Ehre zu fassen.

„Aber lieber Papa," rief er, „Du hast 's doch wahrhaftig noch nicht nötig, Dich von Heinrich bevormunden zu lassen! Bei Deiner geistigen Frische, ich bitte Dich! Laß uns beide doch das Geschäft miteinander machen. Heinrich hat ja anderes genug zu thun, der kann ja dieser Sache gar nicht solches Interesse entgegenbringen, wie Du. Sechs Prozent kann ich Dir garantieren. Die Sache ist absolut sicher. Rege Baulust in der Gegend und die nächste Ziegelei ist so weit entfernt, daß das Material geradezu horrend teuer wird."

Der alte Herr ließ sich wirklich fangen. Und als

Aribert abends um neun endlich seinen zärtlichen Abschied nahm, da hatte er einen Check an das Bankhaus Meier-Kohnstein über zehntausend Mark in der Tasche, wogegen Herr Schönbeck senior einen Schuldschein in der Hand behielt, in welchem der Junker sich zur Zahlung von sechs Prozent Zinsen verpflichtete. Über die Rückzahlung des Kapitals waren jedoch vorläufig keine näheren Bestimmungen getroffen worden; denn Aribert „mußte doch erst mal sehen".

Er fuhr direkt zu Dressel und fand Schwager und Schwester bereits zur Stelle. Meyerns waren immer merkwürdig pünktlich, wo sie ein gutes Essen erwarten durften. Der Major hatte einen Tisch belegt und studierte die Speisenkarte mit militärischem Ernst wie eine Generalstabskarte vor der Ausführung einer schwierigen Manöveraufgabe. Herr von Meyern war dem Wirte bekannt und darum hatte dieser ihm und seiner erwarteten Gesellschaft den letzten der durch Zug-Gardinen gegen das übrige Lokal absperrbaren Nebenräume, der noch frei war, zur Verfügung gestellt. Dort konnten sie laut reden, scherzen und lachen, ohne sich, wie in dem allgemeinen Lokal, vor den anderen Gästen genieren zu müssen. Sie teilten den Raum nur noch mit einer kleinen Gesellschaft von Industriellen, die, wie ihnen der Oberkellner verriet, im engsten Kreise ein Jubiläum feierten; aber die hatten auch den Vorhang zugezogen.

Aribert zeigte triumphierend seinen Check mit der zittrigen Unterschrift des alten Schönbeck vor und ließ sich gern bereit finden, zur Feier dieses über Erwarten leicht geglückten Pumpes einige Flaschen Pommery zu

spendieren, welche alsbald kalt gestellt wurden. Frau Eva war wieder einmal stolz auf ihren Bruder.

„Na, wenn Du erst einmal Ziegeleibesitzer und Reichstagsabgeordneter bist,“ scherzte sie, „dann wird Deine Frau Gemahlin sich doch wohl am Ende mit ihrem Lose einigermaßen aussöhnen. Es ist mir wirklich unbegreiflich, wie die Damen aus diesen Kreisen dazu kommen, so anspruchsvoll zu sein. Und namentlich so eine wie Deine Lotte, die doch an die Einsamkeit zum mindesten gewöhnt ist. Ja, wenn sie noch eine glänzende Weltdame gewesen wäre, aber so .....“

Aribert setzte seinen Schnurrbart auf und erwiderte mit weiser Miene: „Ja, wir leben eben im Zeitalter des Mammonismus. Wir Leute vom alten Adel befinden uns einfach im Irrtum, wenn wir glauben, den dritten Stand durch eine Verbindung mit uns zu ehren. Rang und Titel lassen sie sich gerne gefallen, diese Leute, aber für den eigentlichen, innern Wert des Adels haben sie keine Spur von Verständnis.“

„Was verstehst Du zum Beispiel unter dem inneren Wert?“ fragte der Major ein ganz klein wenig malitiös.

Und Aribert versetzte:

„Na, zum Beispiel — ich meine — überhaupt der ganze Effekt; wenn ich mich so ausdrücken darf: das feudale Caché. Es ist ja gar nicht zu leugnen, daß von jedem echten Edelmann so'n jewisses Aroma ausjeht welches dem Proleten instinktiv begreiflich macht: der Mann ist dein Herr. Das Talent zu befehlen, fest aufzutreten, das ist doch unsereinem angeboren. Man kann

sagen, der junge Edelmann kommt in Sporenstiefeln zur Welt. Hab ich recht, was?"

„Jajaja, 's ist schon was dran," sagte der Major schmunzelnd.

„Es ist so," verbesserte ihn seine Frau nachdrücklichst und richtete sich steif auf.

Der Major wandte eine kleine Verbeugung an seine Gattin und dann sagte er zu seinem Schwager:

„Ich entnehme aus Deiner lichtvollen Auseinandersetzung, daß Deine Lotte nicht parieren will. Das hätt' ich Dir übrigens gleich sagen können. Sie hat so 'ne eigensinnige Stirn."

„Warum hast Du 's denn dann nich gleich gesagt?" rief Aribert ärgerlich. „Am Ende hätte ich mich dann noch eines besseren besonnen."

„Und die lustige Witwe genommen, was?" Dabei zwickte ihn der Major freundschaftlich in den Oberschenkel.

„Ottoo! — bitte!" rief Frau Eva mit einem überaus strengen Blick. „Ich dächte, wir könnten Gott danken, daß er der Familie eine solche Verirrung erspart hat. Charlotte ist doch wenigstens korrekt."

Der Major ließ den Mund hängen und schüttelte sich, als wenn ihm ein Frost den Rücken herunterliefe. Sonst sagte er nichts.

„Ist mir aber doch unangenehm, daß Ihr Euch nicht ein einziges Mal draußen in Tegel habt sehen lassen," sagte Aribert nach einer kleinen Pause. „Wenn die erfahren, daß Ihr den ganzen Winter über im Städtchen wart, giebt es doch bloß wieder böses Blut."

„Ich sehe nicht ein," nahm Frau Eva das Wort,

„warum wir uns jetzt noch besonders um diese Leute bemühen sollten, nachdem Deine Frau sich unserer Familie gegenüber so hochmütig benimmt. Mama hat mir Dinge geschrieben — ich muß wirklich sagen, ich begreife nicht, wie Du so etwas dulden kannst. ‚Ihr‘ Haus, ‚ihre‘ Möbel, wären immer ihr drittes Wort, wenn jemand nur wagte, einmal einen Stuhl anderswo hinzustellen. Und wenn jemand bei ihrem langweiligen Klavierspiel nur ein Wort zu sprechen wagte, so soll sie dermaßen ausfällig werden, daß überhaupt alles aufhört.“

„Ach Gott, Mama übertreibt gerne 'n bißchen,“ sagte Aribert ein wenig kleinlaut.

„Nein, nein, nein, es wird schon so sein: der cher frère sind jämmerlich zu Kreuze gekrochen,“ versetzte Frau Eva. „Wie kann ein Mann so die Zügel schießen lassen!“

„Ja, das begreif' ich auch nich,“ pflichtete der Major seiner Gattin eifrig bei. „Nimm mir's nich übel, lieber Aribert, aber ich bin der Ältere, ich kann ja das sagen. Bei uns im Hause giebt es nie einen Streit. Und warum? Einfach weil ich die Zügel mit eiserner Hand ...“

„Ottoo! ich bitte mich nicht mit einem Pferde zu vergleichen.“

„Pardon, liebe Eva, ich bin weit entfernt. Ich meinte ja nur so ganz im Allgemeinen: die Zügel — der Regierung. Übrigens hat der Vergleich mit einem edlen Roß an sich doch nichts Beleidigendes. Na ja, na ja, also pardon! Jedenfalls ist aber doch der Mann, der seiner Frau pariert, ein Kamel.“

Aribert fand diese Behauptung merkwürdiger Weise

äußerst komisch, und Frau Eva blickte ihren Gatten mißtrauisch von der Seite an. Sie hielt es für angebracht, die Frage nicht weiter zu erörtern und sagte unvermittelt zu ihrem Bruder gewendet:

„Du kannst uns doch unmöglich zumuten, mit diesen Schönbecks verwandtschaftlich zu verkehren, seit Deine Frau Schwägerin sich dermaßen mit dem Schauspieler kompromittiert hat! Hab' ich Dir das erzählt, daß der Mensch die Frechheit hatte, zweimal bei uns Besuch zu machen?"

„Ist doch doll, was?" fügte der Major hinzu.

Aribert zuckte die Achseln und schwieg.

Ein Weilchen war es still zwischen den Dreien. Bei den Industriellen hinter dem Vorhang klopfte jemand ans Glas und hielt eine Rede auf die Gattin des Jubilars. Meyerns und Aribert spitzten die Ohren, sie konnten fast jedes Wort verstehen. In warmen Worten feierte der Redner die hochverehrte Frau, welche ihrem Gatten getreulich zur Seite gestanden war am mühe- und sorgenvollen Anfang seiner Thätigkeit, welche während zweier schwerer Krisen verstanden habe, seinen Mut aufrecht zu erhalten und, nachdem Glück und Glanz dauernd bei ihnen eingekehrt, doch an persönlicher Bescheidenheit und selbstloser Hingabe stets dieselbe geblieben sei die sie immer gewesen, die nicht nur ihren eigenen Kindern eine liebe- und verständnisvolle Pflegerin und Erzieherin, sondern auch für die Familien ihrer Arbeiter und Angestellten eine wahre Mutter gewesen sei.

„Donnerwetter," sagte Aribert leise, „die Stimme kenn' ich doch! Das ist der Schwager Heinrich, hol mich

der Deibel — und jerührt wie Appelmus. So hat er sich ja nich mal bei unsrer Hochzeit ins Zeug jelegt! Könnten wir uns nich am Ende noch wo anders placieren?"

Meyerns zeigten gleichfalls die größte Lust zu einem Umzuge. Da klangen da drin die Gläser zusammen und dreimal wurde kräftig Hoch gerufen. Und gleichzeitig hob der Oberkellner den Vorhang auf und ließ aus dem großen Restaurationssaal den Baron l'Esclaire nebst Tochter und noch einer Dame eintreten, einer Freundin, die wohl eben zu Besuche war und die sie mitbringen zu dürfen gebeten hatten.

Aribert sprang auf und ging den Eintretenden lebhaft entgegen. „Da hören Sie, Sie werden gleich mit Tusch und Hurrah empfangen," rief er lachend, indem er mit dem Daumen nebenan deutete.

Die junge Dame wurde ihm als eine Pommersche Komtesse von bekanntem Namen vorgestellt. Dann half er galant beim Ablegen und führte die Herrschaften an den Tisch.

Die Vorstellung war vollzogen, das Menu bestellt und die Unterhaltung bereits ganz lebhaft im Gange, als der Herr Oberkellner abermals den Vorhang aufhob und einen sehr großen Herrn eintreten ließ, der eine ziemlich kleine und sehr hübsche Dame am Arm führte.

Aribert und sein Schwager, welche beide mit dem Gesicht nach dem Vorhang zu saßen, gaben beide gleichzeitig, sowie sie die Eintretenden erblickt hatten, einen unartikulierten Schreckenslaut von sich. Der eine wendete sich zur Seite, und griff nach dem Fächer seiner Nach-

darin, während der Major gar in der Verwirrung seine Serviette entfaltete und eiligst vors Gesicht hielt.

„Aber Otto, was ist denn los?“ fragte seine Gattin leise über den Tisch hinüber. Und dann wandte sie sich um und schaute neugierig nach den Eintretenden.

Die hübsche kleine Dame, die sich just das elegante Frühlingjaquet aufgeknöpft hatte und nun beschäftigt war, den bunten Seidenshawl vom Kopfe abzuwickeln, spähte auch gerade nach der fremden Gesellschaft hinüber. Da rief sie auf einmal: „Ach, Stanislaus, sieh doch, die liebe Frau Majorin!“

Und den nachwehenden Seidenshawl in der Hand kam sie an den Tisch gelaufen, nickte der ganzen Gesellschaft überaus vergnügt zu und rief, als sie nun auch den Major und Aribert erkannte, ihrem großen Begleiter, der mit dem Cylinder in der Hand im Hintergrund ihrer harrte, lebhaft zu: „Aber so komm doch, Loisl, die ganze Familie ist ja beisammen.“

Herr Stanislaus nahte langsam. Die kleine Frau hing sich an seinen Arm, den sie mit den beiden Händen umklammerte und rief glückstrahlend: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn Hofschauspieler Hellhof, meinen Bräutigam, vorstelle.“

„Ach nee!“ rief der Major ganz starr vor Erstaunen.

„Doch!“ gab sie fidel zurück. „Wir haben uns eben verlobt — zur Feier seines hundertsten Auftretens als Egmont.“

Und Herr Hellhof fügte in klangvoll vornehmen Nasalton, seinen glänzenden Cylinder elegant schwenkend, hinzu: „Ich schätze mich glücklich, die frohe Thatsache be-

stätigen zu dürfen. Frau Prümmer war so liebenswürdig, meine Garderobe an diesem meinem Ehrenabend in einen Lorbeerhain zu verwandeln. Ich beeilte mich, ihr meinen Dank auszusprechen und bei dieser Gelegenheit trat mir das Herz auf die Zunge. — Darf ich bitten, mich auch den übrigen Herrschaften vorstellen zu wollen, gnädigste Frau Majorin."

Die gnädigste Frau Majorin war über diese Zumutung augenscheinlich so erfreut, als hätte ihr jemand vorgeschlagen, etwa ihr Frühstück in einer Kaffeeklappe einzunehmen, und sie wälzte mit einer befehlenden Handbewegung die doch nicht zu umgehende Anstandspflicht auf ihren Gatten ab, der sich denn auch gutwillig erhob und mit musterhafter Undeutlichkeit die Namen der drei fremden Gäste aufsagte Die Baronesse und die Komtesse neigten nur ganz leicht die Köpfe gegen die Vorgestellten, musterten sie jedoch mit größter Aufmerksamkeit, denn Komödiantenvolk so aus der Nähe zu sehen, war für sie eine neue und interessante kleine Sensation. Der artigste von der ganzen Gesellschaft war der Baron l'Esclaire, der in höflichen Worten seine Freude bekundete, die persönliche Bekanntschaft eines so allverehrten Künstlers machen und zu den Ersten gehören zu dürfen, die ihm zur Verlobung gratulierten. „Darf ich fragen", schloß er, „welcher Bühne ihr Fräulein Braut bisher angehört hat?"

Ehe noch der große Stanislaus mit seinem vorbereitenden Lächeln fertig war, nahm ihm seine Braut die Antwort vom Munde weg. „Aber nein, wissen sie denn nicht —? Ich bin doch nicht vom Theater, ich bin ja doch die Schwägerin von Herrn von Klinkenberg da;

Frau Hedwig Prümmer heiß ich, geborene Schönbeck. Na weißt Du, Ari, wie ich Dich finde —! Kannst Du mir denn gar nicht gratulieren? Du sitzst ja da, als hättest Du 'nen wollnen Strumpf verschluckt."

„Pardon, ich bin noch ganz paff!" würgte Aribert hervor. Einen ganz roten Kopf bekam er; denn die Komtesse kicherte und Baronesse Gisela kniff ein Auge zu und lächelte ihn schadenfroh an, wie's ihm scheinen wollte. „Na also ich gratuliere!" rief er laut, indem er sich erhob und sich zwischen Tisch und Divan herausarbeitete.

Frau Prümmer kam ihm auf halbem Wege entgegen, und schlug lustig in seine zögernd dargereichte Hand ein.

„Herrjemine, kalt wie 'n Frosch," rief sie und fügte dann leiser hinzu: „Freut's Dich etwa nicht? Ich bin so glücklich, sage ich Dir, so glücklich! Stanislaus ist so rasend lieb! Seit wann bist Du denn in Berlin? Ist Lotte etwa mit? Warum läßt Du einen denn gar nichts wissen? Was sind denn das für Leute da? Wie geht's denn eigentlich Lotten? Warum sagst Du denn gar nichts? Schlechtes Gewissen, wie, altes Sünderchen? Na komm, wir wollen wieder gut sein; heut erlaß ich eine allgemeine Amnestie für die schwersten Verbrecher. Ach Gott, ich bin ja so glücklich!"

„Das freut mich sehr zu hören," versicherte Aribert, indem er unruhig die Augen umherschweifen ließ. „Wollt Ihr Euch nicht — ein bißchen zu uns setzen?"

„Nein nein, wir können nicht," versetzte sie rasch. „Heinrich hat mich ja für heut Abend eingeladen. Der

feiert da drin ein Jubiläum mit seinen Freunden. Er hat ja noch keine Ahnung. Du — die Überraschung, wenn ich meinen Bräutigam mitbringe! Aber nu erzähl' mir bloß schnell von Lottchen." Und dabei hatte sie ihn nach seinen Platze zurückgedrängt und sich neben ihn auf den Divan gesetzt. Auf seiner anderen Seite saß die Baronesse, und links von ihm an der Schmalseite des Tisches die Komtesse.

Während dieser Zwiesprache hatte der Major einige beglückwünschende Worte an Herrn Hellhoff zustande gebracht und ihn aufgefordert, auf dem freien Stuhl neben seiner Frau Platz zu nehmen.

„Ich habe mir zweimal im Laufe des Winters erlaubt, bei ihnen vorzusprechen, gnädige Frau," hatte der große Stanislaus die Unterhaltung begonnen.

Und Frau Eva hatte erwidert: „Ach ja, es hat uns so leid gethan!"

Damit hatten sich die beiden vorläufig ausgesprochen, und der Major mußte mit allerlei Fragen eingreifen, damit das Benehmen seiner Gattin nicht gar zu auffällig würde.

„Ich bin Ihnen zu ganz besonderem Danke verpflichtet, mein verehrter Herr Major," sagte Herr Hellhoff. „In Ihrem Hause hatte ich ja das Glück, meine Braut kennen zu lernen. Ich werde das nie vergessen."

„O, bitte," wehrte der Major verlegen ab. „Ich bin — das heißt wir sind — nicht wahr, liebe Eva, wir sind sehr glücklich, daß unsere verehrte Frau Prümmer gerade bei uns . . . nicht wahr liebe Eva?"

Die liebe Eva neigte sich etwas vornüber; ihre vollen

Wangen zitterten ein wenig. Mit Entsetzen sah sie, wie die verehrte Frau Prümmer sich neben ihren Bruder setzte und während sie sich förmlich an seinen Arm rieb, eifrig auf ihn einschwatzte. „Sie wissen wohl nicht, daß Ihr Herr Schwager Schönbeck da drin ist?“ wandte sie sich an Herrn Hellhoff.

„O, doch, gewiß, gnädige Frau. Wir folgten ja nur seiner Einladung hierher.“

„Ach, da wird er sie gewiß schon ungeduldig erwarten, um die Verlobung seinen Geschäftsfreunden mitteilen zu können.“

Herr Hellhoff konnte diesen Wink nicht mißverstehen. Er erhob sich sofort, winkte seiner Braut und sagte, eine wahrhaft königliche Haltung annehmend: „Liebe Hedwig, wir sind hier Eindringlinge, wir wollen nicht länger stören. Laß uns zu den Unsrigen stoßen.“

Frau Prümmer sprang elastisch von ihrem Sitze auf, klopfte Aribert noch einmal auf die Schulter und sagte:

„Na adieu, einstweilen. Wenn ich mich dadrin losmachen kann, wutsche ich noch einmal zu Euch herüber. Gunabend, meine Herrschaften, ich wünsche wohl zu speisen.“ Sie lächelte ringsherum und nickte allen zu und dann hing sie sich an den Arm ihres Stanislaus und tänzelte an seiner Seite in das Nebengemach.

„Wupptiwupp, wie im Cirkus!“ scherzte der Major hinter ihnen her: „fehlen bloß noch die Kußhändchen.“

Die beiden jungen Damen bissen sich auf die Lippen und die anderen Herrschaften schauten recht verlegen drein. Da traten die Kellner mit den bestellten Speisen ein und gleichzeitig erhob sich hinter dem Vorhang ein lustiger

Lärm, Hochrufen und Gläserklingen, und das Durcheinanderschwatzen von mindestens einem Dutzend Stimmen.

O welch ein Segen ist es doch, wenn einem im Zustande tiefster Niedergeschlagenheit ein gutes Essen vorgesetzt wird! Aber wohlverstanden: ein Essen, das nicht nur den Kauwerkzeugen Bewegung macht und den Magen füllt, sondern ein solches, das mit seinen ahnungsvollen Reizen und pikanten Rätseln gleichzeitig alle feinsten Kräfte des Geistes zu lebhafter Thätigkeit anzuregen geeignet ist. Wie der wahrhaft bedeutende Kochkünstler zur einen Hälfte ein Mathematiker des Geschmacks, zur anderen Hälfte ein Poet sein muß, so ist auch nur der fähig, ein Werk der höheren Kochkunst verständnisvoll zu genießen, dessen kundig prüfende Zunge nicht nur Lust zu empfinden, sondern die Gründe ihrer Lustempfindung dem Geiste zu übermitteln vermag. Und wie beim Genusse der höchsten Darbietungen aller Künste der wahrhaft Begreifende selbst zum Künstler erhoben wird, so auch schafft das Kochkunstwerk den bewußt Genießenden zum Eßkünstler um. Und als Eßkünstler entkleidet er sich, wie jeder andere Künstler auch im Kunstgenuß, der irdischen Schwere, wiewohl er sich doch nur mit Irdischem beschwert.

Der Herr Major von Meyern war einer von jenen Tüchtigen, welche mit Ernst ein Küchenkunstwerk zu genießen verstehen, und Aribert wenigstens ein strebsamer Dilettant. Und so waren es nun vorzugsweise diese beiden, denen der Genius Dresselscher Kochkunst freundlich zu Hilfe kam, um ihre Seelen aus tiefer Niedergedrücktheit emporzuziehen. Der Baron l'Esclaire war be-

reits blasiert, auf seine Stimmung übte höchstens noch der Sekt, der bald in Strömen floß, eine gewisse Wirkung aus, während ihn selbst die schmeichlerischen Reimverschlingungen einer wahrhaft genialen Saucendichtung kalt ließen, und die Damen — ja Du mein Gott, wann hätten Damen je in die Mysterien der Koch- oder auch nur der Eßkunst einzudringen vermocht! Dieses zarte, aber zweifellos inferiore Geschlecht ist imstande mit frivoler Gabel in die exquisitesten petites bouchées à la Lucullus hineinzutappen, wie eine Kuh in den Blumengarten!

Die Damen waren es denn auch, welche trotzdem die Firma Dressel diesen Abend ihrem Rufe alle Ehre machte, nicht zu begreifen schienen, daß die Herren das Thema von der Witwe Prümmer und ihren Herzensbeziehungen zu dem hochgewachsenen Mimen baldmöglichst zu verlassen wünschten, und die Baronesse l'Esclaire besonders plagte Aribert mit immer neuen Fragen, und ihr Vater spitzte, obwohl er sich lebhaft mit Frau von Meyern unterhielt, über den Tisch hinüber die Ohren und lächelte malitiös. Schließlich schien aber der Gegenstand doch endlich erschöpft und der Sekt trug das seinige dazu bei, um Witz und übermütige Laune zu entfesseln. Besonders Aribert und die Baronesse lachten und tuschelten sehr viel miteinander und als das Dessert aufgetragen wurde, schnitt sie aus den Schalen mehrerer Apfelsinen Streifen in Form von Lorbeerblättern zurecht, welche sie mit Hilfe von Zahnstochern zu einem Kranze aneinanderreihte, den sie schließlich nach etlichem koketten Zögern Aribert aufsetzte.

In diesem Augenblick trat durch den Vorhang aus der Region der Industriellen Heinrich Schönbeck herein

und schritt geradeswegs auf den Meyern-Klinkenbergschen Tisch zu. Man sah ihm an, daß er ziemlich viel getrunken hatte: sein faltiges Gesicht war stark gerötet und seine tiefliegenden Augen funkelten in feuchtem Glanz. Aber er ging ganz gerade und begrüßte die Gesellschaft deutlich und mit seiner gewöhnlichen Stimme. Vor Meyern verneigte er sich nur kurz und dann faßte er den so seltsam bekränzten Aribert ins Auge und schüttelte den Kopf, wobei er mehrmals hintereinander die Brauen rasch emporzog. Ohne eine Aufforderung abzuwarten, setzte er sich neben seinen Schwager und redete ihn an, nachdem er die flüchtige Vorstellung der fremden Herrschaften durch ebenso flüchtige Verbeugungen erwidert hatte.

„Ich sehe, Du bist in sehr vergnügter Gesellschaft. Ich will nicht stören, aber ich muß Dir doch wenigstens guten Abend sagen. Jetzt, wo Lotte so leidend ist, wirst Du ja doch nicht lange von Hause fortbleiben mögen, und da wär's doch möglich, daß wir Dich in Tegel gar nicht zu sehen kriegten."

„Ich war ja den ganzen Nachmittag und Abend über mit dem Papa allein," versetzte Aribert ärgerlich über den schulmeisternden Ton, den Heinrich anzuschlagen beliebte.

„Soso, Du warst schon draußen?" sagte Heinrich und unwillkürlich legte er in seinen fragenden Blick und Ton etwas Zweifelndes. „Jaja, der arme Papa — es geht stark bergab mit ihm. Du hast ihm doch hoffentlich etwas Tröstliches über Lotten sagen können?"

„Ach ja, gewiß," antwortete Aribert schon ein wenig ungeduldig, denn die allgemeine Unterhaltung war mit

Heinrichs Eintritt verstummt und alle hatten sie ihre Blicke auf ihn und den Schwager gerichtet und schienen von dem halblaut geführten Gespräch etwas erlauschen zu wollen. Und absichtlich erhob er die Stimme etwas lauter, indem er fortfuhr: „Der alte Herr thut mir wirklich riesig leid — ich denke mir wenigstens, er wird von dieser neuesten Verlobung nicht übermäßig erbaut sein."

Heinrich zog die Stirn in Falten, reckte die Brust heraus und versetzte mit einem unwilligen Blick auf den Schwager: „Ich möchte wissen, warum nicht? Herr Hellhoff ist öfters bei uns draußen gewesen und wir haben in ihm einen Mann kennen gelernt, gegen den durchaus nichts einzuwenden ist, einen Mann von Bildung, Charakter und von reinster Gesinnung. Sein Ruf ist tadellos und seine Anschauungen vernünftig und sittlich. Ich wüßte wahrhaftig nicht ... er ist ja auch gewohnt in der allerbesten Gesellschaft zu verkehren." Dabei lächelte er ironisch und verbeugte sich mit einer Handbewegung gegen die Frau Majorin.

Frau Eva warf unruhig die Schulter zurück und sagte rasch: „Ich weiß eigentlich selber nicht, wie wir zu der Ehre gekommen sind. Mein Mann hat ihn glaub' ich, an seinem Stammtisch kennen gelernt. Es thut mir sehr leid, daß wir auf diese Weise die Veranlassung geworden sind, daß Ihre Frau Schwester jetzt in diese Komödiantenwirtschaft hineinkommt."

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, im Hause des Herrn Hellhoff herrscht keine Komödiantenwirtschaft. Ich habe Gelegenheit gehabt mich davon zu überzeugen. Wenn meine Schwester selbst zur Bühne gegangen wäre, so wäre

uns das vielleicht unangenehm gewesen. Aber gerade ihre Verbindung mit Herrn Hellhoff giebt uns die sicherste Garantie dafür, daß sie in Zukunft sich keine solche thörichten Ideen mehr in den Kopf setzen wird. Herr Hellhoff würde so etwas nie dulden, denn er hat selber in erster Ehe eine Schauspielerin zur Frau gehabt, von der er sich hat scheiden lassen müssen. Seitdem lebt er mit seiner alten Mutter und seinen zwei Kindern . . ."

„Ach herrje! Also 'ne Mutter und zwei Kinder kriegt sie auch gleich mit?" murmelte Aribert.

„Jawohl, allerdings," versetzte Heinrich ernst und dann wandte er sich an die ganze Gesellschaft und fuhr fort: „Sie sollen daraus sehen, meine Herrschaften, daß es sich durchaus nicht um einen unüberlegten Schritt, um eine leichtsinnige Laune meiner Schwester handelt. Sie übernimmt vielmehr ernste Pflichten, die ihr aber hoffentlich an der Seite ihres warmfühlenden und charakterfesten Gatten keine Last, sondern eine Freude werden soll. Ich sage Ihnen das alles, meine Herrschaften, weil Sie vorhin Herrn Hellhoff und meine Schwester mit einer so abweisenden Kälte behandelt haben, daß sie alle Ursache hätten, sich beleidigt zu fühlen."

Der Major hatte schon eine ganze Zeitlang seinen bedeutenden Schnurrbart nervös mit den Fingerspitzen zerwühlt. Jetzt fuhr er unwirsch auf: „Ich weiß wirklich nicht, mein lieber Herr, wie Sie dazu kommen uns hier vor unsern Freunden in dieser Weise Vorhaltungen zu machen! Da doch nun einmal Familienbeziehungen zwischen uns bestehen, so dürften wir doch auch wohl uns berechtigt halten, über die Wahl Ihrer Frau Schwester

unsere Meinung zu äußern. Und das dürfte Ihnen doch wohl auch bekannt sein, daß man in unsern Kreisen solche Verschwägerungen mit dem Theater nicht gerne sieht."

„In Ihren Kreisen? Ach wirklich?" rief Doktor Schönbeck laut: „Ich dächte, es wäre bekannt, mein lieber Herr, daß gerade die Herren aus Ihren Kreisen die meisten Schauspielerinnen heiraten. Außerdem wüßte ich wahrhaftig nicht, daß Ihre Kreise inbezug auf Strenge der sittlichen Anschauung etwas vor den unsrigen voraus hätten."

Jetzt wurde der Major wild. „Herr Doktor Schönbeck, ich muß mir doch ernstlich verbitten . . ."

„Scht, rege Dich doch nicht auf," suchte ihn Aribert zu beruhigen. „Wir wollen uns doch hier nicht zanken. Worüber ereiferst Du Dich denn so, lieber Heinrich? Wir konnten doch erstens 'mal auf solche Überraschung nicht gefaßt sein und zweitens mußt Du doch selber zugeben, daß eine Dame aus soliden bürgerlichen Kreisen im allgemeinen in diese Sphäre nicht hineinpaßt."

„Immer noch besser, als in Eure Sphäre!" rief Heinrich grimmig. „Wenn Ihr gar so stolz auf Eure ‚Sphäre' seid, warum habt Ihr Euch denn damals solche Mühe gegeben um die Bürgerliche, um die Apothekertochter?"

Der Major sprang wütend auf und schlug auf den Tisch. „Mühe gegeben? Herr, das ist eine Unverschämtheit?"

Die Baronesse l'Esclaire ergriff ihn beim Arm und suchte ihn auf seinen Sitz niederzuziehen; auch ihrem Vater wurde die Sache jetzt zu bunt. Er murmelte etwas von ungeheurer Dreistigkeit und machte Miene,

sich zu erheben. Die Komtesse rückte dicht an seine Seite, um bei ihm Schutz zu suchen und Frau Eva sprang auf und trat zu ihrem Gatten. Aribert hatte Heinrich beim Arm ergriffen und versuchte, auf ihn einredend, ihn nach dem Nebenraume zurückzudrängen.

Aber er riß sich los, trat nochmals dicht an den Tisch und rief laut: „Nicht so viel gebe ich für das ganze Gerede von Euren Kreisen und Sphären. Gebildete Menschen gehören alle einem Kreise an und nur der persönliche Wert macht den Unterschied. Herr Hellhoff hat sich unter keinerlei falschen Vorspiegelungen in das Herz meiner Schwester eingeschlichen und hat niemals versucht, sie über seine Verhältnisse und Absichten durch Lügen zu täuschen.“

„Soll das vielleicht heißen . . .?“ brauste Aribert auf.

„Du wirst am besten wissen, was das heißen soll,“ gab Heinrich leise zurück, ohne ihn ausreden zu lassen.

„O, da hört denn doch . . .!“ rief Aribert vor Wut erbleichend. „Sie haben gehört, meine Herrschaften, daß mich dieser Herr einen Lügner genannt hat. Ich weise eine solche Insinuation mit Entrüstung zurück. Das Weitere wird sich finden, Herr Doktor Schönbeck.“

Durch den lauten Wortwechsel angelockt, eilte der Oberkellner herbei, während gleichzeitig der Vorhang zum Nebenraum zur Seite geschoben wurde und mehrere der Herren von der jubilierenden Nachbarschaft hereintraten, würdige Leute mit Frack und weißer Binde, mit tief ausgeschnittenen Westen und Gold- oder gar Brillantboutons in den glänzend gestärkten Vorhemden. Leuchtende Glatzen, vom Wein erhitzte Gesichter, kommerzienrätliche Bartkoteletten, schmallippige, scharfnasige Rechner, wohlgerundete

solide Kapitalistenbäuche, — und das alles schob sich langsam vorwärts, ängstlich zögernd, oder in seiner Würde gekränkt. Allen voran und alle überragend der große Stanislaus Hellhoff und ein weniges weiter hinten seine Braut mit der Serviette in der Hand. Die anderen Damen waren noch am Tische geblieben, aber zum Teil auch schon aufgestanden, und machten lange Hälse.

Heinrich Schönbeck richtete sich steif auf und suchte herausfordernd Ariberts Augen.

„Ach so, ich soll mich wohl mit Dir schlagen? Das ist ja wohl Eure Antwort für einen, der Euch die Wahrheit sagt! Ich denke gar nicht daran, Dir den Gefallen zu thun. Soll ich mich vielleicht von Dir totschießen lassen, damit meine arme Schwester auch noch ihren letzten Halt . . .“

Aber weiter kam er nicht, denn inzwischen hatten sich Hellhoff und Hedwig seiner beiden Arme bemächtigt und zogen, ihm beschwichtigend zuredend, ihn mit sich zu ihrer Gesellschaft zurück.

„Herr Oberkellner, zahlen!“ rief der Baron l'Esclaire laut. „Wenn man hier bei Ihnen nicht mal ruhig sein Glas Sekt trinken kann . . . Sie haben uns da in eine recht angenehme Nachbarschaft gebracht.“

„Ich begreife wirklich nicht,“ flüsterte der hochelegante Herr Oberkellner bestürzt. „Das sind doch lauter bekannte, hochangesehene Herren: Kommerzienrat Richter, Fabrikant Frederichs . . .“

„Na, lassen Sie nur gut sein. Bitte, machen Sie die Rechnung.“

„Soll ich vielleicht Herrn Dressel selbst rufen?“

„Wir werden die Angelegenheit schon unter uns ordnen.“

Hinter der Jubiläumsgesellschaft wurde der Vorhang zugezogen. Frau Eva und die beiden anderen Damen beeilten sich, ihre Jacken und Mäntel anzuziehen, und Aribert zog sich eifrig flüsternd mit dem Major in eine Ecke zurück.

„Pöbelhaftes Benehmen!“ knirschte Herr von Meyern. „Das hat man davon, wenn man sich mit solcher Gesellschaft einläßt.“

„Bin doch neugierig, ob er es wagen wird, zu kneifen, wenn ich ihm morgen meine Zeugen schicke,“ sagte Aribert.

„Na selbstverständlich kneift er. Du, übrigens, mich bitt' ich aus dem Spiel zu lassen; ich setze keinen Fuß mehr in das Haus. Ein wahrer Segen, daß wir auf die Weise endgültig mit der schönen Verwandtschaft auseinander kommen. Thut mir nur leid um Deine Frau.“

„Ach was, die muß sich jetzt entscheiden, ob sie Frau von Klinkenberg oder die Schwester von Herrn Schönbeck sein will. Is ganz gut so — is mir nur gräßlich peinlich wegen l'Esclaires, die müssen ja einen schönen Begriff kriegen!“

Während der Major und Aribert wieder an den Tisch traten, um mit dem Oberkellner abzurechnen, erschien noch einmal Herr Hellhoff vor dem Vorhang und schritt direkt auf den Baron l'Esclaire zu.

„Ich bin beauftragt,“ redete er ihn mit gemessener Würde an, „im Namen meines Schwagers um Entschuldigung zu bitten, daß er sich hinreißen ließ, in

Ihrer und Ihrer Damen Gegenwart in dieser Weise gegen seine Verwandten aufzutreten."

Nachdem der Baron durch eine stumme Verbeugung über diese Entschuldigung quittiert hatte, wandte sich der große Künstler Aribert zu und sagte gedämpft, aber doch so laut, daß es jeder hören konnte, der sich einige Mühe gab: „Ich höre, daß dieser bedauerliche Streit meinetwegen entstanden sei. Ich halte es daher für meine Pflicht, die Folgen eventuell auf mich zu nehmen."

„Aber ich bitte Sie, mein verehrter Herr Hellhoff," wehrte Aribert überlegen lächelnd ab: „Ihre Person hat ja gar nichts damit zu thun. Herr Doktor Schönbeck hat es offenbar darauf abgesehen, mich persönlich zu kränken. Vor Ihnen hegen wir ja alle die höchste Hochachtung — Ehrenwort! Das war ja nur ein Mißverständnis. Gestatten Sie, daß ich Ihnen nochmals meine aufrichtigen Glückwünsche darbringe." Und dabei streckte er ihm die Rechte hin.

Ein wenig zögernd ergriff sie Hellhoff und ließ sich kräftig schütteln.

„Ich danke Ihnen," murmelte er etwas unsicher und dann trat er zwei Schritt zurück und sagte, sich gegen die ganze Gesellschaft verbeugend in seinem wärmsten Egmont-Ton: „Ich glaube sonach meine Mission erfüllt zu haben. Meine Damen und Herren, ich habe die Ehre, allerseits guten Abend zu wünschen." Und in bester Haltung zog er sich hinter den Vorhang zurück.

Die Damen kicherten und Aribert wandte sich lächelnd an den Baron:

„Hu, das könnte mir noch fehlen! Ich sollte dem

Herrn noch eine glänzende Reklame verschaffen. Na, en avant meine Herrschaften! Ich denke, wir suchen ein friedlicheres Lokal auf, wo wir sicher sind vor den Uebergriffen der Bourgeoisie, ahahaha!" —

Aribert hatte sich der Baronesse Gisela bemächtigt, und ließ absichtlich die anderen Paare voraus. Sie schritten die Linden hinab. Er drückte vorsichtig den Arm an sich, den sie nur leicht in den seinen gelegt hatte und seufzte.

„Ach ja," echote das Fräulein ihm nach. „Sie brauchen weiter gar nichts zu sagen, ich verstehe Sie vollkommen."

„Wirklich?" rief Aribert freudig überrascht und zog ihren Arm noch weiter durch den seinen. „Ich brauche mich's also nicht vor Ihnen zu schämen — Sie werden mich nicht fühlen lassen, daß Sie mich in dieser lächerlichen Situation gesehen haben? Ich weiß nicht, wie ich mich dabei benommen habe; man ist schließlich als gebildeter Mensch doch nicht darauf gefaßt, in Gegenwart von Damen in dieser Weise angerempelt zu werden."

„Ich habe wirklich Ihre Geduld bewundert," sagte die Baronesse. „Ihre arme Frau wird gewiß außer sich sein über diese Taktlosigkeit ihres Bruders."

Aribert lachte bitter. „Meine Frau? Ach, da kennen Sie diese Herrschaften schlecht. Dieser Bourgeois-Dünkel, das ist etwas Entsetzliches! Sie wird nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß ich der allein schuldige Teil sei, und es wäre überhaupt verlorene Mühe sich verteidigen zu wollen. Angenehme Wochen stehen mir bevor, oder

auch Monate, oh! — Wann gedenken Sie wieder nach Gnevetzow zurückzukehren?"

„Ich weiß nicht, ich glaube wir werden erst einige Monate auf unseren Pommerschen Gütern zubringen."

„Einige Monate! Mein Gott, da habe ich ja reichlich Zeit, — pardon, ich hätte beinah gesagt: verrückt zu werden. Ach, Sie glauben gar nicht, was Ihre Nachbarschaft für mich geworden ist! Ihr Herr Vater ist ja der einzige Mann in der ganzen Gegend, gegen den man sich einmal aussprechen kann. Und Sie, mein gnädiges Fräulein, ... mein Gott, wenn man in seinem eignen Heim sogar kein Verständnis findet! Ich hatte so schöne Hoffnungen, daß wir Freunde werden könnten."

„Nun, wir sind doch Freunde . . ."

„Aber Sie werden mich vergessen, wenn Sie mich so lange nicht sehen. Was bin ich denn auch schließlich für Sie? Ein unbedeutender kleiner Landjunker. Sie haben ja hundert interessantere Freunde und können täglich glänzendere Bekanntschaften machen."

„Ach, was Sie wohl denken, — Freundschaft ist ein rarer Artikel für ein junges Mädchen, mein lieber Herr von Klinkenberg — besonders aber für eine reiche Erbin. Ich versichere Sie, das ist nicht immer ein beneidenswerter Posten. Ich könnte manchmal einen ehrlichen, uneigennützigen Freund gar sehr gut brauchen. Mein Vater nimmt mich nicht recht ernst, wissen Sie — der behandelt mich immer so ironisch."

„Und ich dürfte dieser ehrliche, uneigennützige Freund sein?"

Sie lachte neckisch. „Ja, wenn Sie so gut sein

wollen? Ich will mich nicht rühmen, aber ich glaube, ich kann ein ganz guter Kamerad sein. Für einen Mann besser, wie für meinesgleichen. Mein Ideal ist eigentlich, ein alte Jungfer zu bleiben und ein paar recht gute und gescheite Freunde zu haben."

„Sie liebes Kind," flüsterte Aribert mit onkelhafter Zärtlichkeit: „Sie machen mich ja so glücklich!"

Die anderen erwarteten sie bereits vor den Spiegelscheiben eines eleganten Bierlokals und sie traten ein, um noch ein Glas Pilsner zu trinken.

Sechszehntes Kapitel.

In welchem ein hochfeines Diner umsonst gekocht wird und diese einfache Geschichte einen traurigen Ausgang nimmt.

Aribert hatte sich's noch vierzehn Tage in Berlin wohl sein lassen und seiner Frau nur durch wenige Postkarten dürftigen Inhalts, in denen er sich stellte, als ob der Drang der Geschäfte ihn kaum zu Atem kommen lasse, von sich Nachricht gegeben. Ein Brief, den er am Tage nach jenem so ungemütlich unterbrochenen Souper bei Dressel von Heinrich Schönbeck erhalten hatte, war allerdings nicht gerade geeignet gewesen, ihn mit besonders zärtlichen Gefühlen gegen die Familie seiner

Frau zu erfüllen, und er vermochte sich's infolgedessen durchaus nicht übel zu nehmen, wenn er sich in solcher Stimmung die unnütze Anstrengung ersparte den zärtlichen Gatten zu spielen. Der liebe Schwager Heinrich war in seinem Schreiben wahrhaftig nicht nüchtern gewesen — im Gegenteil, so gesalzen und gepfeffert, daß Aribert in heller Wut das Schriftstück in tausend Fetzen zerrissen hatte. Was Charlotte ihm bereits mündlich mit so musterhafter Deutlichkeit vorgeworfen hatte, das gab ihm der Schwager Heinrich schriftlich: sogar die Wendung, sein erstes Gebot sei die Selbstsucht und er erkenne keine anderen Götter neben seinem Ich an, fand sich da wieder — just als ob eine Verabredung zu seiner moralischen Vernichtung unter dieser ungemütlichen Familie stattgefunden habe!

Charlotte hatte auch nur sehr kurz geantwortet, fast nur über das Wetter und über ihr Befinden. Und zum Schluß ihrer knappen Nachrichten hatte sie ihm jedesmal mit unverkennbarer Ironie viel Vergnügen und besten Erfolg zu seinen geschäftlichen Unternehmungen gewünscht. Und dennoch war sie über die Vorgänge jenes denkwürdigen Abends gleich am anderen Tage aufs genaueste durch ihre Schwester Hedwig unterrichtet worden. Sie wollte sich nicht aufregen, — der Arzt hatte es ihr ja so streng verboten! Du lieber Himmel, wozu denn auch? In Strehsen war es ja so langweilig für einen temperamentvollen, jungen Mann! Lauter wenig reizvolle Damen im Hause, eine durch Krankheit entstellte und nur mit Vorsicht zu behandelnde Gattin an der Spitze! Der arme Aribert hatte eben eine strenge Fastenzeit vorweg-

genommen, nun feierte er einen nachträglichen Fasching in der Reichshauptstadt, ließ sich von Baronessen und Komtessen das edle Dulderhaupt mit Orangenschalen bekränzen und forderte in übermütiger Weinlaune den langweiligen Schwager zum Zweikampf heraus. Spaß, natürlich alles nur Spaß; wozu sich aufregen? Hedwig hatte die Namen jener vornehmen Gefährtinnen seiner Lustbarkeiten nicht anzugeben vermocht. Wozu auch brauchte sie die zu wissen? Sie war ja doch nicht eifersüchtig. Wie kann man denn eifersüchtig sein auf einen Mann, an dessen Liebe man doch nicht mehr glaubt und den man selbst nicht mehr liebt? Es war gut, sich darüber klar zu werden. Wer keine Illusionen mehr hat, der braucht sich auch nicht aufzuregen. Und so verschloß sie ihre neuste Wissenschaft fein in ihrem Herzen und bemühte sich vor den lieben Ihrigen in Strehsen recht unbefangen zu erscheinen. Das gelang ihr auch ganz gut, — so gut, daß die drei Klinkenbergschen Damen die Köpfe zusammensteckten und sich fragten, was wohl die Ursache der auffallenden Veränderung in ihrem Wesen sein möchte. Sie lachte ja jetzt sogar. Freilich oft bei sonderbaren Anlässen: bei Tisch besonders, wenn ganz harmlos wie gewöhnlich über das liebe, gesegnete Essen gesprochen wurde, wobei doch wahrhaftig kein Witz war. Sie freut sich eben über die Aussicht, nun bald Mutter zu werden, entschieden die Damen. Das war ja recht hübsch von ihr, — dafür wurde sie ja auch belohnt durch allgemeine Zuvorkommenheit. Karola brachte es fertig, trotz ihrer angeborenen Trägheit, vom Sofa aufzuspringen, wenn sie die Schwägerin etwas tragen sah, die Thüren für sie zu

öffnen und ihr bei ihren Spaziergängen den Arm zu reichen. Das Tantchen war eifrig beflissen, ihr durch passende Citate frommer Sänger und zutreffende Aussprüche des lieben, seligen Onkels Viktor Mut einzuflößen für ihre schwere Stunde. Und die gute Schwiegermama sprach nie mehr vom Testament, sondern nur von den angenehmen Aussichten, die sich ihrem Enkel eröffneten, falls sein Onkel Heinrich, wie es aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwarten war, unvermählt das Zeitliche segnen sollte. Daß es ein Knabe werden müsse, war nämlich im Familienrate beschlossen worden und Friedrich Louis Viktor sollte er heißen, zu Ehren der Großmutter Friederike, der Großtante Louise, und des Urgroßonkels Viktor.

Der einzige, der sich über die glückliche Veränderung in Charlottens Wesen nicht zu freuen schien, war sonderbarer Weise Friedrich Karl — er, der es doch gewiß am besten mit ihr meinte, mit ihr, die durch ihre liebevolle Anteilnahme an seinem Schicksal so viel Sonnenschein in sein freudloses Dasein gebracht hatte. Er beobachtete sie mit mißtrauischen Blicken und schüttelte den Kopf dazu, wenn er sich unbemerkt glaubte. Er schützte sogar allerlei Nichtiges vor, um dem Alleinsein mit ihr auszuweichen, und gerade an Tagen, an welchen sie sich besonders heiter gab. Sein Benehmen fiel allen auf, und Karola wußte auch eine Erklärung dafür, welche sie Charlotten nicht vorenthielt: „Er hat so ein neidisches Gemüt,“ sagte sie, „er freut sich nur, wenn es andern Leuten auch schlecht geht, und jetzt, wo er Dich mit uns im besten Einvernehmen sieht, ist er gar eifersüchtig. Du

hast ihn zu sehr verwöhnt, er bildete sich schon ein, Du seist nur allein für ihn da.“ — —

In der ersten Maiwoche kehrte Aribert heim. Er sah etwas angegriffen aus. Das unruhige Leben in der Großstadt sei nichts für ihn, erklärte er, er könne sich nur auf dem Lande wohl fühlen und wäre am liebsten schon am dritten Tage heimgeeilt, wenn ihn nicht die notwendigen Studien über den kaufmännischen und technischen Betrieb einer Ziegelei festgehalten hätten. Diese Studien hatten ihn offenbar sehr angegriffen; denn er brauchte jetzt ungeheuer viel Schlaf, gähnte auch tagsüber mehr als für seine Umgebung schmeichelhaft war und schimpfte viel über das Essen, dessen Beschaffenheit durchaus nicht geeignet sei, einem Gehirn, das so angestrengt gearbeitet habe, die notwendigen Nährsalze zum Ersatz des verbrauchten Phosphors zuzuführen. Gegen seine Frau betrug er sich anfangs äußerst vorsichtig zurückhaltend; aber als sie gar keine Anstalt machte ihn über den Vorfall mit ihrem Bruder zur Rede zu stellen, zeigte er sich sichtlich erleichtert und legte fortan gegen sie so viel besorgte Zärtlichkeit an den Tag, als sich nur irgend vertrug mit dem Tone höflicher Kühle, der in ihrem Verkehr seit der letzten gründlichen Aussprache doch vorläufig der herrschende bleiben mußte.

Die nächsten Wochen gingen einförmig und ruhig vorbei. Der Wonnemond machte seinem Namen heuer einige Ehre, so daß sich Charlotte ziemlich viel im Freien aufzuhalten vermochte. Karola oder Friedrich Karl begleiteten sie meist bei diesen Spaziergängen, während Aribert, den ihr langsames Wandeln nervös machte, seine

Arbeit vorschützte, um sich von der lästigen Pflicht zu drücken. Er war auch in der That in diesen Wochen stark und nützlich beschäftigt. Der Bau der Ziegelei wurde sofort nach seiner Heimkehr ernstlich in Angriff genommen. Da gab es fortwährend Konferenzen, notwendige Fahrten über Land und allerlei Schreiberei. Außerdem begann sich Aribert mit Eifer auf seinen parlamentarischen Beruf vorzubereiten. Er hielt sich zu diesem Zweck eine ganze Anzahl konservativer Tagesblätter und Zeitschriften, studierte auch nationalökonomische und andere einschlägige Werke in den Abendstunden mit unverkennbarem Eifer. Der Fleiß war wirklich seine oberste Tugend, wenn er auch vielleicht zu viel Wichtigkeit und Wesens davon machte, aber selbst Charlotte, die ihn doch so gänzlich durchschaute, konnte der Energie, mit der er die Dinge, die er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, betrieb, ihre Achtung nicht versagen. Sie war es sehr zufrieden, ihn jetzt so beschäftigt zu sehen. Das machte es ihr so viel leichter, ihm in freundlichem Tone entgegen zu kommen. Auch heiterten sie Hedwigs Briefe etwas auf, welche mit dem ihr eigenen komischen Überschwang in bräutlicher Seligkeit schwelgte. Heinrich ließ immer nur grüßen; seit er mit Aribert so hart aneinander geraten war, mochte er wohl nicht recht wissen, wie er sich der Schwester gegenüber verhalten sollte. Die Nachrichten über den alten Vater lauteten freilich besorgniserregend. Hedwig hatte sich nämlich trotz Heinrichs Ermahnung doch nicht enthalten können, dem alten Herrn über den Auftritt bei Dressel Mitteilung zu machen und da war er fuchsteufelswild geworden und hatte das Geld

wieder haben wollen, das ihm der saubere Herr Schwiegersohn abgelockt. Der aber hatte wohlweislich die zehntausend Mark gleich am Morgen nach der Katastrophe erhoben. Da war denn freilich nichts mehr zu machen gewesen; aber der alte Herr hatte sich schrecklich aufgeregt über die Geschichte und kränkelte seitdem fortwährend. — — —

Ende Mai erhielt Aribert die überraschende Nachricht, daß der Baron l'Esclaire mit seiner Tochter in Gnevetzow eingetroffen sei, um dort noch einige Wochen zu residieren, bevor er sich auf seine Pommerschen Güter begab. Zugleich wurde Fräulein Karola freundlichst eingeladen. ihnen in Gnevetzow Gesellschaft zu leisten. Sie sagte selbstverständlich sofort zu, denn in Strehsen war es ihr längst wieder langweilig geworden und von allen Beschäftigungen, die man ihr zumuten konnte, war ihr die als Krankenpflegerin die verhaßteste. Charlotte befand sich ja jetzt leidlich wohl und ihre Niederkunft war erst in zwei bis drei Monaten zu erwarten. So packte das Fräulein denn flugs seine Koffer, ließ sie am anderen Morgen vorausfahren und ritt dann in Begleitung Ariberts auf ihrem Leibroß Schneekönig hinterdrein.

Charlotte hatte gegen diesen raschen Aufbruch nichts eingewendet, denn sie wußte ja ganz gut, daß ihr das doch nichts geholfen haben würde. Bei Tische aber, wo sie mit den beiden alten Damen und Friedrich Karl allein speiste, konnte sie sich doch nicht enthalten, über Karolas fluchtähnliche Eile eine bittere Bemerkung fallen zu lassen.

„Mein Gott, was willst Du denn?" rief ihre Schwiegermutter darauf. „Ein junges Mädchen will doch auch mal 'n Vergnügen haben. Und außerdem, das klingt ja

gerade, als ob wir für Dich gar nicht vorhanden wären; ich dächte, über Mangel an Pflege und Rücksicht brauchtest Du Dich doch nicht zu beklagen! Du kannst es doch eigentlich gar nicht besser haben: eine Schwiegermutter, die Dir den ganzen Haushalt abnimmt, die von früh bis spät auf den Beinen ist und sich kaum einmal am Tage fünf Minuten Ruhe gönnt, und eine Tante, die immer für Dich da ist, wenn Du Unterhaltung brauchst, oder eine geistliche Erfrischung. Na, 's is doch aber auch wirklich wahr; Tante Lollchen, hab' ich nicht recht?"

Tante Lollchen seufzte und ließ sich noch einen Eierkuchen mit Mus geben, denn satt mußte man doch werden; Frau Friederike hatte nämlich als gute Wirtschafterin die Gelegenheit, wo der Hausherr einmal abwesend war, ergriffen, um das teure Fleisch zu sparen. Das kleine Dämchen bepustete den heißen Bissen, den es auf dem Löffel hatte und sprach dazwischen mit wehmütigem Seitenblick auf Lotten: „An meiner Unterhaltung kann ihr ja nicht viel liegen; das nehme ich ihr auch gar nicht übel. Ich habe ja die neuesten französischen Romane nicht gelesen. Neulich hab' ich einmal in einen hineingeguckt — schrecklich! — Ein bißchen lockerer könnte der Teig schon sein. Die Guste wird wohl nie lernen, ein richtiges Omelette zu backen. — Zu meiner Zeit hätte kein weibliches Wesen so was auch nur in die Hand genommen! — Wenn man der Guste doch bloß erklären könnte, was soufflé heißt! — Ich habe doch auch so viel französische Bücher gelesen, eins besitz' ich sogar noch mit einer eigenhändigen Widmung vom lieben, seligen Onkel Viktor: Paul et Virginie . . . soll ich Dir das vielleicht einmal borgen? Ich thu's gerne,

wenn du keinen Fleck hineinmachen willst; es ist mir ein so teures Andenken. Lerne an der Unschuld Leiden stets das Laster zu vermeiden, hat mir der liebe Onkel hineingeschrieben. Ach Gott er konnte ja so schön dichten! Ich habe ein ganzes Album vollgeschrieben von seinen schönen Sprüchen und Gedichten. Die sollte man wirklich einmal herausgeben, denn so etwas wird jetzt gar nicht mehr geschrieben. — Wenn man viel Zucker nimmt, gehen sie übrigens noch an. Du könntest mir noch einen halben geben, liebe Friederike — nein wirklich, nur noch einen halben, Lottchen, Du mußt Rest machen, Du brauchst doch Kraft. Man muß sich manchmal zum Essen zwingen, wenn's einem auch nicht schmeckt; aber wenn es doch die Gesundheit verlangt, die Gott uns gegeben hat!"

Charlotte erwiderte nichts. Sie wartete, bis das Tantchen aufgegessen hatte, und dann erhob sie sich vom Tische und schlich ins Wohnzimmer. Friedrich Karl folgte ihr dahin nach und sie blieben allein bei ihrem Schach-spiel.

Sie war heute unaufmerksam und beging unbegreifliche Fehler. Ein paarmal, wenn sie schwankte, welchen Zug sie machen sollte, sah Friedrich Karl ihre Hand nervös zittern. Und plötzlich ergriff er diese Hand, zog sie zu sich heran und streichelte sie. Die Augen standen ihm dabei voll Thränen. Er wußte, daß sie litt, er wußte es schon lange, er ahnte auch die Ursache, obwohl sie sich nicht gegen ihn ausgesprochen hatte — und er fühlte mit ihr.

Charlotte entzog ihm sanft ihre Hand und trat an das offene Fenster. Faulbaum und Flieder dufteten stark

herein, ein Pfingstvogel wiegt sich auf dem Zweige eines Apfelbaumes, schüttelte die letzten welken Blüten herunter und flötete sein melodisches „Junker Bülow — Junker Bülow.“ Eine ganze Weile stand sie und sog mit tiefen Atemzügen den starken Frühlingsduft ein. Dann wandte sie sich wieder ins Zimmer zurück und sah den armen Buckligen über den Tisch gebeugt, das Gesicht in die Hände vergraben, sitzen. Da wandte er ihr sein thränenfeuchtes, bleiches Antlitz zu und lächelte entschuldigend. Dann zog er sein Taschenbuch hervor und schrieb: „Warum sagst Du mir nicht, was sie Dir thun?“

Sie antwortete ihm in der Fingersprache: „Mir kann ja doch kein Mensch helfen, sie sind nun einmal so — ich werde sie nicht ändern.“

Friedrich Karl ballte die Faust in unbestimmter Richtung und dann schlug er sich auf die Brust, nahm eine wichtige Miene an und buchstabierte: „Ich weiß viel. Ist es wegen Fräulein in Gnevetzow? Ich habe gesehen.“

„Mein Gott, das auch noch!“ rief Lotte halblaut aus. „Was hast Du denn gesehen?“

Er schrieb rasch in sein Buch: „Weit spazieren ich. Bis Gnevetzow Forst. A. und Fräulein sich treffen. Mich nicht sehen. Ganz dicht, — Pferde zusammen. Immer gelacht und so angesehen.“ Und er ahmte mit komischer Übertreibung verliebte Blicke und kokettes Gehabe nach.

Charlotte wußte nichts zu erwidern. Sie wiederholte nur noch einmal leise vor sich hin: „Auch das noch!“ Dann biß sie sich auf die Unterlippe und strich ihr Haar von der schmerzenden Stirn zurück.

Friedrich Karl starrte sie eine Weile an. Und plötzlich

nahm sein Blick jenen wilden, fast irren Ausdruck an, der sie am Abend ihrer Ankunft so sehr erschreckt hatte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und stieß aufspringend sein schreckliches, lallendes Geheul aus. Wie ein Rasender lief er im Zimmer hin und her, alle seine Gesichtsmuskeln waren in Bewegung und mit beiden Händen gestikulierte er so aufgeregt, wie sie es noch nie bei ihm gesehen hatte. Zuletzt ergriff er gar einen leichten Stuhl und schwang den in der Luft, als ob er einen Feind damit niederschlagen wollte. Charlotte war so erschrocken, daß sie zur Thür eilte. Aber er war rascher als sie. Er vertrat ihr den Weg, warf den Stuhl bei Seite, fiel vor ihr auf die Kniee nieder, haschte nach ihrer Hand und preßte die an seine heißen Wangen. An beiden Armen packte er sie und zog sie halb zu sich hernieder, und seine wilden Augen, die zuckenden Lippen und die Thränenströme, die ihm von neuem über die Wangen rannen, sagten ihr ebenso deutlich als Worte es vermocht hätten: „Sei mir doch nicht böse, fliehe doch nicht vor mir, weil ich Dir Angst mache mit meiner Leidenschaft; ich liebe Dich ja doch so sehr, daß ich jeden umbringen könnte, der Dir ein Leid zufügt."

Sie war so verwirrt und betroffen, daß sie nicht wußte, was sie mit ihm anfangen sollte. Sie streichelte ihm beruhigend über das lange Haar, sobald sie erst die Hände frei bekommen hatte und sagte immer wieder, während sie gleichzeitig versuchte, ihn zum Aufstehen zu bewegen:

„Jaja, ich weiß ja, daß Du mich lieb hast, ich weiß es ja. Aber Du mußt gut sein, Du mußt mich nicht so

erschrecken. Jaja, ich weiß ja, geh nur jetzt und laß mich allein, der Kopf thut mir weh. Wenn Du so wild bist, kannst Du mir gar nicht helfen. Bitte, bitte, laß mich."

Er hing an ihren Lippen, er folgte ihren Gesten mit glänzenden Augen, und er verstand sie und ging hinaus. — — —

Aribert kam an jenem Abend überhaupt nicht heim. Es war beim fröhlichen Pokulieren so spät geworden, daß er sich in der mondlosen Nacht hätte verirren können. Darum hatten ihn l'Esclaires über Nacht behalten. Am anderen Morgen war er aber doch bei Zeiten wieder zurück, um nach seinem Bau zu sehen. Er bat seine Frau vielmals um Entschuldigung, falls sie sich seinetwegen geängstigt hätte. Und da sie dies verneinte, ward er ganz zutraulich und mitteilsam. Er erging sich in begeisterten Schilderungen über die Liebenswürdigkeit der l'Esclaires überhaupt.

„Du, weißt Du, diese Freundschaft ist mir nämlich riesig viel wert. Der Baron kennt die ganze politische Welt. Er hat mir seinen Beistand versprochen, wenn ich nächstes Jahr zum Reichstag kandidiere. Du wirst begreifen, daß wir unser möglichstes thun müssen, um diese guten Beziehungen aufrecht zu erhalten."

„Nun, ich dächte, Du ließest es an nichts fehlen," sagte Charlotte mit einem etwas bitteren Lächeln. „Du reisest den Leuten nach Berlin nach. Du machst dem Fräulein den Hof und — und ich weiß nicht, was noch, — damit werden sie ja wohl zufrieden sein."

„Nimm mir's nicht übel, liebe Lotte," versetzte Aribert mit schlecht verhehltem Ärger, „Du bist von einer Gleich-

giltigkeit meinen Interessen gegenüber, die wirklich schon — ans Lieblose grenzt. Du mußt doch einsehen, daß ich von den Leuten nicht immerzu bloß Einladungen und Gefälligkeiten annehmen kann. Ich bin doch nu mal kein Junggeselle. Man muß sich doch als verheirateter Mann revanchieren."

„Wissen sie denn nicht, wie leidend ich bin?"

„Mein Gott ja; aber das ist mir wahrhaftig nicht bewußt, daß Damen in dem Zustande das Recht hätten, sich allen gesellschaftlichen Verpflichtungen zu entziehen. L'Esclaires bleiben nur noch vierzehn Tage in Gnevetzow. Wir müssen sie unbedingt nächste Woche noch einmal bei uns sehen. Im engsten Kreise natürlich, zu einem kleinen, aber exquisiten Diner. Ich habe sie, Deine Zustimmung voraussetzend, auf nächsten Sonntag eingeladen."

„So? Meine Zustimmung voraussetzend. Ach, das ist ja herrlich! Meine Zustimmung voraussetzend," wiederholte sie noch einmal, hart auflachend: „Das heißt soviel, als: ich habe doch nichts dreinzureden. Nun, meinetwegen, thu was Du willst. — Ich erscheine keinesfalls bei diesem Diner."

„Na aber erlaube mal, das wäre ja geradezu beleidigend für meine Gäste! Was fällt Dir denn ein? Es geht Dir doch jetzt ganz gut. Was sollte ich denn da für eine Entschuldigung vorbringen?"

„Ich habe Dich noch nie um Entschuldigungen verlegen gesehen," versetzte Charlotte. „Übrigens will ich Dir sagen, was mir einfällt, — oder vielmehr was mir nicht einfällt: es fällt mir nicht ein, mich, so entstellt wie ich bin, vor dieser jungen Dame sehen zu lassen, die

Du so sehr verehrst. Ich weiß ja ganz gut, wie sehr sie in jeder Beziehung gegen mich im Vorteil ist. Soll ich mich vielleicht noch neben sie setzen, damit Du uns bequem miteinander vergleichen kannst? Dazu bin ich denn doch noch zu eitel — und bei weitem nicht dumm genug!"

„Ach so!" rief Aribert, und dann pfiff er leise durch die Zähne. „Ich denke, Du bist nicht eifersüchtig? Hähä, — na komm her, sei nur vernünftig, mein Schatz. Wir lassen die geschickte, kleine Person da, die Schneiderin aus Pritzwalk kommen, die macht Dir so'n imposantes faltenreiches Gewand zurecht. Und wenn Du etwa sehr blaß aussehen solltest, so kannst Du ja 'n bißchen Rouge auflegen. Vor der Baronesse wirst Du Dich doch nicht fürchten? Mit der nimmst Du's doch noch zehnmal auf. Ich kann sie wenigstens absolut nicht schön finden."

„Ach gieb Dir doch keine Mühe," sagte Charlotte ungeduldig. „Mein Entschluß steht fest. Ich mache mich nicht lächerlich! Nun lade Dir meinetwegen ein, wen Du willst und sage den Leuten, ich ließe sehr bedauern, ich läge auf den Tod oder was Dir sonst einfällt. Sei doch froh. Ihr amüsiert Euch doch viel besser ohne mich. Da kannst Du Dich doch wieder mit Orangenschalen bekränzen lassen."

„Hm!" machte Aribert und richtete einen kurzen, scharfen Blick auf seine Frau. Also wußte sie's doch. Und die ganze Zeit über hatte sie nichts gesagt, obwohl sie sich ganz offenbar in eifersüchtigen Qualen verzehrte! „Hm!" machte Aribert noch einmal. Das war eigentlich hübsch von ihr. Er mußte daran denken, wie seine Schwester

Eva in solchem Falle ihrem Gatten die Hölle heiß gemacht haben würde. Und er küßte Charlotten lächelnd die Hand und sagte in scherzendem Ton: „Also, mein liebes Kind: zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen, doch wäre es immerhin sehr hübsch von Dir, wenn Du Dich um die Vorbereitungen auch etwas kümmern wolltest. Nur auf eins möcht ich Dich aufmerksam machen: Orangen sind um diese Jahreszeit nicht mehr recht genießbar." Er verbeugte sich artig und verließ mit einem liebenswürdigen Lächeln auf den Lippen das Zimmer. — —

Der Sonntag kam heran. Die sorgfältigsten Vorbereitungen waren getroffen worden, die bestellten Leckerbissen pünktlich eingetroffen. Charlotte hatte an der Beratung über das Menu teilgenommen und einige wertvolle Winke geben können. Am Sonntag früh ging sie selbst in die Küche hinunter, um bei Bereitung der feineren Gerichte behilflich zu sein. Sie war gerade damit beschäftigt, mit ihren zarten, weißen Händen kleine Fleischklöschen für die Suppe zu formen, als Karl, der Groom, höchst aufgeregt mit einem Telegramm in die Küche gelaufen kam.

Zwei Schritt vor Charlotten blieb er stehen, verbarg das Telegramm plötzlich hinter seinem Rücken und stotterte: „De Bostbout het segt, gnädige Frau mechten sich man nich tau sihr erschrecken, hei weet schonst, wat do inn steht. Dat wier eingtlich an Herr Baron, awerst dat güng Frau Baronin doch tomeist an."

Charlotte ließ das Fleischküglein, das sie gerade zwischen den Handflächen rollte, auf das Nudelbrett zurückfallen und streckte ungeduldig die Hand nach dem Telegramm

aus. „Aber was soll denn das heißen? So gieb doch nur her, Karl."

Zaghaft holte der Bursche seine Hand hinter dem Rücken hervor und sagte: „Ja, awerst gnädige Frau dürfen sich ook wirklich nich erschrecken. Es is nämlich man bloß — nämlich daß gnädige Frau ihr Herr Vater dot sünd!"

Charlotte schrie dumpf auf, fiel mit einem Ruck gegen die Lehne ihres Küchenstuhles zurück, drückte mit beiden Händen die Depesche gegen ihre Brust und saß so starr, wie betäubt da.

Die Schwiegermutter, die Köchin und die Magd, die alle in der Küche beschäftigt waren, stürzten auf sie zu, umstanden sie und sprachen alle gleichzeitig auf sie ein. Frau von Klinkenberg zog ihr die Depesche zwischen den Fingern heraus, erbrach sie und las: „Bitte Lotte schonend mitzuteilen, daß Vater heute früh acht Uhr vom Schlage getroffen und sofort verschieden ist. Heinrich Schönbeck."

Sie ließ das Blatt sinken und richtete einen durchbohrenden Blick auf den unglückseligen Karl, dem vor ehrlichem Mitgefühl mit seiner verehrten Herrin die blauen Äuglein voll Wasser standen. „Korl, — Du dämlicher Bengel! Ja so 'n Schafskopp is ja noch gor nich do west," fuhr sie ihn gedämpften Tones an und schritt mit drohend erhobener Hand auf ihn zu.

Der erschrockene Junge zog es vor, davonzulaufen; aber die gnädige Frau war trotz ihres Alters wie der Blitz hinter ihm her, und mitten auf der engen steinernen Treppe, die nach dem Vorplatz hinaufführte, erwischte sie

ihn hinten bei der Jacke und versetzte ihm eine Ohrfeige, die in dem gewölbten Kellerhals widerhallte, als ob es zwei gewesen wären.

„Täuw, Du, Döskopp, di will ick dat wisen!“ kreischte Frau von Klinkenberg. Und dann stürmte sie die übrigen Stufen hinan, ohne sich um das Geheul des armen Jungen weiter zu bekümmern und fuhr mit nicht geringerer Liebenswürdigkeit den Postboten an dafür, daß er das Telegramm statt an den Adressaten persönlich, dem dummen Bengel zur Besorgung anvertraut habe. Und dann raste sie weiter durch das ganze Haus und suchte nach ihrem Sohne. Endlich bemerkte sie ihn von einem Fenster aus im Garten. Er schnitt Rosen ab, die er dem Fräulein von l'Esclaire neben das Gedeck legen wollte. Und sie rannte in den Garten hinunter, packte ihn bei den Armen, schüttelte ihn aufgeregt und rief:

„Nu denke Dir bloß, Albertchen, so eine infamte Dummheit! Da — hier — lies! Der alte Schönbeck ist tot. Nu haben wir das ganze schöne Essen umsonst gemacht! Lotte brauchte es doch gar nicht zu wissen. Du solltest sie ja schonend vorbereiten — 's is ja an Dich, das Telegramm. Das hätte sie ja doch wahrhaftigen Gott heute Abend, wenn alles vorbei war, auch noch früh genug erfahren!“

Aribert stand sprachlos. Er begriff nicht gleich den Zusammenhang. „Was ist denn das? Weiß denn Lotte etwa schon —?“

„Na gewiß; der Schafskopp, der Karl . . . . .“

„Dem Bengel schlag ich alle Knochen im Leibe entzwei.“

„Nee, nee, laß man — ich bitt Dich, wir brauchen ihn ja zum servieren! rief Frau von Klinkenberg ängstlich und hängte sich an seinen Arm. „Na nu schick mal 'n Boten rüber nach Gnevetzow und laß absagen."

„I, fällt mir gar nicht im Traume ein," versetzte Aribert roh. „Das is ja doch rein unmöglich! Lotte kommt doch so wie so nicht, und was geht denn l'Esclaires der olle Schönbeck an? Laßt Euch nicht stören, — es wird pünktlich gegessen. Ich werde mal mit Lotten reden." Und er sprang in großen Sätzen die Treppe zur Veranda hinauf.

Er lief durchs Eßzimmer und auf den Vorplatz hinaus. Da stand noch immer der Postbote und wartete auf seine sechzig Pfennig. Während Aribert in seiner Börse die Nickel zusammensuchte, wurde Frau Charlotte von der Köchin und der Magd die Kellertreppe hinaufgeleitet. Sobald sie ihres Gatten ansichtig wurde, stieß sie die beiden Weiber zurück, schwankte ihm entgegen und fiel ihm laut aufschluchzend um den Hals.

Es war Aribert unangenehm, daß dieser Gefühlsausbruch vor so viel und so gewöhnlichem Publikum stattfand. Denn da war außer den beiden Weibern und dem Postboten auch noch Karl, der sich leise winselnd seine Backe rieb, und die Mutter und die Tante kamen auch eben noch dazu, um sich an dem allgemeinen Jammer pflichtschuldigst zu beteiligen. Aribert haßte dergleichen volkstümliche Trauerkundgebungen. Er strich seiner Frau über den Rücken und sagte ungeduldig und verlegen, indem er sie mit sich in sein Zimmer zog: „Na ja, na ja, komm nur, liebes Herz, bleib nur nicht hier im Zuge stehen."

Sobald er die Thür hinter sich ins Schloß gedrückt hatte, warf Charlotte von neuem beide Arme um seinen Hals, schmiegte ihre Wange an die seine und schluchzte laut auf. „Mein Vater, mein armer Vater! Ich kann's noch gar nicht, gar nicht fassen, — so plötzlich! Der gute, liebe, alte Papa! — Jetzt bin ich ganz allein. Ach, Ari, steh mir bei! — Wenn Du mich noch ein bißchen lieb hast, verlaß mich nicht!" Ihr Mund suchte den seinen, ihre strömenden Thränen benetzten auch sein Gesicht.

„Ja, ja, mein armes Lottchen, ich habe Dich ja lieb," versuchte Aribert sie zu trösten. „Rege Dich doch nur nicht so auf, das schadet Dir ja nur. Sieh mal, es war doch eigentlich zu erwarten — so alt und schwach wie Papa war. Jetzt ist es plötzlich und ohne jeden Kampf gekommen. Das ist ja doch ein beneidenswertes Ende. — Na, na, na, ruhig mein Herzchen, ich fühle ja mit Dir. Aber sieh mal, Du darfst doch nicht unvernünftig sein, Du mußt doch an Dein Kind denken. Das wird der beste Trost für Dich sein, wenn das erst da ist. Und ich bin ja doch auch da, nicht wahr?" Er wich ihren Lippen aus und suchte ihre Arme von seinem Halse los zu machen. Sie waren ihm unangenehm, die zuckenden, allzuweichen, feuchten Lippen, diese nach Salz schmeckenden Küsse. Und er drängte die arme, vor Schmerz ganz aufgelöste, am ganzen Leibe bebende Frau sanft von sich ab und führte sie nach der Ottomane. Er war ihr behilflich, sich dort bequem auszustrecken, breitete eine Reisedecke über sie und empfahl ihr, ruhig hier liegen zu bleiben, bis das Schlafzimmer aufgeräumt sein würde.

Er trat zu ihr an das Kopfende und strich ihr mit der Rechten über das Haar. Sie haschte nach seiner freien Hand und umklammerte sie fest mit ihren beiden. Leise weinte sie vor sich hin. Minute auf Minute verrann. Aribert wurde immer ungeduldiger; es war doch schwieriger, als er sich's gedacht hatte, ihr das zu sagen, was gesagt werden mußte. Er traute sich nicht mit der Sprache heraus. Fünf Minuten mochten so verstrichen sein, als Lotte seine Hand los ließ, ihr Taschentuch hervorsuchte und sich die Thränen aus dem Gesicht wischte. Dann sagte sie, sich mühsam zur Ruhe zwingend: „Sieh doch zu, ob schon jemand daran gedacht hat, einen Boten nach Gnevetzow zu schicken."

Aribert drehte verlegen sein Schnurrbärtchen und erwiderte zögernd: „Ja, — liebes Kind — das — ä — das geht doch — unmöglich. Wir haben uns doch mal die großen Kosten gemacht — es ist alles fertig . . ."

„Aribert!" schrie Charlotte entsetzt auf.

„Ja nu was denn, was denn . . . Reg' Dich doch bloß nicht auf. Thu mir die einzige Liebe. Sieh mal, wenn Du sonst wohlauf wärst und an dem Diner teilnähmst, da wäre es ja ganz was anderes, da müßten wir selbstverständlich absagen. Aber so brauchen ja l'Esclaires gar nichts davon zu wissen. Ich und die Meinigen wir müssen uns eben zusammennehmen, so gut wie's gehen will. Der Ernst des Lebens stellt manchmal recht harte Anforderungen, es gehört wahrhaftig Charakterstärke dazu, um solche Dinge zu überwinden."

„Aribert! — Du könntest wirklich heute essen, trinken und lustig sein, — mit fremden Menschen? Während

Du weißt, daß ich nebenan liege und um meinen toten Vater weine!"

„Aber liebes Herz, Du könntest ja auch oben in Tante Lollchens Zimmer Dich so lange zurückziehen. Da hörst Du ja gar nichts. Und außerdem, wir sind doch lauter anständige gesetzte Leute; wir werden doch hier kein wüstes Geschrei erheben! Was Du Dir bloß denkst!"

Charlotte richtete sich halb auf, faltete die Hände und erhob sie flehend gegen ihn. „Aribert, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich! Du kannst ja unmöglich so hartherzig sein. Hast Du denn keine Spur von menschlichem Erbarmen? Ich bitte Dich, sage ab."

„Liebes Kind, ich sage Dir ja, es ist unmöglich," versetzte er kurz und fest. „Erstens mal können wir uns solche Verschwendung nicht leisten, und zweitens wäre es geradezu ein Affront für l'Esclaires. Ich bin doch wahrhaftig heut auch nicht in der Stimmung zu Lustbarkeiten. Aber ich bringe eben der gesellschaftlichen Pflicht das Opfer. Dir kann man freilich, scheint's, nicht das geringste Opfer zumuten. Und da heißt's oben drein noch: ich wäre der herzlose Egoist!"

„Schön," hauchte Charlotte, schwer atmend. „Thu was Du willst. Ich weiß auch, was ich zu thun habe."

Er zuckte nur die Achseln und ging.

Sobald er hinaus war, erhob sich Charlotte rasch von ihrem Lager und ging nach dem Schlafzimmer. Dort war Lina mit dem Aufräumen beschäftigt. Das Mädchen schrie auf vor Schreck, als sie ihrer Herrin ins Gesicht schaute.

„Ach Du leiwer Gott, Du leiwer Gott, wo sehn

gnädige Frau bloß ut!" Und sie eilte auf die Schwankende zu und stützte sie.

Charlotte ließ sich auf den nächsten Stuhl nieder und keuchte hastig: „Lining, hören Sie, was ich Ihnen sage: Sie werden sich jetzt gleich zwei Knechte holen und das Bett vom gnädigen Herrn hinaufschaffen in das Zimmer vom gnädigen Fräulein. Und das gnädige Fräulein wird wieder bei der gnädigen Frau schlafen. Wenn Sie jemand hindern will, sagen Sie nur, ich hätte es befohlen. Und jetzt laufen Sie erst und bitten Sie Herrn Friedrich Karl, gleich zu mir herunter zu kommen."

Das Mädchen starrte sie entsetzt an und wollte etwas einwenden, aber Charlotte packte sie ungeduldig beim Arm und rief: „Gehn Sie doch, gehn Sie doch, haben Sie mich etwa nicht verstanden? Es hat Eile."

Lina fuhr sich mit dem bloßen Arm über die Augen und stürzte aus dem Zimmer. Charlotte ging, sich an den Wänden entlang tastend, nach dem Herrenzimmer zurück, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb auf eine Visitenkarte von Aribert, die ihr gerade zur Hand lag mit zitternder Feder diese Zeilen:

„Soeben erhalte ich die telegraphische Nachricht vom Tode meines Vaters. Sie werden begreifen, verehrter Herr Baron, daß wir aus diesem Grunde heute auf die Freude Ihrer Gesellschaft verzichten müssen. Bitte zu entschuldigen; in Eile, Ihre ergebenste

Charlotte von Klinkenberg."

Diese Karte steckte sie, da sie kein passendes Couvert fand, in einen großen Briefumschlag von Hanfpapier und adressierte ihn an den Baron l'Esclaire.

Sie war kaum damit fertig, als auch Friedrich Karl in seinem schlechtesten Arbeitsanzug, seine gestrickte wollene Strandmütze auf den blonden Locken, mit allen Zeichen der Aufregung hereintrat. Das Gebahren der Lina hatte ihm Angst gemacht.

Charlotte unterrichtete ihn in möglichster Kürze von dem Vorgefallenen und setzte ihm auseinander, was sie von ihm wünschte. Er sollte Mittel und Wege finden, diesen Brief nach Gnevetzow gelangen zu lassen, ohne daß sein Bruder es verhindern konnte.

Friedrich Karl begriff wohl, was er thun sollte, aber seines Bruders Handlungsweise begriff er nicht. Mit dem Brief in der Hand blieb er mitten im Zimmer stehen, und wieder kam jene entsetzliche, wilde Leidenschaft über ihn. Er gestikulierte wie ein Rasender und wenn ihm nicht Charlotte in den Arm gefallen wäre, so hätte er wohl die Scheiben des Gewehrschrankes eingeschlagen, um sich eine Flinte herauszuholen.

Charlotte klammerte sich an ihn und dann nahm sie seinen Kopf zwischen die Hände und drückte ihn an ihre Brust und redete dem Rasenden gut zu, und dann, als er sich etwas beruhigt hatte, sprach sie zu ihm mit den Fingern: „Wenn Du mich lieb hast, so beeile Dich und denke an nichts anderes als an den Brief, ich habe ja niemanden, auf den ich mich verlassen kann, außer Dir.“ Und dann küßte sie ihn auf die Stirn und schob ihn zur Thüre hinaus.

Charlotte blickte ihm vom Fenster aus nach, wie er im Trabe fast über den Hof der Landstraße zueilte. Wie er ging und stand lief er davon; er hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, einen Stock zu holen. Sobald sie sich überzeugt hatte, daß er unangefochten aus dem Bereich des Gutshofes gelangt war, begab sie sich ins Wohnzimmer. Dort fand sie das Tantchen vor, welches sich sofort seiner Christenpflicht, die Trauernden zu trösten, mit warmem Eifer annahm. Aber Charlotte war nicht in der Stimmung, banale fromme Redensarten geduldig anzuhören. Sie ersuchte das alte Fräulein höflich, aber entschieden, sie allein zu lassen. Dann riegelte sie beide Thüren zu, warf sich völlig erschöpft auf die Chaiselonge. Da lag sie nun und fand reichlich Muße, sich in ihre Trauer zu versenken. Man zeigte wenigstens so viel Achtung vor ihrem frischen Schmerz, um sie nicht zu stören. Aber sie fand keine Thränen mehr. Der nagende Groll, die helle Empörung über ihres Gatten Rücksichtslosigkeit erstickte jedes weiche Gefühl in ihr.

Eine oder zwei Stunden lang war es ziemlich still um sie her und sie hörte nur nebenan im Eßzimmer, wie Aribert das Decken des Tisches leitete, welches seine Mutter mit Karls Hilfe eigenhändig besorgte. Und dann erhob sich ein großes Gepolter auf der Treppe. Das waren die Männer, welche die Bettstellen hinauf- und hinuntertrugen. Sie hörte wie Aribert hinausging und draußen ein lebhafter Wortwechsel entstand. Und dann kam er wieder herein und sprach mit gedämpfter Stimme zu seiner Mutter. Das war ein aufgeregtes Hin und Her von Ausrufen, offenbar nichts weniger als zustimmenden

Inhalts. Dennoch wagten sie noch nicht, sie zur Rede zu stellen.

Gegen zwölf Uhr begann der Himmel sich plötzlich zu verfinstern. Es war den ganzen Morgen über drückend schwül gewesen und ein Gewitter wohl zu erwarten. Ein Wirbelwind fegte über den Garten hin und überschüttete alles Grün mit aufgewühltem Streusand. Von den alten und morschen Fensterladen wurden einige aus den Angeln gerissen und polterten klatschend gegen die Mauer. Es pfiff um die Ecken und heulte im Kamin. Dann ward es für einen Augenblick still und gleich darauf krachte der erste Donnerschlag und die berstende Wolke sandte einen kurz währenden aber schlimmen Hagelschauer hernieder.

Da drückte jemand auf die Klinke der Eßzimmerthür und dann pochte es stark und Aribert rief von draußen: „Sind die Fenster zu im Salon? Laß mich herein, ich will sie schließen."

Die Fenster waren noch offen. Charlotten war es so gleichgiltig, ob es hereinregnete oder nicht. Aber die frische Luft that ihr wohl, die Abkühlung, die der Hagelschauer mit sich brachte. Die Uhr schlug zwölf. Jetzt mußte Friedrich Karl sicher in Gnevetzow eingetroffen sein, selbst wenn er nicht sehr rasch gegangen war. Und Charlotte erhob sich und entriegelte die Thür.

Aribert schritt an ihr vorbei ohne sie anzuschauen und schloß die Fenster. Dabei brummte er vor sich hin: „Na richtig; das dachte ich mir doch. Alles naß und voll Staub. Können wir wieder anfangen lassen mit Aufwischen." Er schien das Zimmer verlassen zu wollen

ohne sich weiter zu äußern. Da fuhr ein besonders heftiger Blitz hernieder und blendete ihn für einen Moment. Ein furchtbares Donnergepolter fast unmittelbar danach ließ das Haus in seinen Grundfesten zittern.

„Donnerwetter, das wird ja gefährlich!“ rief Aribert. „Muß doch mal sehen, ob das Spritzenhaus offen ist, und die Feuerwache zur Stelle; hmhm, wenn nur das Unwetter den l'Esclaires nicht über den Kopf gekommen ist! Das Wetter kommt von Norden, ich denke sie werden's wohl erst abwarten. Na, da können wir uns darauf gefaßt machen, daß wir ne halbe Stunde später mit dem Essen anfangen.“

Charlotte hatte sich auf einen Polstersessel in der Nähe der Thür gesetzt. Ruhig und fest sagte sie jetzt: „Das wird nicht nötig sein. Die Herrschaften kommen nicht.“

„Was?!“

„Ich habe ihnen abgeschrieben. Der Brief ist jetzt schon in ihren Händen.“

„Das hast Du . . . .!“ schrie Aribert. Er wurde kirschrot im Gesicht vor Wut. „Wer hat denn gewagt . . . Wen hast Du denn damit hingeschickt?“

„Dein Bruder hat mir den Liebesdienst gethan. Er ist ja der einzige hier im Hause, auf den ich zählen kann, wenn ihr alle gegen mich verschworen seid. Ich will nur hoffen, daß ihn Karola dabehalten hat. Wenn ihn das Unwetter unterwegs überrascht hätte . . . .!“

„Ich wollt', es hätt ihn . . . .“ Er vollendete den Satz nicht. Aber was er meinte, zeigten seine wild rollenden Augen, seine drohend geballte Faust deutlich

genug. Er steckte beide Hände in die Taschen, ging ein paarmal auf und ab, dann trat er dicht vor seine Frau hin und redete sie mit wutbebender Stimme an: „Also jetzt kann ich mich völlig vor der Köchin blamieren? Da hört sich denn doch alles auf! Gegen meinen ausgesprochenen Willen, hinter meinem Rücken erlaubst Du Dir meine Befehle zu konterkarrieren! Na, es ist man gut, daß ich weiß, was ich von Dir zu halten und zu erwarten habe. Du konspirierst mit meinem blödsinnigen Bruder und hetzst die Leute gegen mich auf. Jawohl, die Lina ist frech gegen mich geworden, wie ich mir die Wirtschaft mit den Betten verbat. Das Frauenzimmer hat seine Maulschelle weg, — aber verdient hat sie jemand anders! Wenn ich nicht Deinen Zustand bedächte . . .“ Und er zog seine Rechte aus der Tasche und ballte sie zur Faust.

Damit verließ er rasch das Zimmer und warf die Thür krachend hinter sich zu. Draußen hörte ihn Charlotte weiter toben und schreien. Die Mutter kreischte und die Tante jammerte. Dazwischen Schlag auf Schlag das rasende Unwetter, mit furchtbarem Grollen die Menschenstimmen überdröhnend. Endlich hörte sie die Hausthür krachen, worauf es still im Hause wurde. Aribert war also wohl hinausgegangen, um nach der Dorfspritze zu sehen. Nun wagte sich Charlotte hinaus, ging ohne jemandem zu begegnen in ihr Schlafzimmer und klingelte dem Mädchen. Sie ließ sich von Lina zu Bett bringen und bat das gute Geschöpf unter Thränen, sie doch ja nicht zu verlassen. Lina sollte auch Nachts bei ihr schlafen, denn sie hatte jetzt Furcht vor dem Alleinsein und Furcht

auch, daß die schrecklichen Aufregungen dieses Vormittags noch schlimme Folgen für sie haben könnten.

Das Gewitter zog vorüber, ohne ernstlichen Schaden anzurichten. Ein schwerer Regen strömte hernieder auf die durstigen Felder. Charlotte hatte ihre Fenster öffnen lassen. Daß einförmige Rauschen und die frische Kühle, die zu ihr hereinwehte, thaten ihr wohl. Nebenan klapperten die Messer und Gabeln. Die drei Leute bemühten sich, das Diner aufzuessen, welches für sechs bestimmt gewesen war. Friedrich Karl war noch nicht zurückgekehrt. Wenn er das Unwetter abgewartet hatte, konnte es auch wohl fünf Uhr oder noch später werden, ehe er heimkam. Charlotte schrieb mit Bleistift einige Zeilen für ihn auf, indem sie ihm das Vorgefallene berichtete und ihn warnte vor der Wut des Bruders. Lina sollte aufpassen, wenn er heimkehrte und ihm den Zettel zustecken.

Bald nachdem da drin die Tafel aufgehoben worden war, schlief Charlotte ein, und es ward Abend, bevor sie wieder erwachte. Friedrich Karl war inzwischen heimgekehrt, in einem bedauernswerten Zustand, durchnäßt bis auf die Haut. Von dem einen seiner schadhaften Stiefeln hatte er die Sohlen verloren und von den haselnußgroßen Schloßen Beulen am Kopf und blaue Flecke überall bekommen. Er hatte in Gnevetzow nur seinen Brief abgegeben und war dann sofort wieder umgekehrt. Niemand hatte ihn aufgefordert, zu bleiben und sich auszuruhen, denn wer von der Dienerschaft konnte in diesem schäbigen, buckligen Gesellen den Bruder des eleganten Herrn von Klinkenberg vermuten? Und dann hatte ihn im Walde das Unwetter überrascht. In einem Dorf=

wirtshaus unterwegs hatte er gerastet, gegessen und da er kein Geld besaß, seine alte, silberne Uhr zum Pfande lassen müssen. Die Leute wußten wohl, wer er war, aber sie waren nicht sicher, ob der Herr Baron auch für ihn bezahlen würde. Das alles hatte Friedrich Karl in seinem wunderlichen Stil mit vielfachen Abkürzungen in sein Taschenbuch geschrieben, das er ihr durch Lina hinunterschickte. Er hatte sich ins Bett gelegt, und bereits begann Fieberfrost ihn zu schütteln.

Charlotte war sehr besorgt um ihn. Sie machte sich die heftigsten Vorwürfe, das sie nicht doch lieber den Stallknecht zu Pferde nach Gnevetzow geschickt hätte, selbst auf die Gefahr hin, daß der den Auftrag nicht ausführte. Alle halbe Stunde schickte sie Lina hinauf, um sich nach dem Befinden Friedrich Karls zu erkundigen; aber das Mädchen kam stets unverrichteter Sache zurück, denn er hatte sich eingeschlossen, und alles Klopfen und Rufen war vergebens gewesen.

Charlotte war sehr unruhig. Man sollte doch nach dem Arzt schicken, die Thür aufsprengen. Aber dann sagte sie sich wieder, daß Aribert es jedenfalls nicht dulden werde, daß solche Umstände mit seinem Bruder gemacht würden. Und auf einen nochmaligen Streit mit ihm konnte sie sich nicht einlassen. So brach denn die Nacht herein, ohne daß etwas geschah.

Bald nach zehn Uhr hörte Charlotte Thüren klappen. Sie gingen alle zu Bett. Sie hörte ihren Mann im Hausflur seiner Mutter gute Nacht zurufen, und dann die Treppe hinaufgehen. Lina hatte sich eine Matratze in einer Ecke des Schlafzimmers zurecht gemacht und sich

dort, nur halb ausgekleidet, niedergelegt. Sie schlief bereits fest. Auch Charlotte versuchte zu schlafen.

Der Regen hatte aufgehört, Totenstille herrschte im Hause. Die regelmäßigen Atemzüge des schlafenden Mädchens waren das einzige Geräusch, das die lauschende Charlotte vernehmen konnte. Ja, sie saß und lauschte, ihr Herz klopfte so stark, daß sie nicht ausgestreckt zu liegen vermochte. Und dann meldeten sich auch wieder Schmerzen aller Art. Sie hatte sich am Nachmittag ausgeschlafen. Jetzt war sie munter und stark genug, um ihr ganzes Elend, ihre trostlose Verlassenheit voll zu empfinden. Sie saß und rang die Hände und ließ die Thränen fließen und lauschte, ob sich nicht von irgendwo eine Stimme hören lassen möchte, die ihr einen wirksamen Trost zuspräche.

Und nun schlug thatsächlich ein fremder Laut an ihr Ohr. Es ging jemand oben auf dem Boden. Gerade über ihrem Schlafzimmer lag das Stübchen der Tante, in dem sie heute zwangsweise den Gatten einquartiert hatte. Und die Schritte näherten sich von weiter her. Und dann ging oben die Thür. Sie hörte einen lauten Schreckensruf und dann ein Getrampel hin und her da oben, daß die Ampel über ihrem Bette klirrte. Deutlich vernahm sie nun Ariberts Stimme. Und dann das gellende Geheul des Taubstummen.

„Lining! Lining!" rief sie so laut sie konnte und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett. „Lining um Gotteswillen, steh doch auf!" Die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Sie brachte keinen Ton mehr hervor. Und im Hemd mit bloßen Füßen lief sie nach der Lager-

statt Linas und rüttelte das schlaftrunkene Mädchen am Arme auf.

Immer lauter wurde der Lärm da oben im Dachzimmer. Und als Lina sich endlich so weit ermuntert hatte, um der Herrin in den Schlafrock und in die Pantoffeln zu helfen, gab's da oben ein Geklirr, als ob jemand ein gläsernes Geschirr zu Boden geworfen hätte und dann erhoben sich die Stimmen der beiden Brüder so laut und wütend, daß es schauerlich durch das ganze Haus schallte. Und da ward die Thür oben aufgerissen, für einige Sekunden schien sich der Streit auf dem Bodenraum fortzusetzen — dann ein durchdringender Schrei und ein fürchterliches Gepolter die hölzerne Treppe hinunter.

Charlotte schrie gleichfalls auf und taumelte voraus, das Mädchen mit der brennenden Kerze hinterdrein. Und als sie auf den Vorplatz hinauskamen, da sahen sie Friedrich Karl am Fuße der Treppe liegend, die Beine nach oben auf den Stufen, und aus seinem Hinterkopf floß in schmalem Strome dampfendes Blut über die kühlen Steinfließen.

Charlotte sank neben ihm auf die Kniee nieder und wollte seinen Kopf auf ihren Schoß nehmen, — zwei verglaste, verdrehte Augen, die noch lebten und doch nichts sahen, stierten sie an. Da stieß sie abermals einen Schrei des Entsetzens aus und sank ohnmächtig in sich zusammen.

Frau von Klinkenberg und die Tante waren nun auch von dem Lärm wach geworden und erschienen in der Thür ihres Schlafzimmers. Und von oben kam gleichzeitig Aribert, der noch angekleidet war, die halbe Treppe hinuntergelaufen und schrie:

„Zum Himmeldonnerwetter! schnell — wer da unten wach ist! — Wasser her und den alten Teppich aus der Gesindestube — es brennt bei mir. Der verrückte Mensch hat mich umbringen wollen, er hat die brennende Lampe nach mir geschmissen!“

Die Furcht vor dem Feuer drängte alle anderen Rücksichten hintan. Frau von Klinkenberg rannte nach dem Keller hinunter, um die dort schlafenden Leute zu wecken. Das Tantchen jammerte und that gar nichts und Lina mußte ohne Hilfe den schweren Körper Charlottens an den Armen in das Schlafzimmer zurückschleifen. Dann lief sie mit der Wasserkanne wieder auf den Vorplatz. Inzwischen hatten sich auch Karl und die Köchin eingefunden. Mit Hilfe der letzteren trug Lina Friedrich Karl in das Zimmer des Herrn. Er war nicht tot, er lallte noch von Zeit zu Zeit röchelnd auf und schlug mit den Armen um sich. Inzwischen lief der Bursche, um das Gesinde zu wecken, das im Hofgebäude schlief. Bald waren eine ganze Menge Menschen zur Stelle und schleppten Wasser herbei, weit mehr als nötig war um den kleinen Brand in der Dachstube zu löschen. Der Stallknecht mußte einspannen, um in aller Nacht den Arzt zu holen. — —

Bald nach Mitternacht war wieder alles still im Hause. Die Knechte und Mägde hatten sich wieder zur Ruhe begeben, sobald die Feuersgefahr beseitigt und die Blutlache im Vorflur aufgewischt worden war. Frau von Klinkenberg saß bei ihrem Sohne auf, um ihm von Zeit zu Zeit eine neue kalte Kompresse auf das immer noch blutende Hinterhaupt zu legen. Sie hatten den Ver=

wundeten wieder in sein eigenes Bett getragen. Tante Lollchen, die die Mutter bei der Pflege ablösen wollte, war in Friedrich Karls altem Korbstuhl eingenickt.

Aribert hatte leicht genug die Verzeihung seiner Mutter erhalten. Was konnte er auch dafür? In seinem Fieberwahnsinn hatte ihn der Bruder meuchlings überfallen; er hatte nur in der Notwehr gehandelt; und daß der Unglückliche die Treppe hinabstürzen mußte, war dessen eigene Ungeschicklichkeit, nicht seine böse Absicht gewesen. Auch bei seiner Frau hatte Aribert hineingeschaut, und nachdem er sich überzeugt, daß er auch dort vorläufig nicht helfen könne, sich auf der Ottomane in seinem Arbeitszimmer zur Ruhe ausgestreckt.

Es war in der Frühe um drei Uhr, als Lina Fiedrich Karls Kammer betrat. Sie fand die beiden alten Damen eingeschlafen. Und sie rüttelte Frau von Klinkenberg am Arm wach und raunte ihr ins Ohr: „Sei mötten nu dok wol mal eins nach die junge gnädge Frau sehen. Ick kann dat nu nich mehr mit anhüren. Ick weet wo dat is. Dat is nu so wit, gnädige Frau. Ick häw dat ja sülfs allens dörchmackt.“

* * *

Es war am anderen Tage gegen Mittag. Das Tantchen, Aribert und Karola, die auf die Nachricht vom Tode des alten Herrn Schönbeck herübergekommen war, um ihr Beileid auszusprechen, saßen schon seit Stunden ängstlich harrend im Wohnzimmer beisammen. Da endlich trat Frau von Klinkenberg herein, über das ganze Gesicht strahlend.

Aribert stürzte ihr entgegen und ergriff sie beim Handgelenk. „Nun, wie steht's? Ist es endlich überstanden?"

„Ja, Gott sei Lob und Dank! Albertchen ich gratuliere Dir! Es ist zwar nur ein Mädchen, sieben Monat alt und so 'n klein mückeriges Dingelchen; aber das macht alles nichts. Es hat die Wände beschrieen — denk bloß Albertchen, es hat die Wände beschrieen! Nich wahr, so steht's im Gesetz: wenn es man die Wände beschrieen hat, denn erbt es auch! Janz leise quarrt's man, janz leiseken; aber's lebt doch, und die Kielschen hat gesagt, wir sollten's man in die warme Röhre legen — am Ende können wir's noch durchbringen."

„Und wie geht's Lotten?" fragte Aribert, das Geschwätz ungeduldig unterbrechend.

Frau von Klinkenberg zuckte die Achseln, blickte gen Himmel und seufzte vielsagend. „Ach, Lotte —??"

* *
*

Am zehnten Tag nach der Entbindung trugen sie Frau Charlotte von Klinkenberg, geborene Schönbeck zu Grabe. Und wenige Tage später ruhte auch schon das kleine Mädchen an ihrer Seite. Hedwig Prümmer war zum Begräbnis der Schwester nach Strehsen gekommen. Der Doktor Heinrich Schönbeck hatte sich nicht dazu entschließen können. Niemals erfuhren die Schönbecks die Wahrheit über die Ursachen der vorzeitigen Niederkunft ihrer Schwester. Und dennoch ließen sie sich's nicht ausreden, daß der Gatte irgendwie an ihrem Tode Schuld sei. —

Durch die doppelte Trauer wurde Hedwig Prümmers Hochzeit um etliche Monate hinausgeschoben und dann endlich ganz still gefeiert. Auch sie hatte sich über ihr überschwengliches Glück kindliche Illusionen gemacht. Der große Stanislaus entpuppte sich im heiligen Ehestande als ein herzlich nüchterner, echter Philister, der die Kunst der Menschendarstellung betrieb, wie irgend ein anderes ehrsames Handwerk. Aber er war ein kreuzbraver Mann, ein musterhafter Gatte und Vater, auch für den kleinen Konrad Prümmer. So ertrug denn Frau Hedwig ihre komische Enttäuschung guten Mutes und ward schließlich, da nun einmal von ihrem Gatten irgend welche romantischen Seitensprünge unter keinen Umständen zu befürchten und irgend welches Verständnis für ihre eigenen, schüchternen Gelüste der Art, die sie zuweilen anwandeln wollten, nicht zu erwarten war, aus reiner Verzweiflung selber ein kreuzbraves, zufriedenes Philisterweibchen. — —

Nachdem die gerichtlichen Formalitäten erledigt und Charlottens Erbteil an ihren Witwer ausbezahlt worden war, hörte jegliche Beziehung zwischen den Familien Schönbeck und von Klinkenberg auf. Nach Jahr und Tag hörte Heinrich Schönbeck zum erstenmal wieder etwas von dem verhaßten Menschen. Er brachte dem Schwager Hellhoff ein Zeitungsblatt mit, in welchem zu lesen stand, daß Aribert von Klinkenberg zum konservativen Vertreter der Ostpriegnitz in den Reichstag gewählt worden war. Und wenige Wochen später stand in derselben Zeitung seine Verlobung mit der Freiin Gisela von l'Esclaire zu lesen.

Der brave Hellhoff entrüstete sich gut biedermännisch

darüber, daß solch ein gewissenloser Streber so ganz unangefochten vorwärts komme.

„Selbstverständlich, ich habe nie daran gezweifelt," versetzte Heinrich, bitter lachend. „Die fleißigen Streber seines Gleichen haben jetzt eine goldene Zeit. Die kalte Ichsucht schützt besser als eine Rüstung von hartem Stahl gegen die Wunden, die das Leiden der Menschheit mitleidigen Herzen schlagen kann. Sie schützt auch sicher wie Halsberge und Helm mit geschlossenem Visir den Kopf davor, daß etwaige gefährliche Gedanken — nicht entwischen können! Ja ja, der edle Junker Aribert, das ist ein stolz Gewappneter, der wird es noch zu hohen Ehren bringen als feste Stütze für Thron und Altar. Das ist die neue Ritterschaft vom heiligen Ego!"

* * *

„Der wird es noch weit bringen," sagte auch der Baron l'Esclaire mit stolzem Lächeln, wenn von seinem Schwiegersohn die Rede war. „Das ist ein Mann wie eine Katz: der fällt immer auf die Beine. Mit seiner ersten Ehe hat er Pech gehabt — die Frau paßte gar nicht zu ihm. Beschränkter bürgerlicher Gesichtskreis, genanter Anhang. Ihr Tod bringt ihm zweimalhunderttausend Mark ein. Er kauft sich in Pommern an, in meiner nächsten Nachbarschaft. Was wollen Sie, warum soll ich ihm meine Tochter nicht geben? Das eine Gut kriegt sie mit, — mit seinem zusammen macht es einen famosen Besitz aus. Der Mann wirtschaftet ausgezeichnet, bringt alles in die Höhe, was er anpackt. Außerdem ein

eleganter, schneidiger Kavalier, dem es wahrhaftig kein Mensch anmerkt, daß sein Vater sozusagen Hungers gestorben und seine Mutter 'ne ordinäre Person ist. Die sitzt da auf seiner Priegnitzer Sandklitsche und teilt sich mit einer verdrehten alten Schraube von einer Tante in die Aufgabe, den paralytischen älteren Bruder zu Tode zu pflegen. Na, meiner Tochter kommt die Gesellschaft natürlich nicht ins Haus — die sind ja da ganz gut aufgehoben. Nein, nein, mein Lieber, auf meinen Schwiegersohn laß ich nichts kommen. Das ist ein moderner Mensch wie er sein soll: ein robustes Gewissen und rasch zur That. Wir stecken alle noch viel zu sehr in den romantischen Flausen drin. Mein Schwiegersohn hat ganz recht; für einen forschen Kerl, für einen strebsamen intelligenten Kopf gibt's heutzutage nur einen Wahlspruch: „Ecce ego!" zu deutsch: „Erst komme ich!"

Ende.

Der Dresdner Anzeiger schreibt: Ein seltsames Buch; auf der einen Seite voll des köstlichen Humors, auf der anderen voll der bittersten Wehmut, hier beißend in seinem satyrischen Elemente, dort anheimelnd in seiner frischen Naivität. Man sieht, v. Wolzogen hat viel Farben auf seiner Palette gehabt, als er diesen, das Leben und Treiben auf einer Einjährigen- beziehentlich Fähnrichspresse in der Nähe Berlins schildernden Roman schrieb und uns eine Reihe von lebenswahren Gestalten von scharfsinnig gewählten, echten Menschentypen aus unseren Tagen der Verbitterung, des Pessimismus und der Entartung auf fast allen Schaffensgebieten im Konflikt mit dem eigenen Innern, mit ihrer Umgebung oder mit der Welt von heute, dem Zeitalter des fin de siècle vorführte. Aber dem beliebten Erzähler kam es nicht nur darauf an, einen satirisch-humoristischen Roman zu schaffen, den Leser durch Vorführung von Charakteren und Handlung zu fesseln, zu packen und die Wucht der mit dem unter Thränen lächelnden Humor gemischten Tragik auf uns wirken zu lassen, v. Wolzogen entrollt ein Zeitbild, das auf unsere Kulturzustände ein scharfes Licht wirft. Unter den Entgleisten versteht Wolzogen „alle verfehlten Existenzen, die da immer massenhafter werden, je accurater unser ganzes Staats- und Gesellschaftsleben reglementirt". Das Schema herrscht, der Mensch wird zur Nummer, das Individuum an sich verliert sich im Meer des Allgemeinen. Man wird aus dem Geleise geworfen, das die Natur vorschreibt und bleibt mit jämmerlich zerbrochenen Gliedmaßen am Wege liegen . . . .
. . . . „Ich klage an diese Angst vor dem eigenen Selbst, die wir uns glücklich angezüchtet haben und die gerade uns, die wir uns die höhere Gesellschaft zu nennen belieben, in einen so kleinen Kastengeist hineintreibt. Alle Verhältnisse, Einrichtungen und Gesetze klage ich an, die es dem Einzelnen unmöglich machen, seine angeborene Eigenart frei und voll zum Besten der Allgemeinheit zu entfalten. Wenn man nicht mehr fragen wird: wer bist Du? wer ist Dein Vater? was hast Du? wo sind Deine Papiere, Dein Tauf-, Dein Trau-, Dein Impfschein? welchen Grad von Weisheit hat man Dir bescheinigt? — wenn man über das alles lachen wird, wenn man nur nach der Persönlichkeit und der Leistung fragt, wenn die Arbeit Ehre giebt, wenn nicht mehr das selbständige Urteil am Fortkommen hindert und das Genie gar zum Fluche wird, dann wird es keine Entgleisten mehr geben" u. s. w. In diesen Worten liegt der Kern des Romans, der von jedermann gelesen zu werden verdient, weil er keine bloße Unterhaltung bietet, sondern ein Dichterwerk im besten Sinne des Wortes ist.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

